P. o. germ. 2042 i

909

<36611239820012

<36611239820012

Bayer. Staatsbibliothek

[F. L. v. Hardenberg]

Novalis Schriften.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck

und

Fr. Schlegel.

Vierte Ausgabe.

Stuttgart,

bei A. F. Macklot,

1826.

A/66/960

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
zur erſten Auflage.

Wir übergeben dem Leſer hiemit, was wir, den Umſtänden nach, von den hinterlaſſenen Fragmenten unſers Freundes durch den Druck bekannt machen konnten. Obgleich dieſe Blätter nicht alles enthalten, was der Bekanntmachung würdig war, ſo drücken ſie doch vollkommen das Gemüth des Verfaſſers aus, oder ſeine innere Geſchichte, ſo wie ſie alles berühren, worüber er etwas gedacht und erfahren hat. Darum haben wir es auch für beſſer gehalten, dieſe Bogen durch keine Geſchichte ſeines Lebens zu vermehren, weil jeder Befreundete die Andeutungen des veränderten Gemüths finden, und ohne weiteres die Geſchichte ſeines Lebens, was er ſein Leben nennen konnte, verſtehen wird. Es kann hier nicht unſere Abſicht ſeyn, nachfolgende Werke zu empfehlen, oder zu beurtheilen, weil es wohl möglich ſeyn dürfte, daß jedes Urtheil, was ſchon jetzt hervorträte, ein zu frühzeitiges und unreifes wäre: denn ein Geiſt von dieſer Originalität muß erſt begriffen, ſein Wollen verſtanden, und ſeine liebevolle Abſicht gefühlt und erwiedert

ſeyn, ſo daß wir wohl erſt, wenn ſeine Ideen andre Geiſter befruchtet, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geſchichtlichen Zuſammenhange ſehen können, wo er ſelber ſtand, und wie er ſich zu ſeinem Zeitalter verhielt. Ich will daher nur kurz von dem Inhalte dieſer Sammlung ſprechen.

Den erſten Abſchnitt nimmt ein Roman ein, welchen der Verfaſſer unvollendet hinterließ. Ich habe verſucht, in einem kurzen Berichte, den Leſern eine Andeutung des Plans zu geben, von dem ich aber nicht weiß, in wiefern ich ihn ſelber getroffen oder verfehlt habe. Unter einzelnen Bemerkungen und Ideen über dieſes Buch zu ſeiner weitern Ausarbeitung findet ſich auch folgende Stelle: „Meine Erzählungen und romantiſchen Arbeiten ſind noch zu grell und zu hart gezeichnet, derbe Striche und Umriſſe, nackt und unausgeführt; es fehlt ihnen jener ſanfte, rundende Hauch, jene Fülle der Ausarbeitung, Mitteltinten, feine verbindende Züge, eine gewiſſe Haltung, Ruhe und Bewegung in einander, individuelle Beſchloſſenheit und Fremdheit, Geſchmeidigkeit und Reichthum des Styls, ein Ohr und eine Hand für reizende Periodenketten.“

Die Hymnen an die Nacht ſind hier aus dem Athenäum wieder abgedruckt. Mit dieſen Gedichten war der Verfaſſer ſelbſt in Anſehung der Ausführung am meiſten von allen ſeinen Arbeiten zufrieden.

Die kleineren Gedichte, die nachfolgen, ſind bis jetzt nicht gedruckt geweſen, ſo wie die geiſtlichen Lieder, welche der Leſer zum Theil ſchon aus dem Schlegelſchen Muſenalmanach kennt, hier durch neue vermehrt erſcheinen. Dieſe Lieder waren der Anfang eines chriſtlichen Geſangbuches, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigſten Momente und Anſichten des Chriſtenthums ſchreiben wollte.

Die Lehrlinge zu Sais enthalten den Anfang eines phyſikaliſchen Romans, welchen der Dichter zwar ſchon vor einigen Jahren in dieſer Geſtalt angefangen, aber niemals weiter ausgeführt hat.

Den Beſchluß der Sammlung machen Fragmente vermiſchten Inhalts. Die Freunde des Verfaſſers werden hier die meiſten derjenigen, die unter dem Namen Blüthenſtaub im Athenäum abgedruckt waren, unter verſchiedene Abtheilungen zerſtreut, wieder finden, ſo wie einige von denen, welche „Glauben und Liebe" überſchrieben waren, und in den Jahrbüchern der Preußiſchen Monarchie mitgetheilt wurden; wenige ſind aus größern Aufſätzen abgeriſſen, die meiſten aber aus den Papieren unſers verſtorbenen Freundes, in verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, geſammelt. Er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädiſchen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verſchiedenen Wiſſenſchaften ſich gegenſeitig erklären, unterſtützen und be=

leben ſollten. Aus dem Entwurfe dieſes Werkes, welches, wie es ſcheint, nur aus dergleichen abgeriſſenen Sätzen beſtehen ſollte und konnte, ſind die meiſten dieſer Gedanken genommen. Mein Freund Fr. Schlegel hat hauptſächlich die Auswahl getroffen, und ich habe den Verſuch gemacht, ſie in verſchiedenen Abtheilungen in eine Art von Ordnung zu bringen, die vielleicht eben nicht ſtrenger ſeyn konnte. Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir zu viele dieſer Fragmente, oder unter dieſen ſolche bekannt gemacht haben, die der Verfaſſer niemals für den Druck beſtimmt hatte, denn wir haben nach ſtrenger Prüfung nur diejenigen ausgewählt, die uns die wichtigeren ſchienen, auch wurden wir überdies von den Nachweiſungen und Andeutungen unſers Freundes geleitet, der ſeine Papiere oftmals von neuem durchſah und Bemerkungen dazu ſchrieb; doch muß ich geſtehn, daß der größte Theil der Fragmente nur aus Rückſicht auf den Raum zurückgeblieben iſt, der ſonſt wohl eine Stelle in dieſen Büchern hätte finden ſollen. Der Verfaſſer ſelbſt war gleichgültig darüber, was von ihm öffentlich erſchien, und was zurück blieb; ſo daß auch in dieſem Betracht die Bekanntmachung vieler von dieſen Fragmenten als keine Anmaßung erſcheinen darf, da er ſie nur für eine ſpätere Bekanntmachung aufbehalten hatte, wie er ſelbſt am Schluß dieſer Fragmente ſagt: „Nur weniges iſt reif zum

Druck, und nur als Fragment brauchbar, ſehr vieles gehört zu einer großen, wichtigen Idee. Ich glaube nicht, daß etwas Unwichtiges unter dem Undurchſtrichenen iſt. Das Angeſtrichene wollte ich in eine Sammlung neuer Fragmente aufnehmen und dazu ausarbeiten. Das Uebrige ſollte bis zu einer weitern Ausführung warten. Durch Fortſchreiten wird ſo vieles entbehrlich, ſo manches erſcheint in einem andern Lichte, ſo daß ich vor der Ausführung der großen Idee nicht gern etwas Einzelnes ausgearbeitet hätte. Als Fragment erſcheint das Unvollkommene noch am erträglichſten, und alſo iſt dieſe Form der Mittheilung dem zu empfehlen, der noch nicht im Ganzen fertig iſt, und doch einzelne merkwürdige Anſichten zu geben hat."

Jedem Verehrer der Wiſſenſchaft und Kunſt ſollte dieſe Erſcheinung wichtig und anziehend ſeyn, wenn er auch über vieles anders dächte, und anderes ihm fremd und unverſtändlich dünkte; ein näher befreundetes Gemüth wird in den verſchiedenſten Gedanken denſelben Geiſt ahnden und ſehen; dieſes wird ohne nähere Bezeichnung die Ideen finden, die wie aus einem Mittelpunkte alle übrigen verſtändlich machen; ein ſolcher wird allenthalben die durchbrechende Liebe wahrnehmen, und ſich nicht von einzelnen Widerſprüchen ſtören laſſen, die dem Menſchen ſo nothwendig ſind, wie aller Krieg; er wird endlich dieſe Sammlung ſo brauchen, wie ein vertrauter Freund des Verfaſſers

ſie anſehn muß, als ein Buch der Erweckung und Andacht, als Texte zu Reden, Abhandlungen und Predigten, als ein Buch, das viele andre Bücher und Bemühungen erſt verſtändlich, wenn nicht gar unnütz macht.

L. T.

Vorrede

zur dritten Auflage.

Die Freunde dieſer Schriften haben ſchon oft gewünſcht, einige Nachrichten von den Lebensumſtänden des Verfaſſers zu erhalten. Wenn ſich auch in wenigen Büchern das Gemüth des Verfaſſers ſo klar und rein abſpiegelt, wie in dem ſeinigen, ſo iſt es doch natürlich, daß der Leſer etwas von den äußeren Umgebungen und den Schickſalen des Autors zu erfahren wünſcht, welchen er liebt, und diejenigen Freunde des Novalis, welche ihn nicht perſönlich gekannt haben, mögen alſo nachſichtsvoll die wenigen Nachrichten aufnehmen die ich aus den Erinnerungen eines zwar vertrauten aber nur kurzen Umganges mit dem Verewigten ſammeln kann.

Der Baron von Hardenberg, der Vater des Ver-

faſſers, war Direktor der Sächſiſchen Salinen. In der Jugend war er Soldat geweſen, und behielt auch noch im Alter eine Vorliebe für dieſen Stand. Er war ein rüſtiger, unermüdet thätiger Mann, von offnem, ſtarken Charakter, ein ächter Deutſcher. Sein frommer Sinn machte ihn zum Mitglied der Herrnhutiſchen Gemeine, doch blieb ſein Weſen heiter, derb und bieder. Seine Mutter gehörte zu derſelben frommen Gemeine, ein Muſter edler Frömmigkeit und chriſtlicher Milde, mit welchen ſie in der ſchönſten Ergebenheit das Schickſal trug, in wenigen Jahren einen Kreis von blühenden, gebildeten und hoffnungsreichen Kindern ausſterben zu ſehn.

Am zweiten May im Jahre 1772 ward Friedrich von Hardenberg (Novalis) auf einem Familiengute in der Grafſchaft Mansfeld geboren. Eine Schweſter ausgenommen, welche ein Jahr früher geboren wurde, war er der älteſte von eilf Geſchwiſtern. Die Familie beſtand aus ſieben Söhnen und vier Töchtern, welche alle durch Geiſt und Gemüth ausgezeichnet waren, und welche die ſchönſte und freiſte Liebe verband, und ſie mit eben dieſer freien Liebe, ſo daß jeder ſich ſeiner Eigenthümlichkeit bewußt blieb, den Eltern verknüpfte. Friedrich v. Hardenberg war in ſeinen erſten Kinderjahren ſehr ſchwächlich, doch ohne an eigentlichen oder ſchweren Krankheiten zu leiden. Er war träumeriſch ſtill und verrieth nur wenig Geiſt, er entfernte ſich von andern

Knaben, und nur die außerordentliche Liebe, mit welcher er ſich ganz ſeiner Mutter hingab, zeichnete ihn vor ſeinen andern Geſchwiſtern aus. Dieſe Mutter, die ältere Schweſter, und zwei Brüder, die nur wenig jünger waren, als er, waren ſeine einzigen Geſellſchafter. Im neunten Jahr befiel ihn eine gefährliche Ruhr, die eine völlige Atonie des Magens zur Folge hatte, welche nur durch eine langwierige Cur und die ſchmerzhafteſten Reizmittel gehoben werden konnte. Nun ſchien ſein Geiſt wie aus einem Schlafe zu erwachen, und er zeigte ſich plötzlich als ein muntres, thätiges und geiſtreiches Kind. Sein Vater, der durch ſeine weitläuftigen Geſchäfte oft abgerufen wurde, und viele Zeit ſeines Lebens auf Reiſen zubrachte, mußte den wichtigſten Theil ſeiner Erziehung der Mutter und den Hofmeiſtern überlaſſen. Die ſanfte Ruhe, die ſchöne Religioſität der Mutter, ſo wie die fromme Stimmung beider Eltern, welche ſich natürlich auch dem ganzen Hauſe mittheilte, machten auf ſein Gemüth die tiefſten Eindrücke, welche ihn ſein ganzes Leben hindurch beglückten. Er war nun ſehr fleißig, ſo daß er ſchon im zwölften Jahre ziemliche Kenntniſſe im Lateiniſchen und einige vom Griechiſchen beſaß: Gedichte zu leſen war die Erholung ſeiner müſſigen Stunden. Vor allen liebte er Mährchen und er übte ſich ſchon früh, dergleichen zu erfinden und ſeinen Brüdern zu erzählen. Ein ſonderbares poetiſches Spiel ſetzte er

mit dieſen (mit Erasmus und Carl) einige Jahre fort: jeder von ihnen ſtellte nehmlich einen Genius vor, der eine des Himmels, der andre des Waſſers, der dritte der Erde; Sonntags Abends erzählte ihnen dann Novalis die mannichfaltigſten und wunderbarſten Begebenheiten aus dieſen verſchiedenen Reichen. Aus dieſer Zeit finden ſich auch noch einige Gedichte von ihm.

Er ergab ſich einem vielleicht übertriebenen Fleiße, und las vorzüglich die Geſchichte mit außerordentlicher Begierde. Im Jahr 1789 beſuchte er ein Gymnaſium und im Herbſt des folgenden Jahres ging er, um zu ſtudiren, nach Jena. Hier blieb er bis 1792, und beſuchte nun mit ſeinem Bruder Erasmus die Univerſität Leipzig. Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg und vollendete dort ſeine Studien.

In dieſen Jahren trat, beim Ausbruch des Franzöſiſchen Krieges, auf einige Zeit eine gewaltſame Unterbrechung ein, indem ſich eine plötzliche Kriegsluſt ſeiner ſo gewaltſam bemeiſterte, daß nur die vereinten Bitten ſeiner Eltern und Verwandten ihn wieder beruhigen konnten.

Zur nämlichen Zeit machte er auch Fr. Schlegels Bekanntſchaft, deſſen wärmſter Freund er bald wurde; auch Fichte lernte er kennen, und dieſe beiden Geiſter hatten einen großen und bleibenden Einfluß auf ſein ganzes Leben. Er ſtudirte nach einiger Zeit die Wiſſenſchaftslehre mit unermüdlichem Eifer. Nachdem

er Wittenberg verlaſſen hatte, ging er nach Arnſtadt in Thüringen, um ſich in praktiſchen Geſchäften unter dem Kreis=Amtmann Juſt zu üben. Dieſer treffliche Mann wurde bald einer ſeiner vertrauteſten Freunde. Es war nicht gar lange nach ſeiner Ankunft in Arnſtadt, als er auf einem benachbarten Landgute Sophie v. K. kennen lernte. Der erſte Anblick dieſer ſchönen und wunderbar lieblichen Geſtalt entſchied für ſein ganzes Leben, ja man kann ſagen, daß die Empfindung, welche ihn durchdrang und beſeelte, der Inhalt ſeines ganzen Lebens ward. Schon in Kindergeſtalten prägt ſich zuweilen ein Ausdruck ab, den wir, weil er zu holdſelig und geiſtig lieblich iſt, überirdiſch und himmliſch nennen müſſen, und gewöhnlich befällt uns bei dieſen verklärten und faſt durchſichtigen Angeſichtern die Furcht, daß ſie zu zart und feingewebt für dieſes Leben ſind, daß es der Tod oder die Unſterblichkeit iſt, die uns ſo bedeutend aus den glänzenden Augen anſchaut; und nur zu oft macht ein ſchnelles Hinwelken unſre ahndende Furcht zur Wahrheit. Noch ergreifender ſind dieſe Geſtalten, wenn ſie die Kindheit glücklich zurück gelegt haben und der Jungfrau entgegen blühen. Alle diejenigen, welche dieſe wunderbare Geliebte unſers Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es keine Beſchreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmliſchen Anmuth ſich dieſes überirdiſche Weſen bewegt, und welche Schönheit ſie

umglänzt, welche Rührung und Majeſtät ſie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter, ſo oft er nur von ihr ſprach. Sie hatte dreizehn Jahre beſchloſſen, als er ſie kennen lernte, der Frühling und der Sommer von 1795 war die Blüthezeit ſeines Lebens; jede Stunde, die er ſeinen Geſchäften abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbſt deſſelben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft. Bald darauf ward Sophie tödtlich krank, an einem Fieber, welches mit Seitenſtichen verbunden war, und ob ſie gleich nach einigen Wochen wieder hergeſtellt wurde, ſo behielt ſie doch einen Schmerz in der Seite, der ihr durch ſeine Unleidlichkeit manche ſchöne Stunde verdarb. Novalis war durch die Krankheit ſeiner angebeteten Geliebten ſehr angegriffen worden, doch beruhigte ihn nachher die Ausſage ihres Arztes, der dieſe Schmerzen für unbedeutend hielt.

Kurz nach ihrer Geneſung ging er nach Weißenfels, und wurde bei dem Departement, von welchem ſein Vater Direktor war, als Auditor angeſtellt. Der Winter von $17\frac{95}{96}$ verflog ihm unter Geſchäften, und die Nachrichten aus Grüningen waren faſt immer beruhigend, im Frühjahr 1796 reiſete er einigemal hin und fand ſeine Braut dem Anſchein nach geſund. In dieſer Zeit aber war ſein Bruder Erasmus erkrankt, ſo daß er die Studien aufgeben mußte, und ſich in

einer entfernteren Gegend dem Jagd- und Forſtweſen widmete. Der nächſte Bruder Carl war Soldat und mußte in dieſem Frühjahre in das Feld ziehn. So lebte Novalis ruhig in dem Hauſe ſeiner Eltern, mit dieſen vorzüglich und ſeinen beiden älteſten Schweſtern, (die übrigen Geſchwiſter waren noch unerwachſen) als er im Sommer, indem er ſich der Ausſicht auf ſeine nahende Verbindung mit Sophien erfreute, plötzlich die Nachricht erhielt, daß ſie in Jena ſey, und ſich dort habe operiren laſſen. Es war ihr Wille geweſen, daß er ihre Krankheit, ſo wie die gefährliche Operation, nur wann ſie vorüber ſey, erfahren ſolle; ſie litt an einem gefährlichen Lebergeſchwür. Er eilte nach Jena, und fand ſie ſehr leidend; der Arzt, der den Ruf des geſchickteſten hatte, ließ nur eine ſehr langſame Geneſung hoffen, ob es ſich gleich zur Beſſerung anließ. Doch mußte die Operation bald wiederholt werden, und nun fürchtete der Arzt, daß die Kranke nicht Kräfte genug haben möchte, um die Heilung möglich zu machen. Mit hohem Muth und unbeſchreiblicher Geduld ertrug Sophie alle dieſe Leiden; Novalis tröſtete ſie. Seine Eltern waren zugegen und hofften nichts ſo ſehnlich, als die Geneſung des liebenswürdigen Weſens, auch ſeine beiden Brüder waren zurückgekommen, und alle ſuchten dem Trauernden und der Leidenden hülfreich zu ſeyn. Im December wünſchte Sophie wieder nach Grüningen zu reiſen. Novalis bat ſeinen Bruder

Erasmus, die Reiſe mit ihr zu machen, und dieſer begleitete ſie mit ihrer Mutter und Schweſter, welche ſie in Jena gepflegt hatten, nach dem Orte ihres Aufenthaltes, worauf er ſich wieder nach dem Forſtinſtitut in Franken zurück begab.

Novalis war abwechſelnd in Weißenfels und Grüningen; er mußte es ſich aber mit Schmerzen geſtehn, daß er Sophien bei jedem Beſuche kränker fand. Am Schluß des Januars 1797 kam auch ſein Bruder Erasmus ſehr krank nach Weißenfels zurück, und die Stimmung des Hauſes war ſehr traurig, da man den Tod zweier ſo innig geliebten Weſen täglich erwarten mußte.

Der 17te März war der funfzehnte Geburtstag ſeiner Geliebten, und den 19ten gegen Mittag entſchlummerte ſie in den Armen ihrer Schweſter und ihrer treuen ſie innig liebenden Erzieherin, einer Mlle. Danscour. Niemand wagte, dieſe Nachricht Novalis mitzutheilen, endlich übernahm es ſein Bruder Carl. Der Trauernde verſchloß ſich, und nach drei durchweinten Tagen und Nächten reiſete er nach Arnſtadt, um dort bei ſeinen treuen Freunden dem geliebten Orte näher zu ſeyn, der jetzt die Ueberreſte des theuerſten Weſens verbarg. Schon am 14ten April verließ auch ſein Bruder Erasmus dieſe Welt. Novalis ſchrieb ſeinem Bruder Carl, der nach Nieder-Sachſen eine Reiſe hatte machen müſſen, dieſen Todesfall: Sey ge-

troſt, Erasmus hat überwunden, die Blüthen des lieben Kranzes löſen ſich einzeln hier auf, um ihn dort ſchöner und ewig zuſammen zu ſetzen." —

In dieſer Zeit lebte Novalis nur ſeinem Schmerze, es ward ihm natürlich, die ſichtbare und unſichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten, und Leben und Tod nur noch durch die Sehnſucht nach dieſem zu trennen. Zugleich aber ward ihm auch das Leben ein verklärtes, und ſein ganzes Weſen zerfloß wie in einen hellen bewußtvollen Traum eines höhern Daſeyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todesſehnſucht erklären ſich ſein Weſen und alle ſeine Vorſtellungen, auch iſt es wohl möglich, daß dieſe Zeit durch tiefe Trauer den Keim des Todes in ihn pflanzte, wenn es nicht überall ſchon ſein beſtimmtes Schickſal war, uns ſo früh entriſſen zu werden.

Er blieb viele Wochen in Thüringen und kam getröſtet und wahrhaft verklärt zu ſeinen Geſchäften zurück, die er eifriger als je betrieb, ob er ſich gleich als einen Fremdling auf Erden betrachtete. In dieſe Zeit, einiges früher, vieles ſpäter, vorzüglich in den Herbſt dieſes Jahres, fallen die meiſten jener Aufſätze, die wir auszugsweiſe unter dem Titel „Fragmente" dem Publikum mitgetheilt haben, eben ſo die Hymnen an die Nacht.

Im December dieſes Jahres ging er nach Freyberg.

Hier erwachte durch Bekanntſchaft und Lehre des berühmten Werner ſeine Liebe zur Phyſik und zum Bergbau von neuem. Hier lernte er Julie v. Ch. kennen, und vielleicht mag es jedem andern, außer ſeinen vertrauten Freunden, ſonderbar dünken, daß er ſich ſchon im Jahre 1798 mit ihr verlobte. Sophie (wie wir auch aus ſeinen Werken ſehen) blieb der Mittelpunkt ſeiner Gedanken, als eine Abgeſchiedene verehrte er ſie faſt mehr, als da ſie ihm noch ſichtbar nahe war, aber er glaubte doch, daß Liebenswürdigkeit und Schönheit ihm gewiſſermaßen jenen Verluſt erſetzen könnten. Er ſchrieb um dieſe Zeit „Glauben und Liebe,“ den „Blüthenſtaub,“ auch einige andre Fragmente, wie „die Lehrlinge zu Sais.“

Im Frühjahr 1799 ſtarb Sophiens Erzieherin, wovon Novalis tief gerührt wurde, weil er wußte, daß ſie nur aus Sehnſucht zu ihrer geliebten Sophie geſtorben ſey. Er kehrte bald darauf zu ſeinem Vater zurück, und wurde unter dieſem als Aſſeſſor und Amtshauptmann des Thüringiſchen Kreiſes angeſtellt.

Jetzt beſuchte er wieder Jena fleißig, wo er A. W. Schlegels Bekanntſchaft machte und den genialiſchen Ritter aufſuchte, den er vorzüglich liebte und deſſen wunderbares Talent im Experimentiren bewunderte. Im Sommer dieſes Jahres ſah ich ihn zuerſt, als ich meinen Freund Wilh. Schlegel in Jena beſuchte, und unſre Bekanntſchaft wurde ſogleich zur vertrauteſten

Freundſchaft. Es waren ſchöne Tage, die wir mit Schlegel, Schelling und einigen andern Freunden verlebten. Auf meiner Rückreiſe beſuchte ich ihn in ſeinem Hauſe und lernte ſeine Familie kennen. Hier las er mir die Lehrlinge zu Sais und manche ſeiner Fragmente. Er begleitete mich dann nach Halle, und wir genoſſen in Giebichenſtein im Reichardtſchen Hauſe noch einige ſehr heitre Stunden. Um dieſe Zeit war in ihm der erſte Gedanken zum Ofterdingen entſtanden. Damals hatte er auch einige von ſeinen geiſtlichen Liedern ſchon gedichtet, ſie ſollten einen Theil eines chriſtlichen Geſangbuches ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten begleiten wollte. Er war übrigens in ſeinen Berufsarbeiten ſehr fleißig, alles was er that, that er mit Liebe, und auch das Geringſte war ihm nicht unbedeutend.

Als ich im Herbſt 1799 meinen Aufenthalt in Jena nahm, und auch Friedrich Schlegel dort wohnte, beſuchte uns Novalis bald, und ſah ſeine Freunde bald auf kürzere, bald auf längere Zeit. Seine ältere Schweſter verheirathete ſich in dieſem Jahre und die Hochzeit ward auf einem Gute in der Nähe von Jena gefeiert. Nach dieſer Vermählung hielt ſich unſer Freund lange an einem einſamen Orte in der güldnen Aue in Thüringen, am Fuße des Kyfhäuſer Berges auf, und in dieſer Einſamkeit wurde ein großer Theil des Ofterdingen ausgearbeitet. Er lebte damals vor-

züglich in der Geſellſchaft von zwei Männern, eines Schwagers ſeiner Braut, des jetzigen Generals von Thielmann, und des jetzigen Generals von Funk, den er durch jenen hatte kennen lernen. Der Umgang und die Freundſchaft dieſes letztern war ihm in mehr als einer Hinſicht werth, er konnte die Bibliothek dieſes geiſtvollen Mannes benutzen, in deſſen Chroniken er ſchon im Frühjahr zuerſt auf die Sage von Ofterdingen geſtoßen war. Durch die treffliche Biographie des Kaiſers Friedrich II. von General von Funk ward er für dieſen Regenten begeiſtert, welchen er in ſeinem Roman als das Muſter eines Königes darſtellen wollte.

Im Jahre 1800 war Novalis wieder in Weißenfels, und vom 23. Februar ſchrieb er mir: — „Mein Roman iſt in vollem Gange: 12 gedruckte Bogen ſind ungefähr fertig. Der ganze Plan ruht ziemlich ausgeführt in meinem Kopfe. Es werden zwei Bände werden; der erſte iſt in drei Wochen hoffentlich fertig. Er enthält die Andeutungen und das Fußgeſtell des zweiten Theils. Das Ganze ſoll eine Apotheoſe der Poeſie ſeyn. Heinrich von Ofterdingen wird im erſten Theile zum Dichter reif, und im zweiten als Dichter verklärt. Er wird mancherlei Aehnlichkeiten mit dem Sternbald haben, nur nicht die Leichtigkeit; doch wird dieſer Mangel vielleicht dem Inhalt nicht ungünſtig. Es iſt ein erſter Verſuch in jeder Hinſicht, die erſte Frucht der bei mir wieder erwachten Poeſie, um deren

Erſtehung Deine Bekanntſchaft das größeſte Verdienſt hat. Unter Speculanten war ich ganz Speculation geworden. Es ſind einige Lieder darin, nach meiner Art. Ich gefalle mir ſehr in der eigentlichen Romanze. — Ich werde mannichfachen Nutzen von meinem Roman haben, — der Kopf wimmelt mir von Ideen zu Romanen und Luſtſpielen. Sollt' ich dich bald ſehn, ſo bring' ich eine Erzählung und ein Mährchen aus meinem Roman zur Probe mit." —

Er kam mit dem erſten Frühjahr zu uns, und bald darauf noch einmal, indem er uns den erſten Theil des Ofterdingen in derſelben Geſtalt mittheilte, in welcher ihn das Publikum kennt.

Als ich im Sommer 1800 Jena verließ, beſuchte ich wieder meinen Freund auf einige Zeit in ſeinem väterlichen Hauſe in Weißenfels. Ich fand ihn wohl und heiter, auch ſein Anſehn unverändert, obgleich die Seinigen etwas beſorgt waren, und Bläſſe ſo wie zunehmende Magerkeit an ihm bemerken wollten. Er ſelbſt war auf ſeine Diät noch aufmerkſamer als ſonſt, er trank wenigen oder keinen Wein, genoß faſt keine Fleiſchſpeiſen, und nährte ſich hauptſächlich von Milch und Vegetabilien. Wir gingen oder ritten täglich ſpazieren, beim ſchnellen Hinanklimmen der Hügel, bei jeder auch gewaltſamen Bewegung konnte ich keine Schwäche der Bruſt, oder kürzern Athem an ihm wahrnehmen, und ich ſuchte daher ſeine Gewohnheit

zu beſtreiten, weil ich ſeine Entwöhnung von Wein und ſtärkenden Nahrungsmitteln für irrig und falſche Aengſtlichkeit hielt. Er war begeiſtert von Planen ſeines künftigen Glücks, ſeine Wohnung war ſchon eingerichtet, denn im Auguſt wollte er ſeine Verbindung mit ſeiner Braut feiern; eben ſo gern ſprach er von der baldigen Vollendung des Ofterdingen und anderer Bücher; ſein Leben ſchien ſich in die reichſte Thätigkeit und Liebe auszubreiten. Als ich von ihm Abſchied nahm, konnte ich durchaus nicht ahnden, daß ich ihn nicht wieder ſehn würde.

Indem er im Auguſt nach Freyberg zu ſeiner Hochzeit reiſen wollte, fing er an Blut auszuwerfen, welches die Aerzte aber nur für hämorrhoidaliſch und unbedeutend erklärten. Doch griff es ihn an, und noch mehr als es ſich periodiſch wiederholte. Seine Verheirathung wurde aufgeſchoben, und im Anfang des Oktober reiſete er mit ſeinem Bruder und ſeinen Eltern nach Dresden. Dieſe verließen ihn dort, um ihre verheirathete Tochter in der Oberlauſitz zu beſuchen, ſein Bruder Carl blieb in Dresden mit ihm zurück. Er wurde augenſcheinlich ſchwächer, und als er im Anfang Novembers erfuhr, daß ein jüngerer Bruder von vierzehn Jahren durch Unvorſichtigkeit ertrunken ſey, zog ihm der plötzliche Schreck einen heftigen Blutſturz zu, worauf ſeine Aerzte gleich erklärten, daß ſein Uebel unheilbar ſey. Bald darauf kam ſeine Braut nach Dresden.

Als er ſchwächer ward, wünſchte er einmal mit großer Sehnſucht, ſeinen Aufenthalt mit einem ſüdlichern Clima vertauſchen zu können: er machte den Plan, zu einem ſeiner geliebten Freunde, Herbert, welcher in Klagenfurt wohnte, zu reiſen; aber die Aerzte widerriethen dieſe Veränderung, vielleicht, weil er ſchon zu ſchwach und erſchöpft war, um dieſe Anſtrengung ertragen zu können. So verfloß dieſes Jahr, und im Januar 1801 wurde der Wunſch, wieder bei ſeinen Eltern zu ſeyn, ſo lebhaft in ihm, daß er Ende dieſes Monats ſich nach Weißenfels zurück begab.

Hier wurden die geſchickteſten Aerzte von Leipzig und Jena zu Rathe gezogen, aber ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich mit jeder Woche, doch war er, wie in ſeiner ganzen Krankheit, faſt ohne Schmerzen. Er arbeitete noch in ſeinen Geſchäften, und ſchrieb außerdem vieles für ſich in ſeinen Heften nieder, auch verſuchte er einiges Poetiſche, ſo iſt z. B. das zweite Sonett, unter ſeinen vermiſchten Gedichten, aus dieſer Periode. Er las ſehr fleißig in der Bibel, auch vieles von Zinzendorfs und Lavaters Schriften.

Je mehr er ſich ſeinem Ende näherte, um ſo gewiſſer hoffte er auf eine baldige Geneſung, denn der Huſten verminderte ſich, und die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Mit der Hoffnung und der Sehnſucht zum Leben ſchien auch neues Talent und friſche Kraft in ihm aufzugehn; er

dachte mit verjüngter Liebe an alle ſeine projektirten Arbeiten, er nahm ſich vor, den Ofterdingen ganz von neuem umzuſchreiben, und kurz vor ſeinem Tode ſagte er einmal: Jetzt habe ich erſt erfahren, was die Poeſie iſt, unzählige, und ganz andre Lieder und Gedichte, als die ich bisher geſchrieben habe, ſind in mir aufgegangen. — Vom 19ten März, dem Todestag ſeiner Sophie, wurde er auffallend ſchwächer, viele ſeiner Freunde beſuchten ihn, und eine große Freude empfand er, als am 21. März ſein treuer und älteſter Freund, Friedrich Schlegel, von Jena zu ihm kam. Mit dieſem unterhielt er ſich viel, vorzüglich über ihre beiderſeitigen Arbeiten. In dieſen Tagen war er ſehr lebhaft und ſeine Nächte waren ruhig, auch genoß er eines ziemlich geſunden Schlafes. Am 25. früh um ſechs Uhr ließ er ſich von ſeinem Bruder einige Bücher reichen, um etwas nachzuſchlagen, dann beſtellte er ſein Frühſtück und ſprach mit Munterkeit bis acht; gegen neun Uhr bat er ſeinen Bruder, ihm auf dem Clavier etwas vorzuſpielen, worüber er einſchlief. Friedrich Schlegel trat bald darauf in das Zimmer und fand ihn ruhig ſchlafen, dieſer Schlaf währte bis nach zwölf Uhr, worauf er ohne die mindeſte Bewegung verſchied, und unverändert im Tode ſeine gewöhnliche freundliche Miene hatte, als wenn er noch lebte.

So ſtarb, ehe er noch das neun und zwanzigſte Jahr vollendet hatte, unſer Freund, an dem man eben

ſo ſehr ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſein philoſophiſches Genie, wie ſein Dichtertalent lieben und bewundern muß. Da er ſeiner Zeit ſo vorgeeilt war, ſo durfte ſich das Vaterland außerordentliche Dinge von ihm verſprechen, wenn ihn dieſer frühe Tod nicht übereilt hätte, doch haben ſeine unvollendeten nachgelaſſenen Schriften ſchon viel gewirkt und viele ſeiner großen Gedanken werden noch in Zukunft begeiſtern, und edle Gemüther und tiefe Denker werden von den Funken ſeines Geiſtes erleuchtet und entzündet werden.

Novalis war groß, ſchlank und von edlen Verhältniſſen. Er trug ſein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken, welches damals weniger auffiel, als es jetzt geſchehen würde, ſein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe ſeines Geſichtes, beſonders der geiſtreichen Stirn, faſt durchſichtig. Hand und Fuß war etwas zu groß und ohne feinen Ausdruck. Seine Miene war ſtets heiter und wohlwollend. Für denjenigen, der nur die Menſchen nach dem Maße unterſcheidet, in welchem ſie ſich vordrängen, oder durch geſuchten Anſtand, durch das, was die Mode verlangt, zu imponiren oder aufzufallen ſuchen, verlor ſich Novalis in der Menge, dem geübteren Auge aber bot er die Erſcheinung der Schönheit dar. Der Umriß und der Ausdruck ſeines Geſichtes kam ſehr dem Evangeliſten Johannes nahe, wie wir ihn auf der herrlichen großen Tafel von A. Dürer ſehn, die Nürnberg und München aufbewahrt.

Sein Geſpräch war lebhaft und laut, ſeine Geberde großartig. Ich habe ihn nie ermüdet geſehn; wenn wir die Unterhaltung auch tief in die Nacht hinein fortſetzten, brach er nur willkührlich ab, um zu ruhen, und las auch dann noch, ehe er einſchlief. Langeweile kannte er nicht, ſelbſt in drückenden Geſellſchaften unter mittelmäßigen Köpfen, denn er entdeckte gewiß irgend eine Perſon, die ihm eine noch fremde Kenntniß mittheilte, die er brauchen konnte, ſo geringfügig ſie auch ſeyn mochte. Seine Freundlichkeit, ſeine offne Mittheilung machten, daß er allenthalben geliebt war; ſeine Virtuoſität in der Kunſt des Umganges war ſo groß, daß geringere Köpfe es niemals wahrgenommen haben, wie ſehr er ſie überſahe. Wie er auch am liebſten die Tiefen des Gemüthes im Geſpräch enthüllte, als begeiſtert von den Regionen unſichtbarer Welten ſprach, ſo war er doch fröhlich wie ein Kind, ſcherzte in unbefangener Heiterkeit und gab ſich ſelbſt den Scherzen der Geſellſchaft hin. Ohne Eitelkeit, gelehrten Hochmuth, entfremdet jeder Affektation und Heuchelei, war er ein ächter, wahrer Menſch, die reinſte und lieblichſte Verkörperung eines hohen unſterblichen Geiſtes.

Seine eigentlichen Studien waren ſeit vielen Jahren Philoſophie und Phyſik geweſen. In der letzten ſind ſeine Wahrnehmungen, Combinationen und Ahndungen oft ſeiner Zeit voraus geeilt. In der Philo-

ſophie hatte er vorzüglich Spinoza und Fichte ſtudirt, aber er ſuchte nachher eine eigne Bahn, die Philoſophie mit der Religion zu vereinigen, und ſo wurden ihm, was wir von den Neu=Platonikern beſitzen, ſo wie die Schriften der Myſtiker, ſehr wichtig. Seine Kenntniſſe in der Mathematik, ſo wie in den Künſten der Mechanik, vorzüglich aber in der Bergwerkskunde waren ausgezeichnet. Dagegen hatte er ſich nur wenig für die eigentlichen Künſte intereſſirt. Die Muſik liebte er ſehr, obgleich er nur oberflächliche Kenntniß von ihr hatte; zur Skulptur und Malerei ward ſein Gemüth nur wenig hingezogen, ob er gleich über alle dieſe Künſte die originellſten Ideen und die höchſten Ahndungen ausſprechen konnte. So erinnere ich mich z. B. eines Streites über die Landſchaftsmalerei, in welchem ich ſeine Anſicht nicht faſſen konnte, die aber nachher aus eignem reichen poetiſchen Gemüth der vortreffliche Landſchaftsmaler Friedrichs in Dresden großentheils wirklich gemacht hat. In der Poeſie war er eigentlich eben ſo Fremdling, er hatte nur wenige Dichter geleſen und ſich mit der Kritik und den hergebrachten Syſtemen der Dichtkunſt nicht beſchäftigt. Göthe war lange ſein Studium geweſen, vor allen andern Werken hatte er den Wilhelm Meiſter geliebt, ſo wenig man dies auch aus ſeinem ſtrengen Urtheil über dieſes Werk in ſeinen Fragmenten ſchließen ſollte. Er verlangte von der Poeſie das Nächſte, Gemüth

und Begeiſterung, und daher kam es, daß, wie ihm viele Meiſterwerke unbekannt waren, er auch nicht an Nachahmung oder fremder Autorität litt, ſo wie ihm viele Schriften, die der Kenner nicht hoch ſtellen kann, lieb und theuer ſeyn konnten, weil er in ihnen, wenn auch mit ſchwachen Farben, jenes Urſprüngliche, Nächſte und Bedeutungsvolle ſah, dem er vorzüglich nachſtrebte. Jene Erzählungen, die wir in neuern Zeiten Mährchen genannt haben, kamen mit ihrer wunderlichen Weiſe ſeinen Vorſtellungen am meiſten entgegen, er ſah in ihnen tiefern Sinn und ſuchte ihn auf die vielſeitigſte Art in eigenen Dichtungen auszuſprechen. Ihm war es zur natürlichſten Anſicht geworden, das Gewöhnlichſte, Nächſte als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten, ſo umgab ihn das alltägliche Leben ſelbſt wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, die die meiſten Menſchen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath. So erfand er, von Beiſpielen unbeſtochen, einen neuen Weg der Darſtellung, und in der Vielſeitigkeit der Beziehung, in der Anſicht der Liebe und dem Glauben an ſie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion iſt, darin, daß ein einziger großer Lebens-Moment und Ein tiefer Schmerz und Verluſt das Weſen ſeiner Poeſie und Anſchauung wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem er-

habenen Dante, und ſingt uns wie dieſer einen unergründlichen myſtiſchen Geſang, ſehr verſchieden von jenem mancher Nachahmer, welche die Myſtik wie ein Ornament glauben an und ablegen zu können. Daher iſt auch ſein Roman bewußt und unbewußt nur Darſtellung ſeines Gemüths und Schickſals, wie er denn ſelbſt ſeinen Heinrich im Fragment des zweiten Theiles ſagen läßt: — — „Daß Schickſal und Gemüth Namen Eines Begriffes ſind.“

So kann uns ſein Leben ſelbſt mit Recht wunderbar erſcheinen, und ein ſonderbarer Schauer, wie bei einem Mährchen erfaßt uns, wenn wir hören, daß jetzt von ſeinen vielen Geſchwiſtern nur noch zwei Brüder leben, und die edle Mutter, die ſeit einigen Jahren auch den Gatten betrauert, in Einſamkeit nur ihrem Schmerze und der Religion mit ſtiller Ergebung ſich widmet.

Heinrich von Ofterdingen.

Erſter Theil.

Die Erwartung.

Zueignung.

Du haſt in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu ſchauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das ſicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahndungen haſt Du das Kind gepflegt,
Und zogſt mit ihm durch fabelhafte Auen;
Haſt, als das Urbild zartgeſinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchſten Schwung bewegt.

Was feſſelt mich an irdiſche Beſchwerden?
Iſt nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und ſchirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunſt mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willſt die Muſe werden,
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſeyn.

In ewigen Verwandlungen begrüßt
Uns des Geſangs geheime Macht hienieden;
Dort ſegnet ſie das Land als ew'ger Frieden,
Indeß ſie hier als Jugend uns umfließt.

Sie iſts, die Licht in unſre Augen gießt,
Die uns den Sinn für jede Kunſt beſchieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genießt.

An ihrem vollen Buſen trank ich Leben;
Ich ward durch ſie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angeſicht erheben.

Noch ſchlummerte mein allerhöchſter Sinn;
Da ſah ich ſie als Engel zu mir ſchweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Die Eltern lagen ſchon und ſchliefen, die Wanduhr ſchlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenſtern ſauſ'te der Wind; abwechſelnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf ſeinem Lager, und gedachte des Fremden und ſeiner Erzählungen. Nicht die Schätze ſind es, die ein ſo unausſprechliches Verlangen in mir geweckt haben, ſagte er zu ſich ſelbſt; fern ab liegt mir alle Habſucht: aber die blaue Blume ſehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So iſt mir noch nie zu Muthe geweſen: es iſt, als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geſchlummert; denn in der Welt, in der ich ſonſt lebte, wer hätte da ſich um Blumen bekümmert; und gar von einer ſo ſeltſamen Leidenſchaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menſchen geſehn; doch weiß ich nicht, warum nur ich von ſeinen Reden ſo ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem iſt ſo etwas begegnet. Daß ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zuſtande reden kann! Es iſt mir oft ſo entzückend wohl, und nur dann, wenn

ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich ſo ein tiefes, inniges Treiben; das kann und wird Keiner verſtehn. Ich glaubte, ich wäre wahnſinnig, wenn ich nicht ſo klar und hell ſähe und dächte; mir iſt ſeitdem alles viel bekannter. Ich hörte einſt von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felſen mit den Menſchen geſprochen hätten. Mir iſt gerade ſo, als wollten ſie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen anſehen, was ſie mir ſagen wollten. Es muß noch viel Worte geben, die ich nicht weiß: wüßte ich mehr, ſo könnte ich viel beſſer alles begreifen. Sonſt tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Muſik. — Der Jüngling verlor ſich allmählig in ſüßen Fantaſien und entſchlummerte. Da träumte ihm erſt von unabſehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden. Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere ſah er; er lebte mit mannichfaltigen Menſchen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in ſtillen Hütten. Er gerieth in Gefangenſchaft und in die ſchmählichſte Noth. Alle Empfindungen ſtiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; ſtarb und kam wieder, liebte bis zur höchſten Leidenſchaft, und war dann wieder auf ewig von ſeiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie draußen die Dämmerung anbrach, wurde es ſtiller in ſeiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur ſelten ſchimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felſenſchlucht, die bergan

ſtieg. Er mußte über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom heruntergeriſſen hatte. Je höher er kam, deſto lichter wurde der Wald. Endlich gelangte er zu einer kleinen Wieſe, die am Hange des Berges lag. Hinter der Wieſe erhob ſich eine hohe Klippe, an deren Fuß er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felſen gehauenen Ganges zu ſeyn ſchien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer großen Weitung, aus der ihm ſchon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbes ſtieg, und oben in unzähliche Funken zerſtäubte, die ſich unten in einem großen Becken ſammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold; nicht das mindeſte Geräuſch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauſpiel. Er näherte ſich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieſer Flüſſigkeit überzogen, die nicht heiß ſondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläulichtes Licht von ſich warf. Er tauchte ſeine Hand in das Becken und benetzte ſeine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geiſtiger Hauch, und er fühlte ſich innigſt geſtärkt und erfriſcht. Ein unwiderſtehliches Verlangen ergriff ihn ſich zu baden, er entkleidete ſich und ſtieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflöſſe ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmliſche Empfindung überſtrömte ſein Inneres; mit inniger Wolluſt ſtrebten unzählbare Gedanken in ihm ſich zu vermiſchen; neue, nie geſehene

Bilder entſtanden, die auch in einander floſſen, und zu ſichtbaren Weſen um ihn wurden, und jede Welle des lieblichen Elements ſchmiegte ſich wie ein zarter Buſen ihm an. Die Flut ſchien eine Auflöſung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge ſich augenblicklich verkörperten.

Berauſcht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt, ſchwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felſen hineinfloß. Eine Art von ſüßem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeſchreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand ſich auf einem weichen Raſen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und ſich darin zu verzehren ſchien. Dunkelblaue Felſen mit bunten Adern erhoben ſich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war ſchwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächſt an der Quelle ſtand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um ſie her ſtanden unzählige Blumen von allen Farben, und der köſtlichſte Geruch erfüllte die Luft. Er ſah nichts als die blaue Blume, und betrachtete ſie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er ſich ihr nähern, als ſie auf einmal ſich zu bewegen und zu verändern anfing; die Blätter wurden glänzender und ſchmiegten ſich an den wachſenden Stengel, die Blume neigte ſich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein

zartes Geſicht ſchwebte. Sein ſüßes Staunen wuchs mit der ſonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme ſeiner Mutter weckte, und er ſich in der elterlichen Stube fand, die ſchon die Morgenſonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über dieſe Störung zu ſeyn; vielmehr bot er ſeiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langſchläfer, ſagte der Vater, wie lange ſitze ich ſchon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn ſchlafen laſſen. Aufs Frühſtück habe ich auch warten müſſen. Klüglich haſt Du den Lehrſtand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeß ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe ſagen laſſen, muß auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die großen Werke der weiſen Vorfahren zu ſtudiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr ſonſt nicht an mir gewohnt ſeyd. Ich ſchlief erſt ſpät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erſchien, den ich lange nicht vergeſſen werde, und von dem mich dünkt, als ſey er mehr als bloßer Traum geweſen. Lieber Heinrich, ſprach die Mutter, Du haſt dich gewiß auf den Rücken gelegt, oder beim Abendſegen fremde Gedanken gehabt. Du ſiehſt auch noch ganz wunderlich aus. Iß und trink, daß Du munter wirſt.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emſig fort, und ſagte: Träume ſind Schäume, mögen auch die hochgelahrten Herren davon denken, was ſie wollen,

und Du thuſt wohl, wenn Du dein Gemüth von dergleichen unnützen und ſchädlichen Betrachtungen abwendeſt. Die Zeiten ſind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Geſichte ſich geſellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe geweſen iſt. Damals muß es eine andere Beſchaffenheit mit den Träumen gehabt haben, ſo wie mit den menſchlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geſchichten und Schriften ſind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniß von der überirdiſchen Welt, ſo weit wir ſie nöthig haben, zu Theil wird; und ſtatt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geiſt mittelbar durch den Verſtand kluger und wohlgeſinnter Männer und durch die Lebensweiſe und die Schickſale frommer Menſchen zu uns. Unſre heutigen Wunderbilder haben mich nie ſonderlich erbaut, und ich habe nie jene großen Thaten geglaubt, die unſre Geiſtlichen davon erzählen. Indeß mag ſich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemanden in ſeinem Vertrauen irre zu machen. — Aber, lieber Vater, aus welchem Grunde ſeid Ihr ſo den Träumen entgegen, deren ſeltſame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unſer Nachdenken gewißlich rege machen müſſen? Iſt nicht jeder, auch der verworrenſte Traum, eine ſonderliche Erſcheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabei zu denken, ein bedeutſamer Riß in den geheimnißvollen

Vorhang iſt, der mit tauſend Falten in unſer Inneres hereinfällt? In den weiſeſten Büchern findet man unzählige Traumgeſchichten von glaubhaften Menſchen, und erinnert Euch nur noch des Traums, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch ſelbſt ſo merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne dieſe Geſchichten, wenn Ihr zuerſt in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erſtaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieſer, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiß nicht abſtreiten laſſen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freie Erholung der gebundenen Fantaſie, wo ſie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beſtändige Ernſthaftigkeit des erwachſenen Menſchen durch ein fröhliches Kinderſpiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiß früher alt, und ſo kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiß iſt der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirkſamer Zufall in meinem Leben geweſen, denn ich fühle es, daß er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und ſie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und ſagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, anſah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt iſt. In ſeinen Reden kocht der feurige wälſche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht

hatte, und der unſern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein anderer Kerl. Die ſüdliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Luſt floß ich über, und Du warſt auch ein heißes köſtliches Mädchen. Bei Deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit hergekommen, und lange war in Augsburg keine luſtigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr ſpracht vorhin von Träumen, ſagte die Mutter, weißt Du wohl, daß Du mir damals auch von einem Traume erzählteſt, den Du in Rom gehabt hatteſt, und der Dich zuerſt auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerſt mich eben zur rechten Zeit, ſagte der Alte; ich hatte dieſen ſeltſamen Traum ganz vergeſſen, der mich damals lange genug beſchäftigte; aber grade er iſt mir eben ein Beweis deſſen, was ich von den Träumen geſagt habe. Es iſt unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entſinne ich mich jedes Umſtandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daß ich von Dir träumte, und mich bald darauf von Sehnſucht ergriffen fühlte, Dich zu beſitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte Dich ſchon. Dein freundliches holdes Weſen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Luſt nach der Fremde hielt damals meinen Wunſch nach Deinem Beſitz noch zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde ſchon ziemlich geſtillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen ſeltſamen Traum, ſagte der

Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergeſtreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit ſeinem bleichen ſchauerlichen Lichte. Meine Geſellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durſtig und ging ins erſte beſte Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Beſuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daß ich ein Ausländer und ein Deutſcher ſey, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flaſche Wein. Er hieß mich niederſitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Geſpräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Malern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich ſo davon reden hören. Es war mir, als ſei ich in einer neuen Welt ans Land geſtiegen. Er wies mir Siegelſteine und andre alte Kunſtarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und ſo verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz ſich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieſer Nacht erfüllten. In den heidniſchen Zeiten war er wie zu Hauſe, und ſehnte ſich mit unglaublicher Inbrunſt in dies graue Alterthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Reſt der Nacht zubringen könnte, weil es ſchon zu ſpät ſei, um noch zurückzukehren. Ich

entſchlief bald, und da dünkte michs ich ſey in meiner Vaterſtadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müßte ich irgend wo hin gehen, um etwas zu beſtellen, doch wußte ich nicht wohin, und was ich verrichten ſolle. Ich ging nach dem Harze mit überaus ſchnellen Schritten, und wohl war mir, als ſei es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, ſondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, ſah ich die goldne Aue vor mir, und überſchaute Thüringen weit und breit, alſo, daß kein Berg in der Nähe umher mir die Ausſicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit ſeinen dunklen Bergen, und ich ſah unzählige Schlöſſer, Klöſter und Ortſchaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bei dem ich ſchlief, und es gedäuchte mir, als ſey das vor geraumer Zeit geſchehn, daß ich bei ihm geweſen ſey. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine große Höhle, da ſaß ein Greis in einem langen Kleide vor einem eiſernen Tiſche, und ſchaute unverwandt nach einem wunderſchönen Mädchen, das in Marmor gehauen vor ihm ſtand. Sein Bart war durch den eiſernen Tiſch gewachſen, und bedeckte ſeine Füße. Er ſah ernſt und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bei dem Manne geſehn hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich ſo ſtand und den Greis anſah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bei der Hand, und führte mich durch

lange Gänge mit ſich fort. Nach einer Weile ſah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es ſchien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheure Bäume mit großen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war ſehr heiß, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz beſonders, und es kam mir vor, als neigten ſich die Andern gegen ſie.

Ach! liebſter Vater, ſagt mir doch, welche Farbe ſie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Deſſen entſinne ich mich nicht mehr, ſo genau ich mir auch ſonſt alles eingeprägt habe.

War ſie nicht blau?

Es kann ſeyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs ſeltſame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiß ich nur noch, daß mir ganz unausſprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umſah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er mich aufmerkſam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von dieſem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter ſtand bei mir, und ſagte: du haſt das Wunder der Welt geſehn. Es ſteht bei Dir, das glücklichſte Weſen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich Dir ſage: wenn Du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommſt, und Gott herzlich um das Verſtändniß dieſes Traumes

bitteſt, ſo wird Dir das höchſte irdiſche Loos zu Theil werden; dann gieb nur Acht auf ein blaues Blümchen, was Du hier oben finden wirſt, brich es ab, und überlaß Dich dann demüthig der himmliſchen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichſten Geſtalten und Menſchen, und unendliche Zeiten gaukelten mit mannichfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöſ't war meine Zunge, und was ich ſprach, klang wie Muſik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng und gewöhnlich; ich ſah Deine Mutter mit freundlichem, verſchämten Blick vor mir; ſie hielt ein glänzendes Kind in den Armen, und reichte mir es hin; als auf einmal das Kind zuſehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und ſich endlich mit blendendweißen Flügeln über uns erhob, uns beide in ſeinen Arm nahm, und ſo hoch mit uns flog, daß die Erde nur wie eine goldene Schüſſel mit dem ſauberſten Schnitzwerk ausſah. Dann erinnere ich mich nur, daß wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abſchied von meinem gaſtfreien Wirth, der mich bat ihn oft wieder zu beſuchen, was ich ihm zuſagte, und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlaſſen hätte, und ungeſtüm nach Augsburg gereiſ't wäre.

Zweites Kapitel.

Johannis war vorbei; die Mutter hatte längſt einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und

dem Großvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen ſollen. Einige gute Freunde des alten Ofterdingen, ein paar Kaufleute, mußten in Handelsgeſchäften dahin reiſen. Da faßte die Mutter den Entſchluß, bei dieſer Gelegenheit jenen Wunſch auszuführen, und es lag ihr dieß um ſo mehr am Herzen, weil ſie ſeit einiger Zeit merkte, daß Heinrich weit ſtiller und in ſich gekehrter war, als ſonſt. Sie glaubte, er ſey mißmüthig oder krank, und eine weite Reiſe, der Anblick neuer Menſchen und Länder, und wie ſie verſtohlen ahndete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen ſo theilnehmenden und lebensfrohen Menſchen aus ihm machen, wie er ſonſt geweſen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maaßen erfreut, in ein Land zu kommen, was er ſchon lange, nach den Erzählungen ſeiner Mutter und mancher Reiſenden, wie ein irdiſches Paradies ſich gedacht, und wohin er oft vergeblich ſich gewünſcht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Geſichte gekommen. Bei der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und ſtill zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürſtlichen Lebens dürfte ſich ſchwerlich mit den Annehmlichkeiten meſſen, die in ſpätern Zeiten ein bemittelter Privatmann ſich und den Seinigen ohne Verſchwendung verſchaffen konnte. Dafür war aber der

Sinn für die Geräthſchaften und Habſeligkeiten, die der Menſch zum mannichfachen Dienſt ſeines Lebens um ſich her verſammelt, deſto zarter und tiefer. Sie waren den Menſchen werther und merkwürdiger. Zog ſchon das Geheimniß der Natur und die Entſtehung ihrer Körper den ahndenden Geiſt an: ſo erhöhte die ſeltnere Kunſt ihrer Bearbeitung, die romantiſche Ferne, aus der man ſie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da ſie ſorgfältiger bewahrt, oft das Beſitzthum mehrerer Nachkommenſchaften wurden, die Neigung zu dieſen ſtummen Gefährten des Lebens. Oft wurden ſie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines beſondern Segens und Schickſals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth ſchmückte dieſe Zeit mit einer eigenthümlichen ernſten und unſchuldigen Einfalt, und die ſparſam vertheilten Kleinodien glänzten deſto bedeutender in dieſer Dämmerung, und erfüllten ein ſinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr iſt, daß erſt eine geſchickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der ſichtbaren Welt offenbart, und ſich hier ein neues höheres Auge aufzuthun ſcheint, ſo war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthſchaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen ſcheint, wie in einem Zwiſchenreiche, eine höhere, geiſtige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unſers Wohnplatzes,

die an unterirdiſchen und überirdiſchen Schätzen reichſten Gegenden in der Mitte zwiſchen den wilden, unwirthlichen Urgebirgen und den unermeßlichen Ebenen liegen, ſo hat ſich auch zwiſchen den rohen Zeiten der Barbarei und dem kunſtreichen, vielwiſſenden und begüterten Weltalter eine tiefſinnige und romantiſche Zeit niedergelaſſen, die unter ſchlichtem Kleide eine höhere Geſtalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und alſo vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegen ging. Er nahm Abſchied von ſeinen Geſpielen und ſeinem Lehrer, dem alten weiſen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem ſtillen Gebete entließ. Die Landgräfin war ſeine Pathin; er war oft auf der Wartburg bei ihr geweſen. Auch jetzt beurlaubte er ſich bei ſeiner Beſchützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeußerungen von ihm ſchied.

In wehmüthiger Stimmung verließ Heinrich ſeinen Vater und ſeine Geburtsſtadt. Es ward ihm jetzt erſt deutlich, was Trennung ſey; die Vorſtellungen von der Reiſe waren nicht von dem ſonderbaren Gefühle begleitet geweſen, was er jetzt empfand, als zuerſt ſeine bisherige Welt von ihm geriſſen, und er wie auf ein fremdes Ufer geſpült ward. Unendlich iſt die jugendliche Trauer, bei dieſer erſten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, die dem unerfahrnen Ge-

müth ſo nothwendig und unentbehrlich, ſo feſt verwachſen mit dem eigenthümlichſten Daſeyn, und ſo unveränderlich wie dieſes, vorkommen müſſen. Eine erſte Ankündigung des Todes bleibt die erſte Trennung unvergeßlich, und wird, nachdem ſie lange wie ein nächtliches Geſicht den Menſchen beängſtigt hat, endlich bei abnehmender Freude an den Erſcheinungen des Tages, und zunehmender Sehnſucht nach einer bleibenden ſichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiſer und einer tröſtenden Bekanntſchaft. Die Nähe ſeiner Mutter tröſtete den Jüngling ſehr. Die alte Welt ſchien noch nicht ganz verloren, und er umfaßte ſie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reiſenden aus den Thoren von Eiſenach fortritten, und die Dämmerung begünſtigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, deſto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden: und als auf einer Anhöhe die verlaſſene Landſchaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, ſo fielen dem überraſchten Jüngling alte Melodien ſeines Innern in den trüben Wechſel ſeiner Gedanken ein. Er ſah ſich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geſchaut, und die er oft ſich mit ſonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, ſich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume ſtand vor ihm, und er ſah nach Thüringen, welches er jetzt hinter ſich ließ, mit der ſeltſamen Ahnung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher ſie itzt reiſ'ten, in ſein Vaterland zurückkommen, und

als reiſe er daher dieſem eigentlich zu. Die Geſellſchaft, die anfänglich aus ähnlichen Urſachen ſtill geweſen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und ſich mit allerhand Geſprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereien reißen zu müſſen, in denen ſie ihn verſunken ſah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hauſe ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute ſtimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gaſtfreiheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören die ſchönen Landsmänninnen ihrer Reiſegefährtin zu preiſen. Ihr thut wohl, ſagten ſie, daß ihr euren Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes ſind milder und gefälliger. Die Menſchen wiſſen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann ſucht ſeine Bedürfniſſe auf eine geſellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet ſich wohl dabei, und wird geehrt. Die Künſte und Handwerker vermehren und veredeln ſich, dem Fleißigen dünkt die Arbeit leichter, weil ſie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, ſicher iſt, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beſchäftigungen dafür mitzugenießen; Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen ſich gegenſeitig, und treiben ſich in raſchen Kreiſen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbsfleiß die Tage benutzt, deſto ausſchließlicher iſt der Abend den reizenden Vergnügungen der ſchönen Künſte und des geſelligen Um=

gangs gewidmet. Das Gemüth ſehnt ſich nach Erho=
lung und Abwechſelung, und wo ſollte es dieſe auf eine
anſtändigere und reizendere Art finden, als in der
Beſchäftigung mit den freien Spielen und Erzeugniſſen
ſeiner edelſten Kraft, des bildenden Tiefſinnes. Nir=
gends hört man ſo anmuthige Sänger, findet ſo herrliche
Maler, und nirgends ſieht man auf den Tanzſälen
leichtere Bewegungen und lieblichere Geſtalten. Die
Nachbarſchaft von Welſchland zeigt ſich in dem unge=
zwungenen Betragen und den einnehmenden Geſprä=
chen. Ener Geſchlecht darf die Geſellſchaften ſchmücken,
und ohne Furcht vor Nachrede, mit holdſeligem Bezei=
gen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerkſamkeit zu
feſſeln, erregen. Die rauhe Ernſthaftigkeit und die
wilde Ausgelaſſenheit der Männer macht einer milden
Lebendigkeit und ſanfter beſcheidener Freude Platz, und
die Liebe wird in tauſendfachen Geſtalten der leitende
Geiſt der glücklichen Geſellſchaften. Weit entfernt,
daß Ausſchweifungen und unziemende Grundſätze da=
durch ſollten herbeigelockt werden, ſcheint es, als flöhen
die böſen Geiſter die Nähe der Anmuth, und gewiß ſind
in ganz Deutſchland keine unbeſcholtenere Mädchen
und keine treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund, in der klaren warmen Luft des ſüd=
lichen Deutſchlands werdet ihr eure ernſte Schüchtern=
heit wohl ablegen; die fröhlichen Mädchen werden euch
wohl geſchmeidig und geſprächig machen. Schon euer
Name, als Fremder, und eure nahe Verwandtſchaft
mit dem alten Schwaning, der die Freude jeder fröh=
lichen Geſellſchaft iſt, werden die reizenden Augen der

Mädchen auf euch ziehn; und wenn ihr eurem Großvater folgt, ſo werdet ihr gewiß unſrer Vaterſtadt eine ähnliche Zierde in einer holdſeligen Frau mitbringen, wie euer Vater. Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs Mutter für das ſchöne Lob ihres Vaterlandes und die gute Meinung von ihren Landsmänninnen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht umhin gekonnt, aufmerkſam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, deſſen Anblick ihm bevorſtand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunſt eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befaſſen wollt; ſo braucht ihr nicht Geiſtlicher zu werden, und Verzicht auf die ſchönſten Genüſſe dieſes Lebens zu leiſten. Es iſt eben ſchlimm genug, daß die Wiſſenſchaften in den Händen eines ſo von dem weltlichen Leben abgeſonderten Standes, und die Fürſten von ſo ungeſelligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen ſind. In der Einſamkeit, in welcher ſie nicht ſelbſt Theil an den Weltgeſchäften nehmen, müſſen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle paſſen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrne Männer unter den Layen, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menſchlicher Kenntniſſe ihr wollt: ſo wird es euch nicht an den beßten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile ſagte Heinrich, dem bei dieſer Rede ſein Freund der Hofkaplan in den Sinn gekommen war: Wenn ich bei meiner Unkunde von der Beſchaffenheit der Welt euch auch eben nicht abfällig

ſeyn kann, in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geiſtlichen zur Führung und Beurtheilung weltlicher Angelegenheiten behauptet, ſo iſt mirs doch wohl erlaubt, euch an unſern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiß ein Muſter eines weiſen Mannes iſt, und deſſen Lehren und Rathſchläge mir unvergeßlich ſeyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, dieſen trefflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur inſofern eurer Meinung Beifall geben, daß er ein weiſer Mann ſey, wenn ihr von jener Weisheit ſprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben ſo weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet iſt: ſo erlaubt uns, daß wir euch nicht beiſtimmen. Doch glauben wir, daß dadurch der heilige Mann nichts von ſeinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdiſchen Welt iſt, als daß er nach Einſicht und Anſehn in irdiſchen Dingen ſtreben ſollte.

Aber, ſagte Heinrich, ſollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geſchickt machen, recht unpartheiiſch den Zügel menſchlicher Angelegenheiten zu führen? ſollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt ſicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hieſigen Begebenheiten treffen, als die durch Rückſicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte, von der unerſchöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwickelungen geblendete Klugheit? Ich weiß nicht, aber mich dünkt ich ſähe zwei Wege um zur Wiſſenſchaft der menſchlichen Geſchichte zu gelangen. Der eine mühſam und unabſehlich, mit

unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung;
der andere faſt Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung./ Der Wanderer des erſten muß eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden, wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anſchaut, und ſie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zuſammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müßt verzeihen, wenn ich wie aus kindiſchen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweiten Weg mir als ſeinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich ſo dreiſt.

Wir geſtehen euch gern, ſagten die gutmüthigen Kaufleute, daß wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daß ihr ſo warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und ſeinen Unterricht wohl gefaßt zu haben ſcheint.

Es dünkt uns, Ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr ſprecht ſo geläufig von den Erſcheinungen eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und paſſenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiß nicht, ſagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern ſprechen gehört, und habe noch nie einen geſehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer ſonderbaren Kunſt machen, und doch habe ich eine große Sehnſucht davon zu hören. Es iſt mir, als würde ich manches

beſſer verſtehen, was jezt nur dunkle Ahndung in mir iſt. Von Gedichten iſt oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu ſehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt, Kenntniſſe von dieſer Kunſt einzuziehn. Alles, was er mir davon ſagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es ſey eine edle Kunſt, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich ſie einmal kennen lernte. In alten Zeiten ſey ſie weit gemeiner geweſen, und habe jedermann einige Wiſſenſchaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie ſey noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künſten verſchwiſtert geweſen. Die Sänger hätte göttliche Gunſt hoch geehrt, ſo daß ſie, begeiſtert durch unſichtbaren Umgang, himmliſche Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute ſagten darauf: Wir haben uns freilich nie um die Geheimniſſe der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Geſange oft zuhörten. Es mag wohl wahr ſeyn, daß eine beſondere Geſtirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen ſoll; denn es iſt gewiß eine recht wunderbare Sache mit dieſer Kunſt. Auch ſind die andern Künſte gar ſehr davon unterſchieden, und laſſen ſich weit eher begreifen. Bei den Malern und Tonkünſtlern kann man leicht einſehn, wie es zugeht, und mit Fleiß und Geduld läßt ſich beides lernen. Die Töne liegen ſchon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, dieſe zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bei den Bildern iſt die Natur die herrlichſte Lehrmeiſterin. Sie erzeugt unzählige ſchöne

und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und ſo kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntniß von der Bereitung und Vermiſchung der Farben, die Natur auf das vollkommenſte nachahmen. Wie natürlich iſt daher auch die Wirkung dieſer Künſte, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Geſang der Nachtigall, das Sauſen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Geſtalten gefallen uns, weil ſie unſere Sinne angenehm beſchäftigen; und da unſere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, ſo eingerichtet ſind, ſo muß uns auch die künſtliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will ſelbſt auch einen Genuß von ihrer großen Künſtlichkeit haben, und darum hat ſie ſich in Menſchen verwandelt, wo ſie nun ſelber ſich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen abſondert, und es auf ſolche Art allein hervorbringt, daß ſie es auf mannichfaltigere Weiſe und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genießen kann. Dagegen iſt von der Dichtkunſt ſonſt nirgends äußerlich etwas anzutreffen. Auch ſchafft ſie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloße Hören der Worte iſt nicht die eigentliche Wirkung dieſer geheimen Kunſt. Es iſt alles innerlich, und wie jene Künſtler die äußern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, ſo erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiß jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und

giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen ſteigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menſchen, wunderbare Gegenden, und die ſeltſamſten Begebenheiten in uns herauf, und entreißen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde Worte, und weiß doch was ſie bedeuten ſollen. Eine magiſche Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauſchen die feſtgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiße Ungeduld, ſagte Heinrich. Ich bitte Euch, erzählt mir von allen Sängern, die Ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von dieſen beſonderen Menſchen hören. Mir iſt auf einmal, als hätte ich irgend wo ſchon davon in meiner tiefſten Jugend reden hören, doch kann ich mich ſchlechterdings nichts mehr davon entſinnen. Aber mir iſt das, was Ihr ſagt, ſo klar, ſo bekannt, und Ihr macht mir ein außerordentliches Vergnügen mit Euren ſchönen Beſchreibungen.

Wir erinnern uns ſelbſt gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunden, die wir in Welſchland, Frankreich und Schwaben in der Geſellſchaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daß Ihr ſo lebhaften Antheil an unſern Reden nehmet. Wenn man ſo in Gebirgen reiſ't, ſpricht es ſich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht ſpielend. Vielleicht ergötzt es Euch, einige artige Geſchichten von Dichtern zu hören, die wir auf unſern Reiſen erfuhren. Von den Geſängen ſelbſt, die wir gehört haben, können

wir wenig ſagen, da die Freude und der Rauſch des Augenblicks das Gedächtniß hindert viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeſchäfte manches Andenken auch wieder verwiſcht haben.

In alten Zeiten muß die ganze Natur lebendiger und ſinnvoller geweſen ſeyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken ſcheinen, und die Menſchen eigentlich allein noch empfinden und genießen, bewegten damals lebloſe Körper; und ſo war es möglich, daß kunſtreiche Menſchen allein Dinge verrichteten und Erſcheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So ſollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechiſchen Kaiſerthums, wie uns Reiſende berichten, die dieſe Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter geweſen ſeyn, die durch den ſeltſamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geiſter aufgeweckt, in wüſten, verödeten Gegenden den todten Pflanzenſaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grauſame Thiere gezähmt und verwilderte Menſchen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, ſanfte Neigungen und Künſte des Friedens in ihnen rege gemacht, reißende Flüſſe in milde Gewäſſer verwandelt, und ſelbſt die todteſten Steine in regelmäßige tanzende Bewegungen hingeriſſen haben. Sie ſollen zugleich Wahrſager und Prieſter, Geſetzgeber und Aerzte geweſen ſeyn, indem ſelbſt die höhern Weſen durch ihre zauberiſche Kunſt herabgezogen worden ſind, und ſie in den Geheimniſſen der Zukunft unterrichtet,

das Ebenmaaß und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächſe und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem ſollen, wie die Sage lautet, erſt die mannichfaltigen Töne und die ſonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen ſeyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindſelig geweſen iſt. Seltſam iſt nur hierbei, daß zwar dieſe ſchönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menſchen geblieben ſind, aber entweder ihre Kunſt, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen iſt. In jenen Zeiten hat es ſich unter andern einmal zugetragen, daß einer jener ſonderbaren Dichter oder mehr Tonkünſtler — wiewohl die Muſik und Poeſie wohl ziemlich eins ſeyn mögen und vielleicht eben ſo zuſammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erſte nur ein bewegliches und antwortendes Ohr iſt — daß alſo dieſer Tonkünſtler übers Meer in ein fremdes Land reiſen wollte. Er war reich an ſchönen Kleinodien und köſtlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin ſchienen bereitwillig, ihn für den verheißenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit ſeiner Schätze reizten aber bald ihre Habſucht ſo ſehr, daß ſie unter einander verabredeten, ſich ſeiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher ſeine Habe unter einander zu vertheilen. Wie ſie alſo mitten im Meere waren, fielen ſie über ihn her, und ſagten ihm, daß er ſterben müſſe, weil ſie beſchloſſen hätten, ihn ins

Meer zu werfen. Er bat ſie auf die rührendſte Weiſe um ſein Leben, bot ihnen ſeine Schätze zum Löſegeld an, und prophezeite ihnen großes Unglück, wenn ſie ihren Vorſatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte ſie bewegen: denn ſie fürchteten ſich, daß er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er ſie nun einmal ſo feſt entſchloſſen ſah, bat er ſie, ihm wenigſtens zu erlauben, daß er noch vor ſeinem Ende ſeinen Schwanengeſang ſpielen dürfe, dann wolle er mit ſeinem ſchlichten hölzernen Inſtrumente, vor ihren Augen freiwillig ins Meer ſpringen. Sie wußten recht wohl, daß wenn ſie ſeinen Zaubergeſang hörten, ihre Herzen erweicht und ſie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen ſie ſich vor, ihm zwar dieſe letzte Bitte zu gewähren, während des Geſanges aber ſich die Ohren feſt zu verſtopfen, daß ſie nichts davon vernähmen, und ſo bei ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geſchah. Der Sänger ſtimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Geſang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonne und die Geſtirne erſchienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluten tauchten tanzende Schaaren von Fiſchen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer ſtanden feindſelig allein, mit feſtverſtopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da ſprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, ſein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, ſo hob ſich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm

hervor, und es ſchwamm ſchnell mit dem erſtaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küſte erreicht, nach der er hingewollt hatte, und ſetzte ihn ſanft im Schilfe nieder. Der Dichter ſang ſeinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in ſüßen Tönen über ſeine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit ſo werth geweſen waren. Indem er ſo ſang, kam plötzlich ſein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauſcht, und ließ aus ſeinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge, ſich ſogleich in ſeine Hinterlaſſenſchaft zu theilen angefangen. Bei dieſer Theilung war Streit unter ihnen entſtanden, und hatte ſich in einem mörderiſchen Kampf geendigt, der den meiſten das Leben gekoſtet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es ſcheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerriſſenen Kleidern ans Land, und ſo kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meere aufſuchte, dieſelben in die Hände ihres alten Beſitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geſchichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pauſe fort, die freilich nicht ſo wunderbar und auch aus ſpätern Zeiten iſt, wird Euch vielleicht doch

gefallen, und Euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunſt noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit ſtrömten Menſchen herzu, um Theil an der Herrlichkeit ſeines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Feſten an Ueberfluß köſtlicher Waaren des Gaumens, noch an Muſik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tauſend abwechſelnden Schauſpielen und Zeitvertreiben, noch endlich an ſinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beſeelung der Geſpräche, und an ſchöner, anmuthiger Jugend von beiden Geſchlechtern, die die eigentliche Seele reizender Feſte ausmachen. Der alte König, der ſonſt ein ſtrenger und ernſter Mann war, hatte zwei Neigungen, die der wahre Anlaß dieſer prächtigen Hofhaltung waren, und denen ſie ihre ſchöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für ſeine Tochter, die ihm als Andenken ſeiner früh verſtorbenen Gemahlin und als ein unausſprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menſchlichen Geiſtes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verſchaffen. Die andere war eine wahre Leidenſchaft für die Dichtkunſt und ihre Meiſter. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen geleſen, an ihre Sammlung aus allen Sprachen großen Fleiß und große Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geſchätzt. Von allen Enden zog er ſie an ſeinen Hof, und überhäufte ſie mit Ehren. Er

ward nicht müde ihren Geſängen zuzuhören, und vergaß oft die wichtigſten Angelegenheiten, ja die Bedürfniſſe des Lebens über einen neuen, hinreißenden Geſang. Seine Tochter war unter Geſängen aufgewachſen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnſucht. Der wohlthätige Einfluß der beſchützten und geehrten Dichter zeigte ſich im ganzen Lande, beſonders aber am Hofe. Man genoß das Leben mit langſamen, kleinen Zügen wie einen köſtlichen Trank, und mit deſto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehäſſige Leidenſchaften, wie Mißtöne von der ſanften harmoniſchen Stimmung verſcheucht wurden, die in allen Gemüthern herrſchend war. Frieden der Seele und innres ſeliges Anſchauen einer ſelbſt geſchaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieſer wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erſchien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menſchen. Es ſchien, als hätten die Geiſter des Geſanges ihrem Beſchützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als ſeine Tochter, die alles beſaß, was die ſüßeſte Einbildungskraft nur in der zarten Geſtalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man ſie an den ſchönen Feſten unter einer Schaar reizender Geſpielen, im weißen glänzenden Gewande erblickte, wie ſie den Wettgeſängen der begeiſterten Sänger mit tiefem Lauſchen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, deſſen Lied den Preis gewonnen hatte: ſo hielt man ſie für die ſichtbare Seele dieſer herrlichen Kunſt, die jene

Zauberſprüche beſchworen hätten, und hörte auf ſich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in dieſem irdiſchen Paradieſe ſchien jedoch ein geheimnißvolles Schickſal zu ſchweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieſer Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzeſſin, von der die Fortdauer dieſer ſeligen Zeiten und das Verhängniß des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm ſelbſt ſchien dieſe Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte ſich keine Ausſicht zu einer Vermählung für ſie, die Aller Wünſchen angemeſſen geweſen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzeſſin zu beſitzen. Man betrachtete ſie wie ein überirdiſches Weſen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die ſich mit Anſprüchen auf ſie am Hofe gezeigt hatten, ſchienen ſo tief unter ihr zu ſeyn, daß kein Menſch auf den Einfall kam, die Prinzeſſin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abſtandes hatte ſie auch allmählig alle verſcheucht, und das ausgeſprengte Gerücht des ausſchweifenden Stolzes dieſer königlichen Familie ſchien Andern alle Luſt zu benehmen, ſich ebenfalls gedemüthigt zu ſehn. Ganz ungegründet war auch dieſes Gerücht nicht. Der König war bei aller Milde beinah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung ſeiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich

machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr beſtätigt. Er war aus einer uralten morgenländiſchen Königsfamilie entſproſſen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenſchaft des berühmten Helden Ruſtan geweſen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von ſeiner Verwandtſchaft mit den ehemaligen übermenſchlichen Beherrſchern der Welt vorgeſungen, und in dem Zauberſpiegel ihrer Kunſt war ihm der Abſtand ſeiner Herkunft von dem Urſprunge der andern Menſchen, die Herrlichkeit ſeines Stammes, noch heller erſchienen, ſo daß es ihn dünkte, nur durch die edlere Klaſſe der Dichter mit dem übrigen Menſchengeſchlechte zuſammenzuhängen. Vergebens ſah er ſich mit voller Sehnſucht nach einem zweiten Ruſtan um, indem er fühlte, daß das Herz ſeiner aufblühenden Tochter, der Zuſtand ſeines Reichs, und ſein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Abſicht ſehr wünſchenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptſtadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der ſich ausſchließlich mit der Erziehung ſeines einzigen Sohnes beſchäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Menſch war ernſt, und ergab ſich einzig der Wiſſenſchaft der Natur, in welcher ihn ſein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte ſich den wohlthätigen Frieden, den der König um ſich her verbreitete, in der Stille zu genießen. Er benutzte ſie, die Kräfte der Natur zu erforſchen, und

dieſe hinreißenden Kenntniſſe ſeinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth, und deſſen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimniſſe anvertraute. Die Geſtalt des jungen Menſchen ſchien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung ſeines edlen Geſichts und die ungewöhnliche Klarheit ſeiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn anſah, deſto anziehender ward er, und man konnte ſich kaum wieder von ihm trennen, wenn man ſeine ſanfte, eindringende Stimme und ſeine anmuthige Gabe zu ſprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzeſſin, deren Luſtgärten an den Wald ſtießen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, ſich allein zu Pferde in den Wald begeben, um deſto ungeſtörter ihren Fantaſien nachhängen, und einige ſchöne Geſänge ſich wiederholen zu können. Die Friſche des hohen Waldes lockte ſie immer tiefer in ſeine Schatten, und ſo kam ſie endlich an das Landgut, wo der Alte mit ſeinem Sohne lebte. Es kam ihr die Luſt an Milch zu trinken, ſie ſtieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat ins Haus, um ſich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erſchrack beinah über dieſe zauberhafte Erſcheinung eines majeſtätiſchen weiblichen Weſens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geſchmückt, und von einer unbeſchreiblich anziehenden Durchſichtigkeit der zarteſten, unſchuldigſten und edelſten Seele beinah vergöttlicht wurde. Während er eilte, ihre wie Geiſtergeſang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit beſcheidener Ehrfurcht entgegen,

und lud ſie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hauſe ſtand, und auf welchem eine leichte blaue Flamme ohne Geräuſch emporſpielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beim Eintritt, der mit tauſend ſeltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine ſeltſame Heiligkeit des Ortes auf, welcher Eindruck noch durch den ſchlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den beſcheidenen Anſtand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt ſie gleich für eine zum Hof gehörige Perſon, wozu ihre koſtbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaß genug gab. Während der Abweſenheit des Sohnes befragte ſie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter beſonders einige alte, ſonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde ſtanden, und er war bereitwillig, ſie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll friſcher Milch zurück, und reichte ihr denſelben mit ungekünſteltem und ehrfurchtsvollen Weſen. Nach einigen anziehenden Geſprächen mit beiden, dankte ſie auf die lieblichſte Weiſe für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniß wieder kommen, und ſeine lehrreichen Geſpräche über die vielen wunderbaren Sachen, genießen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da ſie merkte, daß Vater und Sohn ſie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptſtadt ſo nahe lag, hatten beide, in ihre Forſchung vertieft, das Gewühl der Menſchen zu vermeiden geſucht, und es war dem Jüngling nie eine Luſt angewandelt,

den Feſten des Hofes beizuwohnen; beſonders da er ſeinen Vater höchſtens auf eine Stunde zu verlaſſen pflegte, um zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehn, und die Eingebungen des ſtillen Naturgeiſtes durch den Einfluß ſeiner mannichfaltigen, äußeren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzeſſin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf ſeinen Sohn machte. Er kannte dieſen genau, um zu wiſſen, daß jeder tiefe Eindruck bei ihm ein lebenslänglicher ſeyn würde. Seine Jugend und die Natur ſeines Herzens mußten die erſte Empfindung dieſer Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine ſolche Begebenheit herannahen ſehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erſcheinung flößte ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und ſein zuverſichtliches Gemüth entfernte alle Beſorgniſſe über die Entwickelung dieſes ſonderbaren Zufalls. Die Prinzeſſin hatte ſich nie in einem ähnlichen Zuſtande befunden, wie der war, in welchem ſie langſam nach Hauſe ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr entſtehen. Ein magiſcher Schleier dehnte ſich in weiten Falten um ihr klares Bewußtſeyn. Es war ihr, als würde ſie ſich, wenn er aufgeſchlagen würde, in einer überirdiſchen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunſt, die bisher ihre ganze Seele beſchäftigt hatte, war zu einem fernen Geſange geworden, der ihren

ſeltſam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie ſie zurück in den Pallaſt kam, erſchrack ſie beinah über ſeine Pracht und ſein buntes Leben, noch mehr aber bei der Bewillkommung ihres Vaters, deſſen Geſicht zum erſtenmale in ihrem Leben, eine ſcheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es ſchien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von ihrem Abenteuer zu erwähnen. Man war ihre ſchwärmeriſche Ernſthaftigkeit, ihren in Fantaſien und tiefes Sinnen verlornen Blick ſchon zu gewohnt, um etwas Außerordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr ſo lieblich zu Muthe; ſie ſchien ſich unter lauter Fremden, und eine ſonderbare Bänglichkeit begleitete ſie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unſerer Wünſche mit hinreißender Begeiſterung ſang, ſie mit ſüßem Troſt erfüllte, und in die angenehmſten Träume wiegte. Der Jüngling hatte ſich gleich nach ihrem Abſchiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüſchen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er ſo ging, ſah er vor ſeinen Füßen einen hellen Glanz. Er bückte ſich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite außerordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverſtändliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen koſtbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hauſe, als wäre ſie noch dort, und

brachte den Stein ſeinem Vater. Sie wurden einig, daß der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten ſollte, ob der Stein geſucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; ſonſt wollten ſie ihn bis zu einem zweiten Beſuche der Unbekannten aufheben, um ihr ſelbſt ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete faſt die ganze Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderſtehliches Verlangen einige Worte auf den Zettel zu ſchreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wußte ſelbſt nicht genau, was er ſich bei den Worten dachte, die er hinſchrieb:

Es iſt dem Stein ein räthſelhaftes Zeichen
Tief eingegraben in ſein glühend Blut,
Er iſt mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man ſieht um jenen tauſend Funken ſtreichen,
Um dieſes woget eine lichte Flut,
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieſes auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daß der Morgen anbrach, ſo begab er ſich ſchon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdeſſen hatte die Prinzeſſin Abends beim Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermißt, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, deſſen Beſitz ihr die Freiheit ihrer Perſon ſicherte, indem ſie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieſer Verluſt befremdete ſie mehr, als daß er ſie erſchreckt hätte. Sie erinnerte ſich, ihn geſtern bei dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte

feſt, daß er entweder im Hauſe des Alten, oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen ſeyn müſſe; der Weg war ihr noch in friſchem Andenken, und ſo beſchloß ſie gleich früh den Stein aufzuſuchen, und ward bei dieſem Gedanken ſo heiter, daß es faſt das Anſehen gewann, als ſey ſie gar nicht unzufrieden mit dem Verluſte, weil er Anlaß gäbe jenen Weg ſogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging ſie durch den Garten nach dem Walde, und weil ſie eilfertiger ging als gewöhnlich, ſo fand ſie es ganz natürlich, daß ihr das Herz lebhaft ſchlug, und ihr die Bruſt beklomm. Die Sonne fing eben an die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die ſich mit ſanftem Flüſtern bewegten, als wollten ſie ſich gegenſeitig aus nächtlichen Geſichten erwecken, um die Sonne gemeinſchaftlich zu begrüßen, als die Prinzeſſin, durch ein fernes Geräuſch veranlaßt, den Weg hinunter und den Jüngling auf ſich zueilen ſah, der in demſelben Augenblick ebenfalls ſie bemerkte.

Wie angefeſſelt blieb er eine Weile ſtehen, und blickte unverwandt ſie an, gleichſam um ſich zu überzeugen, daß ihre Erſcheinung wirklich und keine Täuſchung ſey. Sie begrüßten ſich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten ſie ſich ſchon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzeſſin die Urſache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein, in dem beſchriebenen Zettel. Es war, als ahndete die Prinzeſſin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn ſtillſchweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für ſeinen glücklichen Fund,

beinah unwillkürlich eine goldene Kette um, die ſie um den Hals trug. Beſchämt kniete er vor ihr, und konnte, da ſie ſich nach ſeinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie ſagte ihm halbleiſe, und mit niedergeſchlagenen Augen, daß ſie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zuſage des Vaters, ſie mit ſeinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langſam, ohne ſich umzuſehen, zurück. Der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll, und ſah ihr lange nach, bis ſie hinter den Bäumen verſchwand. Nach dieſer Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweiten Beſuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bei dieſen Spaziergängen. Er holte ſie zu beſtimmten Stunden am Garten ab, und brachte ſie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillſchweigen über ihren Stand, ſo zutraulich ſie auch ſonſt gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmliſchen Seele verborgen blieb. Es war, als flößte ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls ſeine ganze Seele. Vater und Sohn hielten ſie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkoſungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimiſch in dem wunderbaren Hauſe; und wenn ſie dem Alten und

dem Sohne, der zu ihren Füßen ſaß, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdiſchen Stimme vorſang, und letzteren in dieſer lieblichen Kunſt unterrichtete: ſo erfuhr ſie dagegen von ſeinen begeiſterten Lippen die Enträthſelung der überall verbreiteten Naturgeheimniſſe. Er lehrte ſie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entſtanden ſey, und die Geſtirne ſich zu melodiſchen Reigen vereinigt hätten. Die Geſchichte der Vorwelt ging durch ſeine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war ſie, wenn ihr Schüler, in der Fülle ſeiner Eingebungen, die Laute ergriff, und mit unglaublicher Gelehrigkeit in die wundervollſten Geſänge ausbrach. Eines Tages, wo ein beſonders kühner Schwung ſich ſeiner Seele in ihrer Geſellſchaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, ſo daß ſie beide, ohne ſelbſt zu wiſſen wie, einander in die Arme ſanken, und der erſte glühende Kuß ſie auf ewig zuſammenſchmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichen Dunkel über ſie her. Er eilte, ſie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angſt wegen ſeiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angſt wuchs, wie er ſeinen Irrthum bemerkte. Die Prinzeſſin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengſtlichkeit fuhr zuwei=

len, wie ein zerſtörender Strahl, durch ihre Seele; und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Troſt zuſprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Bruſt. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen, den Weg zu finden, waren vergeblich, und ſie prieſen ſich beide glücklich, bei der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem ſteilen Abhang eines waldigen Hügels zu entdecken, wo ſie eine ſichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruheſtätte für ihre erſchöpften Kräfte. Das Glück begünſtigte ihre Wünſche. Die Höhle war trocken und mit reinlichem Mooſe bewachſen. Der Jüngling zündete ſchnell ein Feuer von Reiſern und Moos an, woran ſie ſich trocknen konnten, und die beiden Liebenden ſahen ſich nun auf eine wunderbare Weiſe von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zuſtande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelſtrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieſeln ließ ſie friſches Waſſer zur Stillung ihres Durſtes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und ſie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bei dem kniſternden Feuer. Eine höhere Macht ſchien den Knoten ſchneller löſen zu wollen, und brachte ſie unter ſonderbaren Umſtänden in dieſe romantiſche Lage. Die Unſchuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderſtehliche Macht ihrer ſüßen Leidenſchaft und ihrer Jugend ließ ſie bald die Welt und ihre Verhältniſſe

vergeſſen, und wiegte ſie unter dem Brautgeſange des Sturms und den Hochzeitsfackeln der Blitze in den ſüßeſten Rauſch ein, der je ein ſterbliches Paar beſeligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für ſie das Erwachen in einer neuen ſeligen Welt. Ein Strom heißer Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzeſſin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tauſendfachen Bekümmerniſſe ihres Herzens. Er war in dieſer Nacht um mehrere Jahre älter; aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überſchwenglicher Begeiſterung tröſtete er ſeine Geliebte, erinnerte ſie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den ſie einflöße, und bat ſie, die heiterſte Zukunft von dem Schutzgeiſt ihres Herzens mit Zuverſicht zu erwarten. Die Prinzeſſin fühlte die Wahrheit ſeines Troſtes, und entdeckte ihm, ſie ſey die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmerniſſe ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden ſie über die zu faſſende Entſchließung einig, und der Jüngling machte ſich ſofort auf den Weg, um ſeinen Vater aufzuſuchen, und dieſen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er verſprach in kurzem wieder bei ihr zu ſeyn, und verließ ſie beruhigt und in ſüßen Vorſtellungen der künftigen Entwickelung dieſer Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald ſeines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war ſehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu ſehen. Er erfuhr nun die Geſchichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig, ihn zu unterſtützen. Sein

Haus lag ziemlich verſteckt, und hatte einige unterirdi-ſche Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier ſollte die Wohnung der Prinzeſſin ſeyn. Sie ward alſo in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einſamkeit, wenn ſie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg ſie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und ſagte es nur dem Alten, der ſie freundlich tröſtete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorſtellte.

Unterdeß war man am Hofe in große Beſtürzung gerathen, als Abends die Prinzeſſin vermißt wurde. Der König war ganz außer ſich, und ſchickte überall Leute aus, ſie zu ſuchen. Kein Menſch wußte ſich ihr Verſchwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverſtändniß in die Gedanken, und ſo ahndete man keine Entführung, da ohne dies kein Menſch weiter fehlte. Auch nicht zu der entfernteſten Vermuthung war Grund da. Die ausgeſchickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends ſeine Sänger vor ihn kamen und ſchöne Lieder mitbrachten, war es, als ließe ſich die alte Freude wieder vor ihm blicken; ſeine Tochter dünkte ihm nah, und er ſchöpfte Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen. War er aber wieder allein, ſo zerriß es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bei ſich ſelbſt: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menſchen. Meine Tochter kann mir nichts erſetzen. Ohne ſie ſind auch

die Geſänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Geſtalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringſte meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knieen ſäßen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es iſt nicht die Krone und das Reich, was einen König macht; es iſt jenes volle, überfließende Gefühl der Glückſeligkeit, der Sättigung mit irdiſchen Gütern, jenes Gefühl der überſchwenglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth beſtraft. Der Verluſt meiner Gattin hat mich noch nicht genug erſchüttert; nun hab' ich auch ein gränzenloſes Elend. So klagte der König in den Stunden der heißeſten Sehnſucht. Zuweilen brach auch ſeine alte Strenge und ſein Stolz wieder hervor. Er zürnte über ſeine Klagen; wie ein König wollte er dulden und ſchweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und es gehöre ein großer Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann dämmerte und er in die Zimmer ſeiner Tochter trat, und ſah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habſeligkeiten ſtehn, als habe ſie eben das Zimmer verlaſſen: ſo vergaß er ſeine Vorſätze, geberdete ſich wie ein trübſeliger Menſch, und rief ſeine geringſten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daß eine Sage umherging, die Prinzeſſin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Menſch wußte, woher die Sage kam: aber alles hing ſich mit frohem Glauben daran,

und ſah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herankam. Was gilts, ſagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzeſſin wieder. Selbſt der König ward heitrer und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheißung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feſte fingen wieder an, und es ſchien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzeſſin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daß ſie verſchwand, war der ganze Hof im Garten verſammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiſer Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell ſtieg zwiſchen den vielen Fackeln mit zahlloſen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodiſchem Plätſchern die mannichfaltigen Geſänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König ſaß auf einem köſtlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in feſtlichen Kleidern verſammelt, eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauſpiel. Der König ſaß eben in tiefen Gedanken. Das Bild ſeiner verlornen Tochter ſtand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um dieſe Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiße Sehnſucht übermannte ihn, und es floſſen häufige Thränen von ſeinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein

ſchwerer Traum zu ſeyn, und er hob die Augen auf, gleichſam um ihre hohe, heilige entzückende Geſtalt unter den Menſchen und den Bäumen aufzuſuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille ſchien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu ſeyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiederſehns, den Frühling und die Zukunft beſungen, wie ſie die Hoffnung zu ſchmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leiſe Laute einer unbekannten ſchönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen ſchienen. Alle Blicke richteten ſich dahin, und man ſah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht ſtehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in ſeinem Geſange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König ſeinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war außerordentlich ſchön, und der Geſang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Urſprunge der Welt, von der Entſtehung der Geſtirne, der Pflanzen, Thiere und Menſchen, von der allmächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrſcherinnen, der Liebe und Poeſie, von der Erſcheinung des Haſſes und der Barbarei und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letztern, dem Ende der Trübſale, der Verjüngung der Natnr und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, ſelbſt von Begeiſterung hingeriſſen, während des Geſanges näher um den ſeltſamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zu-

ſchauer, und der König ſelbſt fühlte ſich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen. Ein ſolcher Geſang war nie vernommen worden, und alle glaubten, ein himmliſches Weſen ſey unter ihnen erſchienen, beſonders da der Jüngling unterm Singen immer ſchöner, immer herrlicher, und ſeine Stimme immer gewaltiger zu werden ſchien. Die Luft ſpielte mit ſeinen goldnen Locken. Die Laute ſchien ſich unter ſeinen Händen zu beſeelen, und ſein Blick ſchien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu ſchauen. Auch die Kindesunſchuld und Einfalt ſeines Geſichts ſchien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Geſang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Bruſt. Ein ſtilles inniges Jauchzen ging durch die Verſammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf ſich ihm beſcheiden zu Füßen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieß ihn ſich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über ſeine Bitte zu entſcheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreißt in Dornen ſein Gewand;
Er muß durch Fluß und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einſam und pfadlos fließt in Klagen
Jetzt über ſein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Looſ ward mir beſchieden,
Ich irre ganz verlaſſen hier,
Ich brachte Allen Luſt und Frieden,
Doch keiner theilte ſie mit mir.
Es wird ein jeder ſeiner Habe
Und ſeines Lebens froh durch mich;
Doch weiſen ſie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von ſich.

Man läßt mich ruhig Abſchied nehmen,
Wie man den Frühling wandern ſieht,
Es wird ſich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend ſehn ſie nach den Früchten,
Und wiſſen nicht, daß er ſie ſät;
Ich kann den Himmel für ſie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An dieſe Lippen feſtgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine ſich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird ſein ſich noch erbarmen
Und löſen ſeinen tiefen Gram?

Er ſinkt im hohen Graſe nieder,
Und ſchläft mit naſſen Wangen ein:
Da ſchwebt der hohe Geiſt der Lieder
In die beklemmte Bruſt hinein:
Vergiß anjeƺt was Du gelitten,
In Kurzem ſchwindet deine Laſt,

Was du umſonſt geſucht in Hütten,
Das wirſt du finden im Pallaſt.

Du nahſt dem höchſten Erdenlohne,
Bald endigt der verſchlungne Lauf:
Der Myrtekranz wird eine Krone,
Dir ſetzt die treuſte Hand ſie auf.
Ein Herz voll Einklang iſt berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter ſteigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in ſeinem Geſange gekommen, und ein ſonderbares Erſtaunen hatte ſich der Verſammlung bemächtigt, als während dieſer Strophen ein alter Mann nebſt einer verſchleierten weiblichen Geſtalt von edlem Wuchſe, die ein wunderſchönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Verſammlung umherſah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausſtreckte, zum Vorſchein kamen, und ſich hinter den Sänger ſtellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um ſich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus ſeinem Zimmer entwandt haben mußte, herabflog, und ſich auf das Haupt des Jünglings niederließ, ſo daß die Binde ſich um ſeine Locken ſchlang. Der Fremdling erſchrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und ließ die Binde zurück. Der Jüngling reichte ſie dem Kinde, das darnach verlangte, ließ ſich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in ſeinem Geſange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus ſchönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallaſtes ehrnem Thor.
Die Mauern ſind wie Stahl geſchliffen,
Doch ſie erglimmt ſein Lied geſchwind,
Es ſteigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt ſie feſt zuſammen,
Der Klang der Panzer treibt ſie fort;
Sie lodern auf in ſüßen Flammen,
Im nächtlich ſtillen Zufluchtsort.
Sie halten furchtſam ſich verborgen,
Weil ſie der Zorn des Königs ſchreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Luſt zugleich erweckt.

Der Sänger ſpricht mit ſanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Geſängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Bruſt ihm hin;
Sie ſinken reuig und erſchrocken,
Und mild zergeht ſein ſtrenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Geſange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in ſüßem Drange
Zu ew'ger Luſt den tiefen Schmerz.
Die Liebe giebt, was ſie entriſſen,
Mit reichem Wucher bald zurück.

Und unter den Verſöhnungsküſſen
Entfaltet ſich ein himmliſch Glück.

Geiſt des Geſangs, komm du hernieder,
Und ſteh auch jetzt der Liebe bei;
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daß ihr der König Vater ſey! —
Daß er mit Freuden ſie umſchließet,
Und ſeines Enkels ſich erbarmt,
Und wenn das Herz ihm überfließet,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bei dieſen Worten, die ſanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzeſſin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füßen des Königs, und hielt ihm das ſchöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängſtliche Stille ſchien jeden Athem feſtzuhalten. Der König war einige Augenblicke ſprachlos und ernſt; dann zog er die Prinzeſſin an ſeine Bruſt, drückte ſie lange feſt an ſich, und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu ſich auf, und umſchloß ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Verſammlung, die ſich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüßte er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen floſſen. In Geſänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Lande, deſſen Leben fortan nur ein ſchönes Feſt war. Kein Menſch weiß wo das Land hingekommen iſt. Nur im

Sagen heißt es, daß Atlantis von mächtigen Fluten den Augen entzogen worden ſey.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereiſen waren ohne die mindeſte Unterbrechung geendigt. Der Weg war feſt und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die ſie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannichfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gaſtfreiſte Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereien bekannten Gegenden, und nahmen, wenn ſie ja gezwungen waren, ſolche zu durchreiſen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Beſitzer benachbarter Bergſchlöſſer ſtanden mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden beſucht, und bei ihnen nachgefragt, ob ſie Beſtellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töchter drängten ſich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann ſie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut eine Frau aus der Reſidenzſtadt zu ſehen, die eben ſo willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger ſchmackhaften Schüſſeln mittheilte. Der junge Ofterdingen ward von Rittern und Frauen wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeines ungezwungenen milden Betragens geprieſen, und die letzteren verweilten gern auf ſeiner einnehmenden Geſtalt, die wie das einfache

Wort eines Unbekannten war, das man faſt überhört, bis längſt nach ſeinem Abſchiede es ſeine tiefe unſcheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverſchlungener Blätter zeigt; ſo daß man es nie vergißt, nicht müde wird es zu wiederholen, und einen unverſieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man beſinnt ſich nun genauer auf den Unbekannten, und ahndet und ahndet, bis es auf einmal klar wird, daß er ein Bewohner der höhern Welt geweſen ſey. — Die Kaufleute erhielten eine große Menge Beſtellungen, und man trennte ſich gegenſeitig, mit herzlichen Wünſchen einander bald wieder zu ſehn. Auf einem dieſer Schlöſſer, wo ſie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schloſſes war ein alter Kriegsmann, der die Muße des Friedens und die Einſamkeit ſeines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und außer dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genoſſen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich mußten ſich an die luſtige Tafel ſetzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rückſicht ſeiner Jugend das jedesmalige Beſcheidthun erlaſſen, dagegen die Kaufleute ſich nicht faul finden, ſondern ſich den alten Frankenwein tapfer ſchmecken ließen. Das Geſpräch lief über ehemalige Kriegsabenteuer hin. Heinrich hörte mit großer Auf-

merkſamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter ſprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abenteuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen geweſen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äußerten mit großer Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmliſche Geburtsſtätte der Chriſtenheit noch im frevelhaften Beſitz der Ungläubigen zu wiſſen. Sie erhoben die großen Helden, die ſich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieſes ruchloſe Volk erworben hätten. Der Schloßherr zeigte das koſtbare Schwert, was er einem Anführer deſſelben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er ſein Caſtell erobert, ihn getödtet, und ſeine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiſer in ſeinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle beſahen das prächtige Schwert; auch Heinrich nahm es in ſeine Hand, und fühlte ſich von einer kriegeriſchen Begeiſterung ergriffen. Er küßte es mit inbrünſtiger Andacht. Die Ritter freuten ſich über ſeinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch ſeine Hand auf ewig der Befreiung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf ſeine Schultern befeſtigen zu laſſen. Er war überraſcht, und ſeine Hand ſchien ſich nicht von dem Schwerte losmachen zu können. Beſinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug iſt vor der Thür. Der Kaiſer ſelbſt wird unſere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa ſchallt von neuem der Ruf des

Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt ſich aller Orten. Wer weiß, ob wir nicht übers Jahr in der großen weltherrlichen Stadt Jeruſalem, als frohe Sieger bei einander ſitzen, und uns bei vaterländiſchem Wein an unſere Heimath erinnern. Du kannſt auch bei mir ein morgenländiſches Mädchen ſehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwert gut zu führen verſtehſt, ſo kann es dir an ſchönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter ſangen mit lauter Stimme den Kreuzgeſang, der damals in ganz Europa geſungen wurde:

Das Grab ſteht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muß Frevel und Verſpottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme:
Wer rettet mich von dieſem Grimme!

Wo bleiben ſeine Heldenjünger?
Verſchwunden iſt die Chriſtenheit!
Wer iſt der Glaubens-Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieſer Zeit?
Wer bricht die ſchimpflichſten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzuſtören,
Umbrauſ't er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeſchrei um alle Zinnen:
Auf, träge Chriſten, zieht von hinnen.

Es laſſen Engel aller Orten
Mit ernſtem Antlitz ſtumm ſich ſehn,
Und Pilger ſieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen ſtehn;
Sie klagen mit den bängſten Tönen
Die Grauſamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen roth und trübe,
Im weiten Land der Chriſten an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet ſich bei Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von ſeinem Heerde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befrein.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu ſeyn.
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden ſtehn voran.
Des Paradieſes ſel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genießen,
Sein Blut für Chriſtus zu vergießen.

Zum Kampf, ihr Chriſten! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Chriſtengottes Schreckenshand.
Wir waſchen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau ſchwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den das Schwert geſchlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt ſich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stäte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Chriſtenheit verſöhnt!
Das Reich der Heiden wird ſich enden,
Iſt erſt das Grab in unſern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Geſtalt vor, die auf einem großen Stein, mitten unter wildem Pöbel ſäße, und auf eine entſetzliche Weiſe gemißhandelt würde; als wenn ſie mit kummervollem Geſichte nach einem Kreuze blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen ſchimmerte, und ſich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter ſchickte eben herüber, um ihn zu holen und der Hausfrau des Ritters vorzuſtellen. Die Ritter waren in ihr Gelag und ihre Vorſtellungen des bevorſtehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daß Heinrich ſich entfernte. Er fand ſeine Mutter in traulichem Geſpräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schloſſes, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter: die Sonne begann ſich zu neigen, und Heinrich, der ſich nach Einſamkeit ſehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen,

tiefen Bogenfenſter in das düſtre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniß, ſich außerhalb des Schloſſes beſehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; ſein ganzes Gemüth war rege. Er ſah von der Höhe des alten Felſens zunächſt in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterſtürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräuſch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabſehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und ſeine innere Unruhe wurde beſänftigt. Das kriegeriſche Getümmel verlor ſich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnſucht zurück. Er fühlte, daß ihm eine Laute mangelte, ſo wenig er auch wußte, wie ſie eigentlich gebaut ſey, und welche Wirkung ſie hervorbringe. Das heitere Schauſpiel des herrlichen Abends wiegte ihn in ſanfte Fantaſien; die Blume ſeines Herzens ließ ſich zuweilen, wie ein Wetterleuchten in ihm ſehn. — Er ſchweifte durch das wilde Gebüſch und kletterte über bemooſ'te Felſenſtücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Geſang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiß, daß es eine Laute ſey; er blieb verwunderungsvoll ſtehen, und hörte in gebrochener deutſcher Ausſprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Geſicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis ſtürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

Könnt' ich dir die Myrthe zeigen
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geſchwiſterlichen Schaar!
Sähſt du im geſtickten Kleide,
Stolz im köſtlichen Geſchmeide
Deine Freundin wie ſie war.

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heißem Blick vor ihr;
Zärtliche Geſänge ſteigen
Mit dem Abendſtern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu den Frauen,
Iſt der Männer Loſung hier.

Hier, wo um kriſtallne Quellen
Liebend ſich der Himmel legt,
Und mit heißen Balſamwellen
Um den Hayn zuſammenſchlägt,
Der in ſeinen Luſtgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tauſend bunte Sänger hegt.

Fern ſind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längſt gefällt ſind jene Bäume,
Und das alte Schloß verbrannt.
Fürchterlich wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand.

Fürchterliche Gluten floſſen
In die blaue Luft empor,

Und es drang auf ſtolzen Roſſen
Eine wilde Schaar ins Thor.
Säbel klirrten, unſre Brüder,
Unſer Vater kam nicht wieder,
Und man riß uns wild hervor.

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! ſie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnſucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längſt hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöſ't mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröſtende Stimme. Er ſtieg tiefer durch das Gebüſch hinab, und fand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche ſitzen. Ein ſchönes Kind hing weinend an ihrem Halſe: auch ihre Thränen floſſen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Raſen. Sie erſchrack ein wenig, als ſie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Geſicht ſich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Geſang gehört, ſagte ſie freundlich. Euer Geſicht dünkt mir bekannt; laßt mich beſinnen. — Mein Gedächtniß iſt ſchwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine ſonderbare Erinneruug aus frohen Zeiten. O! mir iſt als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unſerm Unglück von uns ſchied, und nach Perſien zu einem berühmten Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und beſingt traurig das Unglück ſeiner Geſchwiſter. Wüßte ich nur noch einige ſeiner herrlichen Lieder, die er uns hinterließ!

Er war edel und zärtlich, und kannte kein größeres Glück als ſeine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerkſam betrachtete, und ſich feſt an den Buſen der unglücklichen Zulima ſchmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröſtete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat ſie, ihm umſtändlicher ihre Geſchichte zu erzählen. Sie ſchien es nicht ungern zu thun. Heinrich ſetzte ſich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt ſie ſich bei dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie ſchilderte den Edelmuth derſelben, und ihre reine ſtarke Empfänglichkeit für die Poeſie des Lebens und die wunderbare geheimnißvolle Anmuth der Natur. Sie beſchrieb die romantiſchen Schönheiten der fruchtbaren arabiſchen Gegenden, die wie glückliche Inſeln in unwegſamen Sandwüſteneien lägen, wie Zufluchtsſtätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieſes voll friſcher Quellen, die über dichten Raſen und funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieſelten, voll bunter Vögel mit melodiſchen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Ueberbleibſel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, ſagte ſie, die buntfarbigen, hellen, ſeltſamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten ſehn. Sie ſcheinen ſo bekannt und nicht ohne Urſach ſo wohl erhalten zu ſeyn. Man ſinnt und ſinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um ſo begieriger den tiefſinnigen Zuſammenhang dieſer uralten Schrift zu errathen.

Der unbekannte Geiſt derſelben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünſchten Fund von dannen geht, ſo hat man doch tauſend merkwürdige Entdeckungen in ſich ſelbſt gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende Beſchäftigung geben. Das Leben auf einem längſt bewohnten und ehemals ſchon durch Fleiß, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen beſondern Reiz. Die Natur ſcheint dort menſchlicher und verſtändlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchſichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit ſcharfen Umriſſen zurück, und ſo genießt man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltſame verliert und die zauberiſche Dichtung und Fabel unſerer Sinne wird. Wer weiß, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluß der ehemaligen, jetzt unſichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht iſt es dieſer dunkle Zug, der die Menſchen aus neuen Gegenden, ſobald eine gewiſſe Zeit ihres Erwachens kommt, mit ſo zerſtörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geſchlechts treibt, und ſie Gut und Blut an den Beſitz dieſer Länder zu wagen anregt. Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: glaubt ja nicht, was man Euch von den Grauſamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends wurden Gefangene großmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jeruſalem wurden mit Gaſtfreundſchaft aufgenommen, nur daß ſie ſelten derſelben werth waren. Die meiſten waren nichtsnutzige, böſe Menſchen, die ihre Wallfahrten mit Bubenſtücken bezeich=

neten, und dadurch freilich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Chriſten das heilige Grab beſuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Beſitzers? Unſere Fürſten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie ſchön hätte ſein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverſtändniſſes, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündniſſe werden können.

Der Abend war unter ihren Geſprächen herbeigekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob ſich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie ſtiegen langſam nach dem Schloſſe; Heinrich war voll Gedanken, die kriegeriſche Begeiſterung war gänzlich verſchwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröſtenden Zuſchauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe ſo unbeträchtlich erſchienen, ſo wild und unerſteiglich ſie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging ſtill neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er ſuchte die ſinkende Hoffnung ſeiner Begleiterin, ihr Vaterland dereinſt wieder zu ſehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu ſeyn, ohne zu wiſſen, auf welche Art es geſchehen könne. Eine beſondere Kraft ſchien in ſeinen einfachen Worten zu liegen, denn

Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung, und dankte ihm für ſeine Zuſprache auf die rührendſte Weiſe.

Die Ritter waren noch bei ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Geſprächen. Heinrich hatte keine Luſt in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte ſich müde, und begab ſich bald mit ſeiner Mutter in das angewieſene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet ſey, und ſchlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten ſich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als ſie abreiſ'ten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abſchied. Zulima hatte wenig geſchlafen, eine innere Freude hatte ſie wach erhalten; ſie erſchien beim Abſchiede, und bediente die Reiſenden demüthig und emſig. Als ſie Abſchied nahmen, brachte ſie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, ſie zu Zulima's Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, ſagte ſie, der ſie mir beim Abſchied ſchenkte; es iſt das einzige Beſitzthum, was ich gerettet habe. Sie ſchien euch geſtern zu gefallen, und ihr laßt mir ein unſchätzbares Geſchenk zurück: ſüße Hoffnung. Nehmt dieſes geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima ſeyn. Wir werden uns gewiß wiederſehn, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte ſich, dieſe ihr ſo unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, ſagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchſtaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geſchwiſter

iſt, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich ſeinem Zureden und gab ihm das Band, indem ſie ſagte: es iſt mein Name in den Buchſtaben meiner Mutterſprache, den ich in beſſern Zeiten ſelbſt in dieſes Band geſtickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare feſtgehalten hat, und mit ſeiner Beſitzerin verbleicht iſt. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem ſie ſie an ſich zog, und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereiſen kamen ſie an ein Dorf, am Fuße einiger ſpitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ungeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abſchreckendes Anſehn hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menſchen, theils Reiſende, theils bloße Trinkgäſte, ſaßen in der Stube, und unterhielten ſich von allerhand Dingen.

Unſere Reiſenden geſellten ſich zu ihnen, und miſchten ſich in die Geſpräche. Die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tiſche ſaß, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geſchahen. Er kam aus fremden Landen, hatte ſich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von ſeinem Gewerbe und ſeinen

heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er ſprach aber ſehr beſcheiden von ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Macht, doch trugen ſeine Erzählungen das Gepräge der Seltſamkeit und Neuheit. Er erzählte, daß er aus Böhmen gebürtig ſey. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt zu wiſſen, was in den Bergen verborgen ſeyn müſſe, wo das Waſſer in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köſtlichen Steine gefunden würden, die den Menſchen ſo unwiderſtehlich an ſich zögen. Er habe in der nahen Kloſterkirche oft dieſe feſten Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünſcht, daß ſie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimnißvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daß ſie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in dieſen Gegenden ſolche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge ſeyen doch nicht umſonſt ſo weit im Umfange, und erhaben, und ſo feſt verwahrt; auch habe es ihm verdünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er ſey fleißig in den Felſenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe ſich mit unausſprechlichem Vergnügen in dieſen uralten Hallen und Gewölben umgeſehn. — Endlich ſey ihm einmal ein Reiſender begegnet, der zu ihm geſagt, er müſſe ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung ſeiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er ſolle nur immer an dem Fluſſe hinuntergehn, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula ſeyn, und dort

dürfe er nur ſprechen, daß er gern ein Bergmann werden wolle. Er habe ſich dies nicht zweimal ſagen laſſen, und ſich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beſchwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht ſagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüſchen durchwachſen waren, auf denen bretterne Hütten ſtanden, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen ſah. Ein fernes Getöſe vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll ſtiller Andacht ſtand ich bald auf einem ſolchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunklen Tiefen, die im Innern der Hütten ſteil in den Berg hineinführten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen ſchwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit ſchüchterner Aengſtlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und ſagten mir, daß ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn, und nach dem Steiger fragen ſollte, welcher den Anführer und Meiſter unter ihnen vorſtellt; dieſer werde mir Beſcheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daß ich meinen Wunſch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruß: „Glück auf,“ womit ich den Steiger anreden ſollte. Voll fröhlicher Erwartungen ſetzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruß mir beſtändig zu wiederholen. Ich fand einen

alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geſchichte erzählt, und ihm meine große Luſt, ſeine ſeltne, geheimnißvolle Kunſt zu erlernen, bezeugt hatte, bereitwillig verſprach, mir meinen Wunſch zu gewähren. Ich ſchien ihm zu gefallen, und er behielt mich in ſeinem Hauſe. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht ſehn würde. Noch denſelben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Geſprächen, ſo unverſtändlich und fremd mir ſowohl die Sprache, als der größte Theil des Inhalts ihrer Erzählungen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beſchäftigte mich des Nachts in ſeltſamen Träumen. Ich erwachte bei Zeiten, und fand mich bei meinem neuen Wirthe ein, bei dem ſich allmählich die Bergleute verſammelten, um ſeine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenſtube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erſchien und las eine Meſſe, nachher ſprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in ſeine heilige Obhut zu nehmen, ſie bei ihren gefährlichen Arbeiten zu unterſtützen, vor Anfechtungen und Tücken böſer Geiſter ſie zu ſchützen, und ihnen reiche Anbrüche zu beſcheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunſt gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Meſſe lebhafter empfunden. Meine künftigen

Genoſſen kamen mir wie unterirdiſche Helden vor, die tauſend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntniſſen beſäſſen, und in dem ernſten, ſtillen Umgange mit den uralten Felſenſöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniß himmliſcher Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängniſſe ausgerüſtet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienſt eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die ſchroffen Eingänge in die unterirdiſchen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabſteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorſichtigkeitsregeln, ſo wie mit den Namen der mannichfaltigen Gegenſtände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und ſchurrte auf den runden Balken hinunter, indem er ſich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenſtange fortglitſchte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte ſeinem Beiſpiel, und wir gelangten ſo mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war ſeltſam feierlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meiſter ward nicht müde meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über ſeine Kunſt zu belehren. Das Rauſchen des Waſſers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verſchlungen-

heit der Gänge, und das entfernte Geräuſch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Beſitz deſſen, was von jeher mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Es läßt ſich auch dieſe volle Befriedigung eines angebornen Wunſches, dieſe wunderſame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniß zu unſerm geheimen Daſeyn haben mögen, zu Beſchäftigungen, für die man von der Wiege an beſtimmt und ausgerüſtet iſt, nicht erklären und beſchreiben. Vielleicht daß ſie jedem Andern gemein, unbedeutend und abſchreckend vorgekommen wären; aber mir ſchienen ſie ſo unentbehrlich zu ſeyn, wie die Luft der Bruſt, und die Speiſe dem Magen. Mein alter Meiſter freute ſich über meine innige Luſt, und verhieß mir, daß ich bei dieſem Fleiße und dieſer Aufmerkſamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht ſah ich zum erſtenmal in meinem Leben am ſechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwiſchen den Spalten des Geſteins. Es kam mir vor, als ſey er hier wie in feſten Gefängniſſen eingeſperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit ſo viel Gefahren und Mühſeligkeiten ſich den Weg zu ihm durch die ſtarken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäßen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildniſſen geziert, die Welt beherrſchen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula,

und ſtieg allmählich bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann iſt, der die Arbeiten auf dem Geſtein betreibt, nachdem ich anfänglich bei der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angeſtellt geweſen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von ſeiner Erzählung aus, und trank, indem ihm ſeine aufmerkſamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war ſehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten ſich von den Gefahren und Seltſamkeiten des Bergbaues, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre ſonderbaren Vorſtellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile ſagte Heinrich: Ihr mögt ſeitdem viel ſeltſame Dinge geſehen und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht ſo gefällig und erzähltet uns, wie es euch ſeitdem ergangen iſt, und auf welcher Reiſe ihr jetzt begriffen ſeyd? Es ſcheint, als hättet ihr euch weiter in der Welt umgeſehn, und gewiß darf ich vermuthen, daß ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorſtellt. Es iſt mir ſelber lieb, ſagte der Alte, mich der verfloſſenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anläſſe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreun. Das Geſchick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es iſt kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich

in meinen Verrichtungen geweſen, und unſer aller Vater im Himmel hat mich vor dem Böſen behütet, und in Ehren grau werden laſſen. Nächſt ihm habe ich alles meinem alten Meiſter zu verdanken, der nun lange zu ſeinen Vätern verſammelt iſt, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einſichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in ſeinem Thun. Durch ihn iſt das Bergwerk in großen Flor gekommen, und hat dem Herzoge von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend iſt dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und ſo lange Eula ſteht, wird auch ſein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war ſeiner Geburt nach ein Lauſitzer, und hieß Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemſigkeit, meine Treue, und meine leidenſchaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir ſeine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir ſeinen Namen und machte mich zu ſeinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geſchöpf, deren Geſicht ſo freundlich glatt und weiß war, wie ihr Gemüth. Der Alte ſagte mir oft, wenn er ſah, daß ſie mir zugethan war, daß ich gern mit ihr ſchäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die ſo blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Kriſtalle glänzten, wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er ſie mir nicht verſagen; und er hielt

Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er ſeine Hände auf uns, und ſegnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich ſie als meine Frau auf meine Kammer. Denſelben Tag hieb ich in der Frühſchicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog ſchickte mir eine goldene Kette mit ſeinem Bildniß auf einer großen Münze, und verſprach mir den Dienſt meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich ſie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf ſie gerichtet waren. Unſer alter Vater erlebte noch einige muntre Enkel, und die Anbrüche ſeines Herbſtes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit ſeine Schicht beſchließen, und aus der dunkeln Grube dieſer Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den großen Lohntag zu erwarten.

Herr, ſagte der Alte, indem er ſich zu Heinrich wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott geſegnet werden! denn es giebt keine Kunſt, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmliſche Weisheit und Fügung erweckte, und die Unſchuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt ſich zu wiſſen, wo die metalliſchen Mächte gefunden werden, und ſie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über ſein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnſinn, freut er ſich mehr über ihre

wunderlichen Bildungen, und die Seltſamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Beſitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn ſie Waaren geworden ſind, und er ſucht ſie lieber unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten in den Veſten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuſchende, hinterliſtige Künſte nach ihnen trachten ſollte. Jene Mühſeligkeiten erhalten ſein Herz friſch, und ſeinen Sinn wacker; er genießt ſeinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und ſteigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüften ſeines Berufes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Ausſicht um ſich her; nur ihm ſchmeckt Trank und Speiſe recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter ſeines Gleichen, oder herzt ſeine Frau und Kinder, und ergötzt ſich dankbar an der ſchönen Gabe des traulichen Geſprächs!

Sein einſames Geſchäft ſondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menſchen einen großen Theil ſeines Lebens ab. Er gewöhnt ſich nicht zu einer ſtumpfen Gleichgültigkeit gegen dieſe überirdiſchen, tiefſinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit ſeinem eigenthümlichſten Geiſte und in ſeiner urſprünglichen bunten Wunderbarkeit erſcheint. Die Natur will nicht der ausſchließliche Beſitz eines Einzigen ſeyn. Als Eigenthum verwandelt ſie ſich in ein böſes Gift, was die Ruhe verſcheucht, und die

verderbliche Luſt, alles in dieſen Kreis des Beſitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenſchaften herbeilockt. So untergräbt ſie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und ſo ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügſame Bergmann in ſeinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beſeelt. Er gedenkt in ſeiner Einſamkeit mit inniger Herzlichkeit ſeiner Genoſſen und ſeiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenſeitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtſchaft der Menſchen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß ſich ſeine Aufmerkſamkeit in unnütze Gedanken zerſtreue. Er hat mit einer wunderlichen, harten und unbiegſamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beſtändige Wachſamkeit zu überwinden iſt. Aber welches köſtliche Gewächs blüht ihm auch in dieſen ſchauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu ſeinem himmliſchen Vater, deſſen Hand und Vorſorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen ſichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort geſeſſen, und bei dem Schein meiner Lampe das ſchlichte Krucifix mit der innigſten Andacht betrachtet! da habe ich erſt den heiligen Sinn dieſes räthſelhaften Bildniſſes recht gefaßt, und den edelſten Gang meines Herzens erſchürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und ſagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann geweſen ſeyn, der den Menſchen zuerſt die edle Kunſt des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felſen dieſes ernſte Sinnbild des menſchlichen Lebens verborgen hat. Hier iſt der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felſen in eine armſelige, unbedeutende Kluft zuſammen, und gerade hier brechen die edelſten Geſchicke ein. Andre Gänge verunedeln ihn, bis ſich ein verwandter Gang freundlich mit ihm ſchaart, und ſeinen Werth unendlich erhöht. Oft zerſchlägt er ſich vor dem Bergmann in tauſend Trümmern; aber der Geduldige läßt ſich nicht ſchrecken, er verfolgt ruhig ſeinen Weg, und ſieht ſeinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falſchen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie ſicher aber auch, daß Eifer und Beſtändigkeit die einzigen untrüglichen Mittel ſind, ſie zu bemeiſtern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiß nicht, ſagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich ſollte meinen, daß euch euer Beruf unwillkührlich zu Geſängen begeiſtern und die Muſik eine willkommne Begleiterin der Bergleute ſeyn müßte.

Da habt ihr wahr geſprochen, erwiederte der Alte;

Geſang und Zitherſpiel gehört zum Leben des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize deſſelben genießen, als der unſrige. Muſik und Tanz ſind eigentliche Freuden des Bergmanns; ſie ſind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen deſſelben helfen die mühſame Arbeit erleichtern und die lange Einſamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, ſo will ich euch gleich einen Geſang zum Beßten geben, der fleißig in meiner Jugend geſungen wurde.

Der iſt der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen mißt,
Und jegliche Beſchwerde
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felſenglieder
Geheimen Bau verſteht,
Und unverdroſſen nieder
Zu ihrer Werkſtatt geht.

Er iſt mit ihr verbündet
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' ſie ſeine Braut.

Er ſieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und ſcheut nicht Fleiß noch Plage,
Sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geſchichten
Der längſt verfloßnen Zeit

Iſt ſie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn ſein Angeſicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt ſie entgegen
Den Werken ſeiner Hand.

Ihm folgen die Gewäſſer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felſenſchlöſſer
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In ſeines Königs Haus,
Und ſchmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig,
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen ſich erwürgen
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Heinrich gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und ſagte: Ich weiß gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir ſelbſt nicht wiſſen, wo es her iſt.

Ein reiſender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein ſonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand großen Beifall, weil es ſo ſeltſamlich klang, beinah ſo dunkel und unverſtändlich, wie die Muſik ſelbſt, aber eben darum auch ſo unbegreiflich anzog, und im wachenden Zuſtande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein feſtes Schloß,
Ein ſtiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troß;
Doch ſteigt er nie auf ſeine Zinnen.
Verborgen iſt ſein Luſtgemach
Und unſichtbare Wächter lauſchen;
Nur wohlbekannte Quellen rauſchen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen ſahn
In der Geſtirne weiten Sälen,
Das ſagen ſie ihm treulich an
Und können ſich nicht ſatt erzählen.
Er badet ſich in ihrer Flut,
Wäſcht ſauber ſeine zarten Glieder,
Und ſeine Stralen blinken wieder
Aus ſeiner Mutter weißem Blut.

Sein Schloß iſt alt und wunderbar,
Es ſank herab aus tiefen Meeren,

Stand feſt, und ſteht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren,
Von innen ſchlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen,
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felſenwand.

Ein unermeßliches Geſchlecht
Umgiebt die feſtverſchloßnen Pforten,
Ein jeder ſpielt den treuen Knecht
Und ruft den Herrn mit ſüßen Worten.
Sie fühlen ſich durch ihn beglückt,
Und ahnden nicht, daß ſie gefangen;
Berauſcht von trüglichem Verlangen
Weiß keiner, wo der Schuh ihn drückt.

Nur Wenige ſind ſchlau und wach,
Und dürſten nicht nach ſeinen Gaben;
Sie trachten unabläſſig nach,
Das alte Schloß zu untergraben.
Der Heimlichkeit urmächt'gen Bann
Kann nur die Hand der Einſicht löſen;
Gelingts das Innre zu entblößen,
So bricht der Tag der Freiheit an.

Dem Fleiß iſt keine Wand zu feſt,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer ſich auf Herz und Hand verläßt,
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus ſeinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geiſter durch die Geiſter,
Macht ſich der wilden Fluten Meiſter,
Und heißt ſie ſelbſt heraus ſich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorſchein kömmt
Und wild umher ſich treibt auf Erden;
Je mehr wird ſeine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freien werden.
Am Ende wird, von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen,
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooß.

Es dünkte Heinrich, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied ſchon irgendwo gehört. Er ließ es ſich wiederholen und ſchrieb es ſich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute ſprachen unterdeſſen mit den andern Gäſten über die Vortheile des Bergbaues und ſeine Mühſeligkeiten. Einer ſagte: der Alte iſt gewiß nicht umſonſt hier. Er iſt heute zwiſchen den Hügeln umhergeklettert und hat gewiß gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wißt ihr wohl, ſagte ein Andrer, daß wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unſer Dorf zu ſuchen? Das Waſſer iſt weit, und ein guter Brunnen wäre uns ſehr willkommen. Mir fällt ein, ſagte ein Dritter, daß ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit ſich nehmen will, der mir ſchon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiß ein tüchtiger Bergmann, und der Alte ſcheint ein guter Mann zu ſeyn, der wird ſchon was Rechtes aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob ſie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anſpinnen und Metalle daher zu guten Preiſen erhalten möchten. Der

Alte trat wieder in die Stube, und alle wünſchten ſeine Bekanntſchaft zu benutzen. Er fing an und ſagte: Wie dumpf und ängſtlich iſt es doch hier in der engen Stube. Der Mond ſteht draußen in voller Herrlichkeit, und ich hätte große Luſt noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bei Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe geſehen. Vielleicht entſchließen ſich einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, ſo werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umſehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren dieſe Höhlen ſchon bekannt: aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzuſteigen; vielmehr trugen ſie ſich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und anderen Unthieren, die darin hauſen ſollten. Einige wollten ſie ſelbſt geſehen haben, und behaupteten, daß man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menſchen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daß ein Geiſt dieſelben bewohne, wie ſie denn einigemal aus der Ferne eine ſeltſame menſchliche Geſtalt geſehen, auch zur Nachtzeit Geſänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte ſchien ihnen keinen großen Glauben beizumeſſen, und verſicherte lachend, daß ſie unter dem Schutze eines Bergmanns getroſt mitgehen könnten, indem die Ungeheuer ſich vor ihm ſcheuen müßten, ein ſingender Geiſt aber gewiß ein wohlthätiges Weſen ſey. Die Neugier machte viele beherzt genug, ſeinen Vorſchlag einzugehen; auch Heinrich wünſchte ihn zu begleiten, und ſeine Mutter gab endlich auf das Zureden und Verſprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs

Sicherheit zu haben, ſeinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben ſo entſchloſſen. Es wurden lange Kienſpäne zu Fackeln zuſammengeholt; ein Theil der Geſellſchaft verſah ſich noch zum Ueberfluß mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und ſo begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte ſeinen wißbegierigen Sohn herbeigeholt, der voller Freude ſich einer Fackel bemächtigte, und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond ſtand in mildem Glanze über den Hügeln, und ließ wunderliche Träume in allen Kreaturen aufſteigen. Selbſt wie ein Traum der Sonne, lag er über der in ſich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Grenzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für ſich ſchlummerte, und einſam und unberührt ſich vergeblich ſehnte, die dunkle Fülle ſeines unermeßlichen Daſeyns zu entfalten. In Heinrichs Gemüth ſpiegelte ſich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeſchloſſen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gaſtfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die große einfache Erſcheinung um ihn ſo verſtändlich. Die Natur ſchien ihm nur deßwegen ſo unbegreiflich, weil ſie das Nächſte und Traulichſte mit einer ſolchen Verſchwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menſchen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine verſteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er ſah ſein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münſter ge-

baut, aus deſſen ſteinernem Boden die ernſte Vorwelt emporſtieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr ſingend entgegenſchwebte. Gewaltige Klänge bebten in den ſilbernen Geſang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich ausſprach. Wie wunderte er ſich, daß ihm dieſe klare, ſeinem Daſeyn ſchon unentbehrliche Anſicht ſo lange fremd geblieben war. Nun überſah er auf einmal alle ſeine Verhältniſſe mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch ſie geworden, und was ſie ihm werden würde, und begriff alle die ſeltſamen Vorſtellungen und Anregungen, die er ſchon oft in ihrem Anſchauen geſpürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur ſo emſig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tauſend andere Erinnerungen ſeines Lebens knüpften ſich von ſelbſt an einen zauberiſchen Faden. Während der Zeit, daß Heinrich ſeinen Betrachtungen nachhing, hatte ſich die Geſellſchaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerſt hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftſtrom kam ihm entgegen, und der Alte verſicherte, daß ſie getroſt folgen könnten. Die Furchtſamſten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitſchaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an ſeiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich ſchmalen Gange,

welcher ſich aber bald in eine ſehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch ſah man im Hintergrunde einige Oeffnungen ſich in die Felſenwand verlieren. Der Boden war weich und ziemlich eben; die Wände, ſo wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäßig; aber was die Aufmerkſamkeit Aller vorzüglich beſchäftigte, war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern ſah man Spuren der Verweſung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, ſchienen ſteinartig geworden zu ſeyn. Die meiſten waren von ungewöhnlicher Größe und Stärke. Der Alte freute ſich über dieſe Ueberbleibſel einer uralten Zeit; nur den Bauern war nicht wohl dabei zu Muthe, denn ſie hielten ſie für deutliche Spuren naher Raubthiere, ſo überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und ſie fragte, ob ſie je etwas von Verwüſtungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menſchen geſpürt hätten, und ob ſie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menſchen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathſam ſich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort ſeine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bei dem Alten, und verſahen ſich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweite Höhle, wobei der Alte nicht vergaß, den Gang, aus dem ſie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er

davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen, und war eben ſo reich an thieriſchen Reſten. Heinrich war ſchauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpallaſtes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und dieſe dunkeln weiten Hallen ſchienen zu einem unterirdiſchen ſeltſamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bei ſich ſelbſt, wäre es möglich, daß unter unſern Füßen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben ſich bewegte? daß unerhörte Geburten in den Veſten der Erde ihr Weſen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooßes zu rieſenmäßigen und geiſtesgewaltigen Geſtalten auftriebe? könnten dereinſt dieſe ſchauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erſcheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmliſche Gäſte, lebendige, redende Kräfte der Geſtirne, über unſern Häuptern ſichtbar würden? Sind dieſe Knochen Ueberreſte ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbei, und zeigte ihnen eine ziemlich friſche Menſchenſpur auf dem Boden. Mehrere konnten ſie nicht finden, und ſo glaubte der Alte, ohne fürchten zu müſſen, auf Räuber zu ſtoßen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füßen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Geſang anfing. Sie erſtaunten nicht wenig, doch horchten ſie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale,
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich ſteh in dieſem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in ſel'ges Schauen
Aengſtigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Giebt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Dieſen ſchlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einſt von hier getragen,
Schau ich dankbar noch zurück.

Alle waren auf das angenehmſte überraſcht, und wünſchten ſehnlichſt den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen ſie in einem Winkel der rechten Seitenwand, einen abwärts geſenkten Gang, in welchen die Fußſtapfen zu führen ſchienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die ſtärker wurde, je näher ſie kamen. Es that ſich ein neues

Gewölbe, von noch größerm Umfange, als die vorherigen, auf, in deſſen Hintergrunde ſie bei einer Lampe eine menſchliche Geſtalt ſitzen ſahen, die vor ſich auf einer ſteinernen Platte ein großes Buch liegen hatte, in welchem ſie zu leſen ſchien.

Sie drehte ſich nach ihnen zu, ſtand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, deſſen Alter man nicht errathen konnte. Er ſah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als ſchlichte ſilberne Haare, die auf der Stirn geſcheitelt waren. In ſeinen Augen lag eine unausſprechliche Heiterkeit, als ſähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füße gebunden, und ſchien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geſchlungen war, und ſeine edle große Geſtalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft ſchien er nicht im mindeſten verwundert; wie ein Bekannter begrüßte er ſie. Es war, als empfing er erwartete Gäſte in ſeinem Wohnhauſe. Es iſt doch ſchön, daß ihr mich beſucht, ſagte er; ihr ſeyd die erſten Freunde, die ich hier ſehe, ſo lange ich auch ſchon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unſer großes wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet einen ſo freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geiſtern war uns erzählt, und nun ſehen wir uns auf das anmuthigſte getäuſcht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefſinnigen Betrachtungen geſtört haben, ſo verzeiht es unſrer Neugierde. — Könnte

eine Betrachtung erfreulicher ſeyn, ſagte der Unbekannte, als die, froher und zuſagender Menſchengeſichter? Haltet mich nicht für einen Menſchenfeind, weil ihr mich in dieſer Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, ſondern ich habe nur eine Ruheſtätte geſucht, wo ich ungeſtört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat euch euer Entſchluß nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach einer Menſchenſtimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiße Schwärmerei mich veranlaßte, Einſiedler zu werden. Dunkle Ahndungen beſchäftigten meine jugendliche Fantaſie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einſamkeit zu finden. Unerſchöpflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daß man eine Fülle von Erfahrungen dahin mitbringen muß, daß ein junges Herz nicht allein ſeyn kann, ja daß der Menſch erſt durch vielfachen Umgang mit ſeinem Geſchlecht eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit erlangt.

Ich glaube ſelbſt, erwiederte der Alte, daß es einen gewiſſen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart giebt, und vielleicht, daß die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von ſelbſt auf eine Zurückziehung aus der menſchlichen Geſellſchaft führen. Scheint es doch, als ſey dieſelbe der Thätigkeit, ſowohl zum Gewinnſt als zur Erhaltung gewidmet. Eine große Hoffnung, ein gemeinſchaftlicher Zweck treibt ſie mit Macht; und Kinder und Alte ſcheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwiſſenheit ſchließen die erſten davon

aus, während die letztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht ſehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Geſellſchaft verflochten, in ſich ſelbſt zurückkehren, und genug zu thun finden, ſich auf eine höhere Gemeinſchaft würdig vorzubereiten. Indeß ſcheinen bei euch noch beſondere Urſachen ſtatt gefunden zu haben, um euch ſo gänzlich von den Menſchen abzuſondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Geſellſchaft zu leiſten. Mich dünkt, daß die Spannung eures Gemüths doch oft nachlaſſen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müßte.

Ich fühlte das wohl, indeß habe ich es glücklich durch eine ſtrenge Regelmäßigkeit meines Lebens zu vermeiden gewußt. Dabei ſuche ich mich durch Bewegung geſund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieße den Tag und die Luft ſo viel ich kann. Sonſt halte ich mich in dieſen Hallen auf, und beſchäftige mich zu gewiſſen Stunden mit Korbflechten und Schnitzen. Für meine Waaren tauſche ich mir in entlegenen Ortſchaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und ſo vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wiſſen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geſchieht. Dieſe werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu ſich nehmen.

Er führte ſie näher an ſeinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie ſahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüſtung, die ziemlich koſtbar zu ſeyn ſchien.

Der Tiſch beſtand aus fünf großen ſteinernen Platten, die wie ein Kaſten zuſammengeſetzt waren. Auf der oberſten lagen eine männliche und eine weibliche Figur in Lebensgröße eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Roſen angefaßt hielten; an den Seiten ſtand:

Friedrich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieſer Stelle in ihr Vaterland zurück..

Der Einſiedler fragte ſeine Gäſte nach ihrem Vaterlande, und wie ſie in dieſe Gegenden gekommen wären. Er war ſehr freundlich und offen, und verrieth eine große Bekanntſchaft mit der Welt. Der Alte ſagte: Ich ſehe, ihr ſeyd ein Kriegsmann geweſen, die Rüſtung verräth euch. — Die Gefahren und Wechſel des Krieges, der hohe poetiſche Geiſt, der ein Kriegsheer begleitet, riſſen mich aus meiner jugendlichen Einſamkeit und beſtimmten die Schickſale meines Lebens. Vielleicht, daß das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beiwohnte, mir den Sinn für die Einſamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahlloſen Erinnerungen ſind eine unterhaltende Geſellſchaft, und dies um ſo mehr, je veränderter der Blick iſt, mit dem wir ſie überſchauen, und der nun erſt ihren wahren Zuſammenhang, den Tiefſinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erſcheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geſchichten der Menſchen entwickelt ſich erſt ſpät, und mehr unter den ſtillen Einflüſſen der Erinnerung, als unter den gewaltſameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächſten Ereigniſſe ſcheinen nur locker verknüpft, aber ſie ſympathiſiren deſto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im

Stande iſt, eine lange Reihe zu überſehen und weder alles buchſtäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheime Verkettung des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geſchichte aus Hoffnung und Erinnerung zuſammenſetzen. Indeß nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig iſt, mag es gelingen, die einfache Regel der Geſchichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollſtändigen und beſchwerlichen Formeln, und können froh ſeyn, nur für uns ſelbſt eine brauchbare Vorſchrift zu finden, die uns hinlängliche Aufſchlüſſe über unſer eigenes kurzes Leben verſchafft. Ich darf aber wohl ſagen, daß jede ſorgfältige Betrachtung der Schickſale des Lebens einen tiefen, unerſchöpflichen Genuß gewährt, und unter allen Gedanken uns am meiſten über die irdiſchen Uebel erhebt. Die Jugend lieſ't die Geſchichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reiferen Alter wird ſie eine himmliſche tröſtende und erbauende Freundin, die ihn durch ihre weiſen Geſpräche ſanft zu einer höheren, umfaſſenderen Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faßlichen Bildern bekannt macht. Die Kirche iſt das Wohnhaus der Geſchichte, und der ſtille Hof ihr ſinnbildlicher Blumengarten. Von der Geſchichte ſollten nur alte, gottesfürchtige Leute ſchreiben, deren Geſchichte ſelbſt zu Ende iſt, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finſter und trübe wird ihre Beſchreibung ſeyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigſten und ſchönſten Erleuchtung zeigen,

und heiliger Geiſt wird über dieſen ſeltſam bewegten Gewäſſern ſchweben.

Wie wahr und einleuchtend iſt eure Rede, ſetzte der Alte hinzu. Man ſollte gewiß mehr Fleiß darauf wenden, das Wiſſenswürdige ſeiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniß den künftigen Menſchen zu hinterlaſſen. Es giebt tauſend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächſte und Wichtigſte, um die Schickſale unſers eigenen Lebens, unſerer Angehörigen, unſers Geſchlechts, deren leiſe Planmäßigkeit wir in den Gedanken einer Vorſehung aufgefaßt haben, bekümmern wir uns ſo wenig, und laſſen ſorglos alle Spuren in unſerm Gedächtniſſe verwiſchen. Wie Heiligthümer wird eine weiſere Nachkommenſchaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufſuchen, und ſelbſt das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig ſeyn, da gewiß ſich das große Leben ſeiner Zeitgenoſſenſchaft darin mehr oder weniger ſpiegelt.

Es iſt nur ſo ſchlimm, ſagte der Graf von Hohenzollern, daß ſelbſt die Wenigen, die ſich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geſchäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollſtändigkeit und Ordnung zu geben ſuchten, ſondern nur aufs Gerathewohl bei der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an ſich bemerken, daß er nur dasjenige deutlich und vollkommen beſchreiben kann, was er genau kennt, deſſen Theile, deſſen Entſtehung und Folge,

Bayerische Staatsbibliothek München

deſſen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig ſind: denn ſonſt wird keine Beſchreibung, ſondern ein verwirrtes Gemiſch von unvollſtändigen Bemerkungen entſtehen. Man laſſe ein Kind eine Maſchine, einen Landmann ein Schiff beſchreiben, und gewiß wird kein Menſch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht ſchöpfen können, und ſo iſt es mit den meiſten Geſchichtsſchreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruß weitſchweifig ſind, aber doch gerade das Wiſſenswürdigſte vergeſſen, dasjenige, was erſt die Geſchichte zur Geſchichte macht, und die mancherlei Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, ſo ſcheint es mir, als wenn ein Geſchichtſchreiber nothwendig auch ein Dichter ſeyn müßte, denn nur die Dichter mögen ſich auf jene Kunſt, Begebenheiten ſchicklich zu verknüpfen, verſtehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit ſtillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimnißvollen Geiſt des Lebens bemerkt. Es iſt mehr Wahrheit in ihren Mährchen, als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Perſonen und deren Schickſale erfunden; ſo iſt doch der Sinn, in dem ſie erfunden ſind, wahrhaft und natürlich. Es iſt für unſern Genuß und unſere Belehrung gewiſſermaßen einerlei, ob die Perſonen, in deren Schickſalen wir den unſrigen nachſpüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anſchauung der großen einfachen Seele der Zeiterſcheinungen, und finden wir dieſen Wunſch gewährt, ſo kümmern wir uns nicht um die zufällige Exiſtenz ihrer äußern Figuren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Auch ich bin den Dichtern, ſagte der Alte, von jeher deshalb zugethan geweſen. Das Leben und die Welt iſt mir klarer und anſchaulicher durch ſie geworden. Es dünkte mich, ſie müßten befreundet mit den ſcharfen Geiſtern des Lichtes ſeyn, die alle Naturen durchdringen und ſondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleier über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bei ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte ſie ſich nun freier bewegen, ihrer Geſelligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit ſtiller Luſt ihre Glieder gegen einander ſchwingen, und tauſenderlei anmuthige Wirkungen hervorrufen.

Wart ihr ſo glücklich in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einſiedler.

Es haben ſich wohl zuweilen einige bei uns eingefunden: aber ſie ſchienen Gefallen am Reiſen zu haben, und ſo hielten ſie ſich meiſt nicht lange auf. Indeß habe ich auf meinen Wanderungen nach Illirien, nach Sachſen und Schwedenland nicht ſelten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So ſeyd ihr ja weit umhergekommen, und müßt viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unſere Kunſt macht es faſt nöthig, daß man ſich weit auf dem Erdboden umſieht, und es iſt als triebe den Bergmann ein unterirdiſches Feuer umher. Ein Berg ſchickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat ſeine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunſt zu lernen, die unſern Fußboden ſo ſeltſam gegründet und ausgetäfelt hat. Unſere Kunſt iſt uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen,

mit der Sonne, wie unſer Geſchlecht, nach Abend gewandert ſeyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das Bedürfniß den menſchlichen Geiſt zu klugen Erfindungen reizt, ſo kann der Bergmann überall ſeine Einſichten und ſeine Geſchicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen ſeine Heimath bereichern.

Ihr ſeyd beinah verkehrte Aſtrologen, ſagte der Einſiedler. Wenn dieſe den Himmel unverwandt betrachten, und ſeine unermeßlichen Räume durchirren: ſo wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforſcht ſeinen Bau. Jene ſtudiren die Kräfte und Einflüſſe der Geſtirne, und ihr unterſucht die Kräfte der Felſen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinſchichten. Jenen iſt der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es iſt dieſer Zuſammenhang nicht ohne Bedeutung, ſagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Propheten ſpielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geſchichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht ſie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit beſſer kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die großen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straßen, und hatten ſelbſt Luſt, ſich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben ſich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müſſen nun dafür die ſchöne grüne Bekleidung der niedrigern Gegenden

entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daß ſie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Propheten für das tiefere Land ſind, das ſie bald ſchützen, bald mit Ungewittern überſchwemmen.

Seitdem ich in dieſer Höhle wohne, fuhr der Einſiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es iſt unbeſchreiblich, wie dieſe Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorſtellen, die ein Bergmann für ſein Handwerk hegen muß. Wenn ich die ſeltſamen alten Knochen anſehe, die hier in ſo gewaltiger Menge verſammelt ſind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo dieſe fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren ſich in dieſe Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angſt vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufſteige, wo dieſe Höhlen zuſammenwuchſen und ungeheure Fluten das Land bedeckten: ſo komme ich mir ſelbſt wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar iſt gegen dieſe gewaltſamen, rieſenmäßigen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarſte Gewitter, das entſetzlichſte Erdbeben in unſern Tagen iſt nur ein ſchwacher Nachhall jener grauſenvollen Geburtswehen. Vielleicht daß auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menſchen ſelbſt, wenn es auf einzelnen Eilanden in dieſem Ozean welche gab, eine andere feſtere und rauhere Bauart hatten, — wenigſtens dürfte man die alten Sagen von einem Rieſenvolke dann keiner Erdichtungen zeihen.

Es iſt erfreulich, ſagte der Alte, jene allmählige

Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverſtändniß, eine friedlichere Gemeinſchaft, eine gegenſeitige Unterſtützung und Belebung, ſcheint ſich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer beſſeren Zeiten entgegenſehen. Es wäre vielleicht möglich, daß hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erſchütterungen erfolgten; indeß ſieht man doch das allmächtige Streben nach freier, einträchtiger Verfaſſung, und in dieſem Geiſte wird jede Erſchütterung vorübergehen und dem großen Ziele näher führen. Mag es ſeyn, daß die Natur nicht mehr ſo fruchtbar iſt, daß heut zu Tage keine Metalle und Edelſteine, keine Felſen und Berge mehr entſtehen, daß Pflanzen und Thiere nicht mehr zu ſo erſtaunlichen Größen und Kräften aufquellen; je mehr ſich ihre erzeugende Kraft erſchöpft hat, deſto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geſelligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth iſt empfänglicher und zarter, ihre Fantaſie mannichfaltiger und ſinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunſtreicher geworden. Sie nähert ſich dem Menſchen, und wenn ſie ehemals ein wildgebährender Fels war, ſo iſt ſie jetzt eine ſtille, treibende Pflanze, eine ſtumme menſchliche Künſtlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluß auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein iſt der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den erſten Blick gefunden, deren Benutzung der Nachwelt überlaſſen bleibt. Welche Reichthümer verſchließen nicht die Gebirge nach Norden, welche günſtige Anzeigen

fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuße der Carpatiſchen Gebirge, und in den Felſenthälern von Tyrol, Oeſterreich und Baiern. Ich könnte ein reicher Mann ſeyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuſchlagen brauchte. An manchen Orten ſah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich anſah, war von köſtlichen Metallen, und auf das kunſtreichſte gebildet. In den zierlichen Locken und Aeſten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchſichtige Früchte, und die ſchweren Bäumchen ſtanden auf kryſtallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum ſeinen Sinnen an dieſen wunderbaren Orten, und ward nicht müde dieſe reizenden Wildniſſe zu durchſtreifen, und ſich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reiſe habe ich viele Merkwürdigkeiten geſehen, und gewiß iſt in andern Ländern die Erde eben ſo ergiebig und verſchwenderiſch.

Wenn man, ſagte der Unbekannte, die Schätze bedenkt, die im Orient zu Hauſe ſind, ſo iſt daran kein Zweifel; und iſt das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht ſchon im Alterthum durch die Reichthümer ſeines Bodens bekannt geweſen? Als Kriegsmann giebt man freilich nicht ſo genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeß' habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über dieſe glänzenden Streifen gehabt, die wie ſeltſame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an dieſen dunkeln Behauſungen vorbeizog, daß ich noch im

Schooße eines Berges mein Leben beſchließen würde. Meine Liebe trug mich ſtolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in ſpäten Jahren zu entſchlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hauſe, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbſtes. Aber der Geiſt des Krieges ſchien der Geiſt meines Glücks zu ſeyn. Meine Marie hatte mir zwei Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unſers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländiſche Luft zerſtörte ihre Blüthe. Ich begrub ſie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine troſtloſe Gattin nach meiner Heimath. Ein ſtiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reiſe, die ich bald darauf unternehmen mußte, und auf der ſie mich wie immer begleitete, verſchied ſie ſanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bei, wo unſere irdiſche Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entſchluß war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und ſeit dem Tage, da ich ſie hier ſelbſt begrub, nahm eine himmliſche Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten laſſen. Oft ſcheint eine Begebenheit ſich zu endigen, wenn ſie erſt eigentlich beginnt, und dies hat bei meinem Leben ſtatt gefunden. Gott verleihe euch allen ein ſeliges Alter, und ein ſo ruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerkſam dem Geſpräche zugehört, und der erſtere fühlte beſonders neue Entwickelungen ſeines ahndungsvollen Innern.

Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtſtaub in ſeinen Schooß, und rückten ihn ſchnell aus dem engen Kreiſe ſeiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einſiedler zeigte ihnen ſeine Bücher. Es waren alte Hiſtorien und Gedichte. Heinrich blätterte in den großen ſchöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verſe, die Ueberſchriften, einzelne Stellen und die ſaubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorſchein kamen, um die Einbildungskraft des Leſers zu unterſtützen, reizten mächtig ſeine Neugierde. Der Einſiedler bemerkte ſeine innere Luſt, und erklärte ihm die ſonderbaren Vorſtellungen. Die mannichfaltigſten Lebensſcenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängniſſe, Hochzeitsfeierlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Palläſte; Könige, Helden, Prieſter, alte und junge Leute, Menſchen in fremden Trachten, und ſeltſame Thiere, kamen in verſchiedenen Abwechſelungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte ſich nicht ſatt ſehen, und hätte nichts mehr gewünſcht, als bei dem Einſiedler, der ihn unwiderſtehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über dieſe Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeß, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einſiedler ſagte ihm, daß noch einige ſehr große in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einſiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an ſeinen Büchern hatte, veranlaßte ihn, zurückzubleiben, und ſich während

dieſer Zeit weiter unter denſelben umzuſehn. Heinrich blieb mit Freuden bei den Büchern, und dankte ihm innig für ſeine Erlaubniß. Er blätterte mit unendlicher Luſt umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geſchrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateiniſchen und Italieniſchen zu haben ſchien. Er hätte ſehnlichſt gewünſcht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daß er eine Silbe davon verſtand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beim Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zuſah, entdeckte er ſeine eigene Geſtalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erſchrack und glaubte zu träumen, aber beim wiederholten Anſehn konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum ſeinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einſiedler, und den Alten neben ſich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerin, ſeine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, ſeinen Freund den Hofkaplan, und manche andere ſeiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert, und ſchienen aus einer andern Zeit zu ſeyn. Eine große Menge Figuren wußte er nicht zu nennen, doch däuchten ſie ihm bekannt. Er ſah ſein Ebenbild in verſchiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er ſich größer und edler vor. Die Guitarre ruhte in ſeinen Armen, und die Landgräfin reichte ihm einen Kranz. Er ſah ſich am kaiſerlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem ſchlanken lieblichen Mädchen,

in einem Kampfe mit wild ausſehenden Männern, und in freundlichen Geſprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernſtem Anſehen kam häufig in ſeiner Geſellſchaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieſer hohen Geſtalt, und war froh ſich Arm in Arm mit ihm zu ſehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverſtändlich; doch überraſchten ihn einige Geſtalten ſeines Traumes mit dem innigſten Entzücken; der Schluß des Buches ſchien zu fehlen. Heinrich war ſehr bekümmert, und wünſchte nichts ſehnlicher, als das Buch leſen zu können, und vollſtändig zu beſitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war beſtürzt, wie er die Geſellſchaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute ſich nicht, ſeine Entdeckung merken zu laſſen, machte das Buch zu, und fragte den Einſiedler nur obenhin nach dem Titel und Sprache deſſelben, wo er denn erfuhr, daß es in Provenzaliſcher Sprache geſchrieben ſey. Es iſt lange her, ſeit ich es geleſen habe, ſagte der Einſiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entſinnen. Soviel ich weiß, iſt es ein Roman von den wunderbaren Schickſalen eines Dichters, worin die Dichtkunſt in ihren mannichfachen Verhältniſſen dargeſtellt, und geprieſen wird. Der Schluß fehlt an dieſer Handſchrift, die ich aus Jeruſalem mitgebracht habe, wo ich ſie in der Verlaſſenſchaft eines Freundes fand, und zu ſeinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abſchied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm ſo merkwürdig, der Einſiedler ſo lieb geworden.

Alle umarmten dieſen herzlich, und er ſelbſt ſchien ſie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daß er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick anſehe. Seine Abſchiedsworte gegen ihn waren ſonderbar bedeutend. Er ſchien von ſeiner Entdeckung zu wiſſen, und darauf anzuſpielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er ſie, nachdem er ſie und beſonders den Knaben gebeten hatte, ſeiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er ſonſt ihren Zudringlichkeiten ausgeſetzt ſeyn würde.

Sie verſprachen es alle. Wie ſie von ihm ſchieden, und ſich ſeinem Gebet empfahlen, ſagte er: Wie lange wird es währen, ſo ſehen wir uns wieder, und werden über unſere heutigen Reden lächeln. Ein himmliſcher Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daß wir einander in dieſen Thälern der Prüfung freundlich begrüßten, und von gleichen Geſinnungen und Ahndungen beſeelt waren. Sie ſind die Engel, die uns hier ſicher geleiten. Wenn euer Auge feſt am Himmel haftet, ſo werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten ſich mit ſtiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerlei Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen geweſen war, ſie mit tauſend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menſchen, die zum Handeln, zur Geſchäftigkeit geboren ſind, können nicht früh genug alles ſelbſt betrachten und beleben. Sie müſſen überall ſelbſt Hand anlegen

und viele Verhältniſſe durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerſtreuungen vieler und mannichfaltiger Gegenſtände gewiſſermaßen abhärten, und ſich gewöhnen, ſelbſt im Drange großer Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks feſtzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer ſtillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in ſich gekehrte Zuſchauerin, ſie muß unabläſſig nach auſſen gerichtet, und eine emſige, ſchnell entſcheidende Dienerin des Verſtandes ſeyn. Sie ſind Helden, und um ſie her drängen ſich die Begebenheiten, die geleitet und gelöſ't ſeyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geſchichten unter ihrem Einfluß, und ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und ſeltſamer Ereigniſſe.

Anders iſt es mit jenen ruhigen, unbekannten Menſchen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leiſes Bilden ihrer innern Kräfte iſt. Keine Unruhe treibt ſie nach außen. Ein ſtiller Beſitz genügt ihnen, und das unermeßliche Schauſpiel außer ihnen reizt ſie nicht, ſelbſt darin aufzutreten, ſondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um ſeiner Betrachtung ihre Muße zu widmen. Verlangen nach dem Geiſte deſſelben hält ſie in der Ferne, und er iſt es, der ſie zu der geheimnißvollen Rolle des Gemüths in dieſer menſchlichen Welt beſtimmte, während jene die äußern Gliedmaßen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derſelben vorſtellen.

Groſse und vielfache Begebenheiten würden ſie ſtören. Ein einfaches Leben iſt ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müſſen ſie mit dem reichen Inhalt, und den zahlloſen Erſcheinungen der Welt bekannt werden. Nur ſelten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall ſie auf einige Zeit in ſeine raſchen Wirbel mit hineinziehen, um durch eigene Erfahrungen ſie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menſchen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn ſchon genug von nahen unbedeutenden Erſcheinungen beſchäftigt, die ihm jene groſse Welt verjüngt darſtellen, und ſie werden keinen Schritt thun, ohne die überraſchendſten Entdeckungen in ſich ſelbſt über das Weſen und die Bedeutung derſelben zu machen. Es ſind die Dichter, dieſe ſeltenen Zugmenſchen, die zuweilen durch unſere Wohnſitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienſt der Menſchheit und ihrer erſten Götter, der Geſtirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Geſundheit und des Frohſinns erneuern; ſie, die ſchon hier im Beſitz der himmliſchen Ruhe ſind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdiſchen Früchte einathmen, ohne ſie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu ſeyn. Freie Gäſte ſind ſie, deren goldener Fuſs nur leiſe auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkührlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läſst ſich, wie ein guter König, frohen und klaren Geſichtern nach aufſuchen, und er iſt es, der allein den Namen eines Weiſen mit Recht führt. Wenn man ihn mit

dem Helden vergleicht, ſo findet man, daß die Geſänge der Dichter nicht ſelten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geiſt der Poeſie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannichfaltige Zufälle ſchienen ſich zu ſeiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts ſeine innere Regſamkeit geſtört. Alles was er ſah und hörte, ſchien nur neue Riegel in ihm wegzuſchieben, und neue Fenſter ihm zu öffnen. Er ſah die Welt in ihren großen und abwechſelnden Verhältniſſen vor ſich liegen. Noch war ſie aber ſtumm, und ihre Seele, das Geſpräch, noch nicht erwacht. Schon nahte ſich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Mutterſprache und durch Berührung eines ſüßen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuſchließen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reiſe war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unſere Reiſenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gaſſen nach dem anſehnlichen Hauſe des alten Schwaning ritten.

Heinrich war ſchon die Gegend ſehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die großen, ſteinernen Häuſer befremdeten ihn angenehm. Er freute ſich inniglich über ſeinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war ſehr vergnügt, nach der langen mühſeligen Reiſe ſich hier in ihrer geliebten Vaterſtadt zu ſehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorſtellen,

und einmal alle Sorgen des Hausweſens bei den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergeſſen zu können. Die Kaufleute hofften ſich bei den dortigen Luſtbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entſchädigen, und einträgliche Geſchäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden ſie erleuchtet, und eine luſtige Muſik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, ſagten die Kaufleute, euer Großvater giebt ein fröhliches Feſt. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäſte erſtaunen. Er läßt es ſich wohl nicht träumen, daß das wahre Feſt nun erſt angehen wird. Heinrich fühlte ſich verlegen, und ſeine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie ſtiegen ab, die Kaufleute blieben bei den Pferden, und Heinrich und ſeine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenoſſe zu ſehen. Sie mußten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber: ſie baten dieſe, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzuſagen, die ihn zu ſprechen wünſchten. Die Diener machten anfangs einige Schwierigkeiten; die Reiſenden ſahen nicht zum beßten aus; doch meldeten ſie es dem Herrn des Hauſes. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte ſie nicht gleich, und fragte nach ihren Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief ſie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äußerſt gerührt. Er drückte ſie lange an ſeine Bruſt; Heinrich ſank auf ein Knie, und küßte ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu ſich, und hielt Mutter und

Sohn umarmt. Geſchwind herein, ſagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bei mir, die ſich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter ſchien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit ſich zu beſinnen. Der Vater führte beide in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eiſenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menſchen. Aller Augen kehrten ſich nach der Thür; alles lief herzu, die Muſik ſchwieg, und die beiden Reiſenden ſtanden verwirrt und geblendet, in ihren ſtaubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tauſend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten ſich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerſt gekannt und bewillkommet ſeyn. Während der ältere Theil der Geſellſchaft ſich mit der Mutter beſchäftigte, heftete ſich die Aufmerkſamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit geſenktem Blick da ſtand, und nicht das Herz hatte die unbekannten Geſichter wieder zu betrachten. Sein Großvater machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, und erkundigte ſich nach ſeinem Vater und den Vorfällen ihrer Reiſe.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bei den Pferden geblieben waren. Sie ſagte es ihrem Vater, welcher ſogleich hinunter ſchickte, und ſie einladen ließ heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erſchienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundſchaftliche Geleitung ſeiner Tochter. Sie waren mit

vielen Anweſenden bekannt, und begrüßten ſich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünſchte ſich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm ſie auf ſein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Abſicht.

Unter der Geſellſchaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an ſeiner Seite geſehen zu haben glaubte. Sein edles Anſehn zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernſt war der Geiſt ſeines Geſichts; eine offene ſchön gewölbte Stirn, große, ſchwarze, durchdringende und feſte Augen, ein ſchalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältniſſe machten es bedeutend und anziehend. Er war ſtark gebaut, ſeine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er ſtand, ſchien er ewig ſtehen zu wollen. Heinrich fragte ſeinen Großvater nach ihm. Es iſt mir lieb, ſagte der Alte, daß du ihn gleich bemerkt haſt. Es iſt mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf ſeine Bekanntſchaft und Freundſchaft kannſt du ſtolzer ſeyn, als auf die des Kaiſers. Aber wie ſtehts mit deinem Herzen? Er hat eine ſchöne Tochter; vielleicht daß dieſe den Vater bei dir ausſticht. Es ſollte mich wundern, wenn du ſie nicht bemerkt hätteſt. Heinrich erröthete. Ich war zerſtreut, lieber Großvater. Die Geſellſchaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daß du aus Norden kömmſt, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier ſchon aufthauen. Du ſollſt ſchon lernen nach hübſchen Augen ſehn.

Sie waren nun fertig, und begaben ſich zurück in den Saal, wo indeß die Zurüſtungen zum Abendeſſen

gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daß Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhafteſten Wunſch habe, mit ihm bekannt zu ſeyn.

Heinrich war beſchämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von ſeinem Vaterlande und ſeiner Reiſe. Es lag ſo viel Zutrauliches in ſeiner Stimme, daß Heinrich bald ein Herz faßte, und ſich freimüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die ſchöne Mathilde. Nehmt euch meines ſchüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daß er ehr euren Vater, als euch geſehn hat. Eure glänzenden Augen werden ſchon die ſchlummernde Jugend in ihm wecken. In ſeinem Vaterlande kommt der Frühling ſpät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie ſahen ſich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leiſen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmuſik an. Er bot ihr ſchweigend ſeine Hand; ſie gab ihm die ihrige, und ſie miſchten ſich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr ſahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten ſich über Heinrichs Behendigkeit, und ſeine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu ſprechen, die ihr zu einem ſo wohlgebildeten und ſo hoffnungsvollen Sohn Glück wünſchten. Klingsohr ſagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Geſicht. Es zeigt ein klares und umfaſſendes Gemüth, und ſeine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich

hoffe, erwiederte Schwaning, daß er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mir däucht er iſt zum Dichter geboren. Euer Geiſt komme über ihn. Er ſieht ſeinem Vater ähnlich; nur ſcheint er weniger heftig und eigenſinnig. Jener war in ſeiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewiſſe Freiſinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleißiger und fertiger Künſtler. — Heinrich wünſchte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte ſein Auge auf den Roſen ſeiner Tänzerin. Ihr unſchuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie ſchien der Geiſt ihres Vaters in der lieblichſten Verkleidung. Aus ihren großen ruhigen Augen ſprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Naſe ſenkten ſich zierlich um ſie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Geſicht, und von dem ſchlanken, weißen Halſe ſchlängelten ſich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen ſchien über der leichten Geſtalt nur zu ſchweben.

Die Schüſſeln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute ſetzten ſich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bei Mathilden. Eine junge Verwandte ſetzte ſich zu ſeiner Linken, und Klingsohr ſaß ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde ſprach, ſo geſprächig war Veronika, ſeine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anweſenden bekannt. Heinrich verhörte

manches. Er war noch bei ſeiner Tänzerin, und hätte ſich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit ſonderbaren Figuren, welches Heinrich an ſeinem Leibrocke befeſtigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun ſeine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Geſpräch. Alle unterhielten ſich; Veronika lachte und ſcherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater ſich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Muſik verſcheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tiſche, und der Wein ſchlich zwiſchen den Schüſſeln und Blumen umher, ſchüttelte ſeine goldenen Flügel, und ſtellte bunte Tapeten zwiſchen die Welt und die Gäſte. Heinrich begriff erſt jetzt, was ein Feſt ſey. Tauſend frohe Geiſter ſchienen ihm um den Tiſch zu gaukeln, und in ſtiller Sympathie mit den fröhlichen Menſchen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüſſen ſich zu berauſchen. Der Lebensgenuß ſtand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel ließ ſich nicht ſehen, und es dünkte ihm unmöglich, daß je die menſchliche Neigung von dieſem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntniſſes, zu dem Baume des Krieges, ſich gewendet haben ſollte. Er verſtand nun den Wein und die Speiſen. Sie ſchmeckten ihm überaus köſtlich. Ein himmliſches Oehl würzte ſie ihm, und aus dem

Becher funkelte die Herrlichkeit des irdiſchen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen friſchen Kranz. Er ſetzte ihn auf, küßte ſie und ſagte: Auch unſerm Freund Klingsohr müßt ihr einen bringen, wir wollen beide zum Dank euch ein paar neue Lieder lehren. Das meinige ſollt ihr gleich haben. Er gab der Muſik ein Zeichen, und ſang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Weſen?
Iſt nicht unſer Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erleſen,
In Verſtellung nur geübt,
Dürfen ſelbſt nicht unſre Klagen —
Sich aus unſerm Buſen wagen.

Allem was die Eltern ſprechen,
Widerſpricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnſucht Schmerz;
Möchten gern die ſüßen Knaben
Feſt an unſern Herzen haben.

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrei ſind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Außer ſüßen Träumen noch?
Will man ſie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen ſie von dannen.

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einſamkeit,
Und zu unſern Kiſſen treten

Sehnſucht und Gefälligkeit.
Könnten wir wohl widerſtreben
Alles, Alles hinzugeben?

Unſre Reize zu verhüllen
Schreibt die ſtrenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen!
Quellen ſie nicht ganz empor?
Bei der Sehnſucht innerm Beben
Muß das beßte Band ſich geben.

Jede Neigung zu verſchließen,
Hart und kalt zu ſeyn wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüßen,
Fleißig und allein zu ſeyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heißt das wohl ein Jugendleben?

Groß ſind eines Mädchens Plagen,
Ihre Bruſt iſt krank und wund,
Und zum Lohn für ſtille Klagen
Küßt ſie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt ſich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tauſend Neckereien wurde ein zweiter Kranz geholt, und Klingsohr aufgeſetzt. Sie baten aber inſtändig um keinen ſo leichtfertigen Geſang. Nein, ſagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten ſo frevelhaft von euren Geheimniſſen zu reden. Sagt ſelbſt was ihr für ein

Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied, wenn es euch anſteht. Klingsohr ſang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn ſich erkoren,
Daß ſie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Luſt empfangen,
Der zarte Schoß quillt ſtill empor,
Und wenn des Herbſtes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdiſche Geſchoß.
Er träumt von Feſten und von Siegen
Und baut ſich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner ſeiner Kammer,
Wenn er ſich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften ſprengt.

Denn unſichtbare Wächter ſtellen,
So lang er träumt, ſich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen ſich entfalten,
Läßt er die lichten Augen ſehn,
Läßt ruhig ſeine Prieſter ſchalten
Und kommt heraus, wenn ſie ihn flehn.

Aus ſeiner Wiege dunklem Schooße
Erſcheint er im Kryſtallgewand;
Verſchwiegner Eintracht volle Roſe
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn verſammeln
Sich ſeine Jünger hocherfreut;
Und tauſend frohe Zungen ſtammeln
Ihm ihre Lieb und Dankbarkeit.

Er ſprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus ſeinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugeſellt.

Er nahm als Geiſt der goldnen Zeiten
Von jeher ſich des Dichters an,
Der immer ſeine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, ſeine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübſchen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Ein ſchöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute ſich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie mußten ihm die ſüßen Lippen hinreichen. Heinrich ſchämte ſich nur vor ſeiner ernſten Nachbarin, ſonſt hätte er ſich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich

zurück und ſagte zu Heinrich: nicht wahr, es iſt hübſch, wenn man ein Dichter iſt? Heinrich getraute ſich nicht dieſe Frage zu benutzen. Der Uebermuth der Freude und der Ernſt der erſten Liebe kämpften in ſeinem Gemüth. Die reizende Veronika ſcherzte mit den Andern, und ſo gewann er Zeit, den erſten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daß ſie die Guitarre ſpiele. Ach! ſagte Heinrich, von euch möchte ich ſie lernen. Ich habe mich lange darnach geſehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er ſpielt ſie unvergleichlich, ſagte ſie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daß ich ſie ſchneller bei euch lerne. Wie freue ich mich euren Geſang zu hören. — Stellet euch nur nicht zu viel vor. — O! ſagte Heinrich, was ſollte ich nicht erwarten können, da eure bloße Rede ſchon Geſang iſt, und eure Geſtalt eine himmliſche Muſik verkündet.

Mathilde ſchwieg. Ihr Vater fing ein Geſpräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhafteſten Begeiſterung ſprach. Die Nächſten wunderten ſich über des Jünglings Beredtſamkeit, über die Fülle ſeiner bildlichen Gedanken. Mathilde ſah ihn mit ſtiller Aufmerkſamkeit an. Sie ſchien ſich über ſeine Reden zu freuen, die ſein Geſicht mit den ſprechendſten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich, er ſah ſich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck ſeines Geſichts erſtaunte. Im Feuer des Geſprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und ſie konnte nicht umhin, manches was er ſagte, mit einem leiſen Druck zu beſtätigen. Klingsohr wußte

ſeinen Enthuſiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig ſeine ganze Seele auf die Lippen. Endlich ſtand alles auf. Alles ſchwärmte durcheinander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie ſtanden unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küßte ſie zärtlich. Sie ließ ſie ihm, und blickte ihn mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte ſich nicht halten, neigte ſich zu ihr, und küßte ihre Lippen. Sie war überraſcht, und erwiederte unwillkührlich ſeinen heißen Kuß. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was ſie einander ſagen konnten. Sie drückte ſeine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich ſtand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er ließ ſeine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie ſagte: Iſt es nicht gut, daß wir nach Augsburg gereiſ't ſind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, ſagte Heinrich, ſo habe ich mir es doch nicht vorgeſtellt. Es iſt ganz herrlich.

Der Reſt des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten ſpielten, plauderten und ſahen den Tänzen zu. Die Muſik wogte wie ein Luſtmeer im Saale, und hob die berauſchte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weiſſagungen der erſten Luſt und Liebe zugleich. Auch Mathilde ließ ſich willig von den ſchmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verſtändniß, und neckte beide.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute

ſich ſeiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernſte Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhelten nicht, daß es ihnen lieb ſey, Mathildens Aufmerkſamkeit nicht mehr bei ihren Herzensgeſchäften ſcheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Geſellſchaft auseinander ging. Das erſte und einzige Feſt meines Lebens! ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, als er allein war, und ſeine Mutter ſich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Iſt mir nicht zu Muthe, wie in jenem Traume, beim Anblick der blauen Blume? Welcher ſonderbare Zuſammenhang iſt zwiſchen Mathilden und dieſer Blume? Jenes Geſicht, das aus dem Kelche ſich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmliſches Geſicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem Buche geſehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht ſo bewegt? O! ſie iſt der ſichtbare Geiſt des Geſanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Muſik auflöſen. Sie wird meine innerſte Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers ſeyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um ſie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um ſie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daſeyn zu ihrer Anſchauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, deſſen Weſen das Echo, der Spiegel des ihrigen ſeyn darf? Es war kein Zufall, daß ich ſie am Ende meiner Reiſe ſah, daß ein ſeliges Feſt den höchſten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nicht anders ſeyn; macht ihre Gegenwart nicht alles feſtlich?

Er trat an’s Fenſter. Das Chor der Geſtirne ſtand am dunkeln Himmel, und im Morgen kündigte ein weißer Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Geſtirne, ihr ſtillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue ſoll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht iſt vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich ſelbſt zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur ſpät gegen Morgen ſchlief er ein. In wunderliche Träume floſſen die Gedanken ſeiner Seele zuſammen. Ein tiefer blauer Strom ſchimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche ſchwamm ein Kahn. Mathilde ſaß und ruderte. Sie war mit Kränzen geſchmückt, ſang ein einfaches Lied, und ſah nach ihm mit ſüßer Wehmuth herüber. Seine Bruſt war beklommen. Er wußte nicht warum. Der Himmel war heiter, die Flut ruhig. Ihr himmliſches Geſicht ſpiegelte ſich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an ſich umzudrehen. Er rief ihr ängſtlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der ſich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er ſtürzte ſich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Waſſer trug ihn. Sie winkte, ſie ſchien ihm etwas ſagen zu wollen, der Kahn ſchöpfte ſchon Waſſer; doch lächelte ſie mit einer unſäglichen Innigkeit, und ſah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es

ſie hinunter. Eine leiſe Luft ſtrich über den Strom, der eben ſo ruhig und glänzend floß, wie vorher. Die entſetzliche Angſt raubte ihm das Bewußtſeyn. Das Herz ſchlug nicht mehr. Er kam erſt zu ſich, als er ſich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geſchwommen ſeyn. Es war eine fremde Gegend. Er wußte nicht wie ihm geſchehen war. Sein Gemüth war verſchwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entſetzlich matt fühlte er ſich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, ſie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand ſchöpfte er einige Tropfen, und netzte ſeine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die ſchreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde ſo wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er ſah ſich um, und Mathilde ſchloß ihn in ihre Arme. Warum liefſt du vor mir, liebes Herz, ſagte ſie tief athmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte ſie an ſich. — Wo iſt der Strom, rief er mit Thränen. Siehſt du nicht ſeine blauen Wellen über uns? Er ſah hinauf, und der blaue Strom floß leiſe über ihrem Haupte. Wo ſind wir, liebe Mathilde? Bei unſern Eltern. Bleiben wir zuſammen? Ewig, verſetzte ſie, indem ſie ihre Lippen an die ſeinigen drückte, und ihn ſo umſchloß, daß ſie nicht wieder von ihm konnte. Sie ſagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was

ſein ganzes Weſen durchklang. Er wollte es wiederholen, als ſein Groſsvater rief und er aufwachte. Er hätte ſein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wiſſen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr ſtand vor ſeinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, ſagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg ſein Erröthen an den Wangen ſeiner Mutter.

Habt ihr Luſt mit mir vor der Stadt auf einer ſchönen Anhöhe zu frühſtücken? ſagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfriſchen. Kleidet euch an. Mathilde wartet ſchon auf uns.

Heinrich dankte mit tauſend Freuden für dieſe willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küſste Klingsohr mit vieler Inbrunſt die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich ausſah, und ihn freundlich grüſste. Sie hatte ſchon das Frühſtück in ein Körbchen gepackt, das ſie an den Arm hing, und die andere Hand unbefangen Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und ſo wandelten ſie durch die Stadt, die ſchon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Fluſſe, wo ſich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Ausſicht öffnete.

Habe ich doch ſchon oft, rief Heinrich aus, mich an dem Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarſchaft ihres mannichfaltigen Eigenthums er-

götzt; aber eine ſo ſchöpferiſche und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen ſind mir ſo nah, und die reiche Landſchaft iſt mir wie eine innere Fantaſie. Wie veränderlich iſt die Natur, ſo unwandelbar auch ihre Oberfläche zu ſeyn ſcheint. Wie anders iſt ſie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geiſt neben uns iſt, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünſtig die Witterung ihm ſey, und wie nöthig er düſtre Regentage für ſeine Saat brauche. Euch, theuerſter Meiſter, bin ich dieſes Vergnügen ſchuldig; ja dieſes Vergnügen, denn es giebt kein andres Wort, was wahrhafter den Zuſtand meines Herzens ausdrückte. Freude, Luſt und Entzücken ſind nur die Glieder des Vergnügens, das ſie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an ſein Herz, und verſank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, verſetzte Klingsohr, iſt für unſer Gemüth, was ein Körper für das Licht iſt. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf ſeiner Oberfläche oder in ſeinem Innern ein Licht an, das, wenn es ſeiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchſichtig macht, wenn es ſie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber ſelbſt der dunkelſte Körper kann durch Waſſer, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daß er hell und glänzend wird.

Ich verſtehe euch, lieber Meiſter. Die Menſchen ſind Kryſtalle für unſer Gemüth. Sie ſind die durch-

ſichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köſtlichen, lautern Sapphir nennen. Ihr ſeyd klar und durchſichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildeſten Lichte. Aber ſagt mir, lieber Meiſter, ob ich recht habe: mich dünkt, daß man gerade, wenn man am innigſten mit der Natur vertraut iſt, am wenigſten von ihr ſagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, verſetzte Klingsohr; ein anderes iſt es mit der Natur für unſern Genuß und unſer Gemüth, ein anderes mit der Natur für unſern Verſtand, für das leitende Vermögen unſerer Weltkräfte. Man muß ſich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergeſſen. Es giebt viele, die nur die eine Seite kennen, und die andere geringſchätzen. Aber beide kann man vereinigen, und man wird ſich wohl dabei befinden. Schade, daß ſo wenige darauf denken, ſich in ihrem Innern frei und geſchickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung ſich den zweckmäßigſten und natürlichſten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu ſichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und ſo entſteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit, daß wenn nun ſolche Menſchen einmal mit geſammten Kräften aufſtehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeſchickt herſtolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verſtand, euren natürlichen Trieb, zu wiſſen wie alles ſich begiebt und untereinander nach Geſetzen der Folge zuſammenhängt, mit Fleiß und Mühe zu unterſtützen. Nichts iſt dem Dichter unentbehrlicher, als Einſicht in die Natur jedes

Geſchäfts, Bekanntſchaft mit den Mitteln jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geiſtes, nach Zeit und Umſtänden die ſchicklichſten zu wählen. Begeiſterung ohne Verſtand iſt unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er ſelbſt über Wunder erſtaunt.

Iſt aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menſchliche Regierung des Schickſals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er ſich das Schickſal nicht anders vorſtellen kann, wenn er reiſlich darüber nachdenkt; aber wie entfernt iſt dieſe heitere Gewißheit, von jener ängſtlichen Ungewißheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und ſo iſt auch die kühle, belebende Wärme eines dichteriſchen Gemüths gerade das Widerſpiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Dieſe iſt arm, betäubend und vorübergehend; jene ſondert alle Geſtalten rein ab, begünſtigt die Ausbildung der mannichfaltigſten Verhältniſſe, und iſt ewig durch ſich ſelbſt. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht beſonnen genug ſeyn. Zur wahren, melodiſchen Geſprächigkeit gehört ein weiter, aufmerkſamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrenes Geſchwätz, wenn ein reißender Sturm in der Bruſt tobt, und die Aufmerkſamkeit in eine zitternde Gedankenloſigkeit auflöſ't. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth iſt wie das Licht, eben ſo ruhig und empfindlich, eben ſo elaſtiſch und durchdringlich, eben ſo mächtig und eben ſo unmerklich wirkſam, wie dieſes köſtliche Element, das anf alle Gegenſtände ſich mit feiner Abgemeſſenheit vertheilt, und ſie alle in reizender

Mannichfaltigkeit erſcheinen läßt. Der Dichter iſt reiner Stahl, eben ſo empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben ſo hart, wie ein ungeſchmeidiger Kieſel.

Ich habe das ſchon zuweilen gefühlt, ſagte Heinrich, daß ich in den innigſten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frei umhergehen und alle Beſchäftigungen mit Luſt treiben konnte. Ein geiſtiges ſcharfes Weſen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von allen Seiten betrachten. Ich ſtand mit ſtillem Antheil an der Werkſtatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geſchickt zu Stande bringen konnte. Geſchicklichkeit hat einen ganz beſondern ſtärkenden Reiz, und es iſt wahr, ihr Bewußtſeyn verſchafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuß, als jenes überfließende Gefühl einer unbegreiflichen, überſchwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, ſagte Klingsohr, daß ich das letztere tadle; aber es muß von ſelbſt kommen, und nicht geſucht werden. Seine ſparſame Erſcheinung iſt wohlthätig; öfterer wird ſie ermüdend und ſchwächend. Man kann nicht ſchnell genug ſich aus der ſüßen Betäubung reißen, die es hinterläßt, und zu einer regelmäßigen und mühſamen Beſchäftigung zurückkehren. Es iſt wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einſchläferndem Wirbel man nur mit Gewalt ſich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere

Müdigkeit gerathen, und ſo in krankhafter Erſchöpfung nachher den ganzen Tag hinſchleppen will.

Die Poeſie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als ſtrenge Kunſt getrieben werden. Als bloßer Genuß hört ſie auf Poeſie zu ſeyn. Ein Dichter muß nicht den ganzen Tag müßig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das iſt ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geſchicklichkeit alle ſeine Fähigkeiten in eine gegenſeitige belebende Thätigkeit zu verſetzen und darin zu erhalten, das ſind die Erforderniſſe unſerer Kunſt. Wenn ihr euch mir überlaſſen wollt, ſo ſoll kein Tag euch vergehn, wo ihr nicht eure Kenntniſſe bereichert, und einige nützliche Einſichten erlangt habt. Die Stadt iſt reich an Künſtlern aller Art. Es giebt einige erfahrene Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne große Umſtände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältniſſen und Erforderniſſen der menſchlichen Geſellſchaft ſich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäßigen unſerer Kunſt unterrichten, und die merkwürdigſten Schriften mit euch leſen. Ihr könnt Mathildens Lehrſtunden theilen, und ſie wird euch gern die Guitarre ſpielen lehren. Jede Beſchäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr ſo euren Tag gut angelegt habt, ſo werden euch das Geſpräch und die Freuden des geſellſchaftlichen Abends, und die Anſichten der ſchönen Landſchaft umher mit den heiterſten Genüſſen immer wieder überraſchen.

Welches herrliche Leben ſchließt ihr mir auf, liebſter Meiſter. Unter eurer Leitung werde ich erſt merken, welches edle Ziel vor mir ſteht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühſtück, und Heinrich fragte ſie mit zärtlicher Stimme, ob ſie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts, und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, ſagte er, indem ſich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte ſich unmerklich zu ihm hin. Er umſchlang ſie, und küßte den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur ſanft bog ſie ſich von ihm weg, doch reichte ſie ihm mit der kindlichſten Anmuth eine Roſe, die ſie am Buſen trug. Sie machte ſich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich ſah ihr mit ſtillem Entzücken nach, küßte die Roſe, heftete ſie an ſeine Bruſt, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber ſah.

Wo ſeyd ihr hergekommen, fragte Klingsohr. Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert ſich unſer Weg. — Ihr müßt ſchöne Gegenden geſehen haben. — Faſt ununterbrochen ſind wir durch reizende Landſchaften gereiſet. — Auch eure Vaterſtadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend iſt abwechſelnd genug; doch iſt ſie noch wild, und ein großer Fluß fehlt ihr. Die Ströme ſind die Augen einer Landſchaft. — Die Erzählung eurer Reiſe, ſagte Klingsohr, hat mir geſtern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daß der Geiſt der Dichtkunſt euer freundlicher Begleiter iſt.

Eure Gefährten ſind unbemerkt ſeine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poeſie überall aus. Das Land der Poeſie, das romantiſche Morgenland, hat euch mit ſeiner ſüßen Wehmuth begrüßt; der Krieg hat euch in ſeiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geſchichte ſind euch unter der Geſtalt eines Bergmanns und eines Einſiedlers begegnet.

Ihr vergeßt das Beßte, lieber Meiſter, die himmliſche Erſcheinung der Liebe. Es hängt nur von euch ab, dieſe Erſcheinung mir auf ewig feſtzuhalten. Was meinſt du, rief Klingsohr, indem er ſich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; haſt du Luſt Heinrichs unzertrennliche Gefährtin zu ſeyn? Wo du bleibſt, bleibe ich auch. Mathilde erſchrack; ſie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen? lieber Vater. Frage ihn ſelbſt, ſagte Klingsohr gerührt. Sie ſah Heinrich mit der innigſten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit iſt ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen ſtürzten. Sie umſchlangen ſich zugleich. Klingsohr faßte ſie in ſeine Arme. Meine Kinder, rief er, ſeyd einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poeſie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr ſeinen neuen Sohn, an deſſen Glück ſeine Mutter und Großvater den zärtlichſten Antheil nahmen, und Mathilden wie ſeinen

Schutzgeiſt verehrten, in ſeine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie ſprachen nachher von Poeſie.

Ich weiß nicht, ſagte Klingsohr, warum man es für Poeſie nach gemeiner Weiſe hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgiebt. Sie iſt es nicht zu allen Zeiten. Es iſt in ihr, wie in dem Menſchen, ein entgegengeſetztes Weſen, die dumpfe Begierde und die ſtumpfe Gefühlloſigkeit und Trägheit, die einen raſtloſen Streit mit der Poeſie führen. Es wäre ein ſchöner Stoff zu einem Gedicht, dieſer gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten ſcheinen, wie die meiſten Menſchen, ganz unter der Botmäßigkeit dieſer Feindin der Poeſie zu ſtehen, dagegen in andern die Poeſie einheimiſch und überall ſichtbar iſt. Für den Geſchichtsſchreiber ſind die Zeiten dieſes Kampfes äußerſt merkwürdig, ihre Darſtellung ein reizendes und belohnendes Geſchäft. Es ſind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widerſacherin iſt nichts unangenehmer, als daß ſie der Poeſie gegenüber ſelbſt zu einer poetiſchen Perſon wird, und nicht ſelten in der Hitze die Waffen mit ihr tauſcht, und von ihrem eigenen heimtückiſchen Geſchoſſe heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poeſie, die ſie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und ſie nur noch reizender und gewaltig machen.

Der Krieg überhaupt, ſagte Heinrich, ſcheint mir eine poetiſche Wirkung. Die Leute glauben ſich für irgend einen armſeligen Beſitz ſchlagen zu müſſen, und merken nicht, daß ſie der romantiſche Geiſt aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch ſich ſelbſt zu

vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poeſie, und beide Heere folgen Einer unſichtbaren Fahne.

Im Kriege, verſetzte Klingsohr, regt ſich das Urgewäſſer. Neue Welttheile ſollen entſtehen, neue Geſchlechter ſollen aus der großen Auflöſung anſchießen. Der wahre Krieg iſt der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnſinn der Menſchen erſcheint in ſeiner völligen Geſtalt. Viele Kriege, beſonders die vom Nationalhaß entſpringen, gehören in dieſe Klaſſe mit, und ſie ſind ächte Dichtungen. Hier ſind die wahren Helden zu Hauſe, die, das edelſte Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkürlich von Poeſie durchdrungene Weltkräfte ſind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, iſt ſchon ein göttlicher Geſandter, aber ſeiner Darſtellung iſt unſere Poeſie nicht gewachſen.

Wie verſteht ihr das, lieber Vater, ſagte Heinrich. Kann ein Gegenſtand zu überſchwenglich für die Poeſie ſeyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht ſagen, für die Poeſie, ſondern nur für unſere irdiſchen Mittel und Werkzeuge. Wenn es ſchon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet giebt, innerhalb deſſen er bleiben muß, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: ſo giebt es auch für die ganze Summe menſchlicher Kräfte eine beſtimmte Grenze der Darſtellbarkeit, über welche hinaus die Darſtellung die nöthige Dichtigkeit und Geſtaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuſchendes Unding ſich verliert. Beſonders als Lehrling kann man nicht genug

ſich vor dieſen Ausſchweifungen hüten, da eine lebhafte Fantaſie nur gar zu gern nach den Grenzen ſich begiebt, und übermüthig das Unſinnliche, Uebermäßige zu ergreifen und auszuſprechen ſucht. Reifere Erfahrung lehrt erſt, jene Unverhältnißmäßigkeit der Gegenſtände zu vermeiden, und die Aufſpürung des Einfachſten und Höchſten der Weltweisheit zu überlaſſen. Der ältere Dichter ſteigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um ſeinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaßliche Ordnung zu ſtellen, und hütet ſich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlaſſen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte faſt ſagen, das Chaos muß in jeder Dichtung durch den regelmäßigen Flor der Ordnung ſchimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zuſammenſtellung faßlich und anmuthig, dagegen auch das bloße Ebenmaaß die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beßte Poeſie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenſtand iſt nicht ſelten ihr liebſter Stoff. Für den Dichter iſt die Poeſie an beſchränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird ſie zur Kunſt. Die Sprache überhaupt hat ihren beſtimmten Kreis. Noch enger iſt der Umfang einer beſondern Volksſprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter ſeine Sprache kennen. Er weiß genau, was er mit ihr leiſten kann, und wird keinen thörichten Verſuch machen, ſie über ihre Kräfte anzuſpannen. Nur ſelten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zuſammen drängen, denn ſonſt wird er ermüdend, und vernichtet ſelbſt die koſtbare Wirkung

einer gutangebrachten Kraftäußerung. Auf ſeltſame Sprünge richtet ſie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Muſikern und Malern lernen. In dieſen Künſten wird es recht auffallend, wie nöthig es iſt, wirthſchaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunſt umzugehn, und wie viel auf geſchickte Verhältniſſe ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künſtler auch von uns die poetiſche Unabhängigkeit, und den innern Geiſt jeder Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunſtwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie ſollten poetiſcher und wir muſikaliſcher und maleriſcher ſeyn — beides nach der Art und Weiſe unſerer Kunſt. Der Stoff iſt nicht der Zweck der Kunſt, aber die Ausführung iſt es. Du wirſt ſelbſt ſehen, welche Geſänge dir am beßten gerathen, gewiß die, deren Gegenſtände dir am geläufigſten und gegenwärtigſten ſind. Daher kann man ſagen, daß die Poeſie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weiß ſelbſt, daß mir in jungen Jahren ein Gegenſtand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt ſeyn konnte, den ich nicht am liebſten beſungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armſeliges Wortgeräuſch, ohne einen Funken wahrer Poeſie. Daher iſt auch ein Mährchen eine ſehr ſchwierige Aufgabe, und ſelten wird ein junger Dichter ſie gut löſen.

Ich möchte gern eins von dir hören, ſagte Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeſchreiblich ergötzt, ſo unbedeutend ſie auch ſeyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunſch befriedigen. Es iſt mir eins erinnerlich, was ich noch in ziemlich

jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an ſich trägt; indeß wird es dich vielleicht deſto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir geſagt habe.

Die Sprache, ſagte Heinrich, iſt wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Menſch ſie beherrſcht, ſo möchte er gern die große Welt beherrſchen, und ſich frei darin ausdrücken können. Und eben in dieſer Freude, das, was außer der Welt iſt, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der urſprüngliche Trieb unſers Daſeyns iſt, liegt der Urſprung der Poeſie.

Es iſt recht übel, ſagte Klingsohr, daß die Poeſie einen beſondern Namen hat, und die Dichter eine beſondere Zunft ausmachen. Es iſt gar nichts Beſonderes. Es iſt die eigenthümliche Handlungsweiſe des menſchlichen Geiſtes. Dichtet und trachtet nicht jeder Menſch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch ſagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poeſie zum Beſtand der Menſchheit ſo klar, als in ihr. Die Liebe iſt ſtumm, nur die Poeſie kann für ſie ſprechen. Oder die Liebe iſt ſelbſt nichts, als die höchſte Naturpoeſie. Doch ich will dir nicht Dinge ſagen, die du beſſer weißt, als ich.

Du biſt ja der Vater der Liebe, ſagte Heinrich, indem er Mathilden umſchlang, und beide ſeine Hand küßten.

Klingsohr umarmte ſie, und ging hinaus. Liebe Mathilde, ſagte Heinrich nach einem langen Kuſſe, es iſt mir wie ein Traum, daß du mein biſt; aber noch

Wunderbarer iſt es mir, daß du es nicht immer ge-weſen biſt. Mich dünkt, ſagte Mathilde, ich kennte dich ſeit undenklichen Zeiten. — Kannſt du mich denn lieben? — Ich weiß nicht, was Liebe iſt, aber das kann ich dir ſagen, daß mir iſt, als finge ich erſt jetzt zu leben an, und daß ich dir ſo gut bin, daß ich gleich für dich ſterben wollte. — Meine Mathilde, erſt jetzt fühle ich, was es heißt unſterblich zu ſeyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut biſt du, welcher herrliche Geiſt ſpricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beſchämſt! bin ich doch nur durch dich, was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was iſt ein Geiſt ohne Himmel, und du biſt der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches ſelige Geſchöpf wär ich, wenn du ſo treu wärſt, wie mein Vater. Meine Mutter ſtarb kurz nach meiner Geburt; mein Vater weint faſt alle Tage noch um ſie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher ſeyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiß viel beſſer. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirſt du ſeyn. — Ja, wo du biſt, Mathilde, werd' ich ewig ſeyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müßte die Ewigkeit ſeyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja, Mathilde, wir ſind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubſt nicht, Lieber, wie inbrünſtig ich heute früh, wie wir nach Hauſe kamen, vor dem Bilde der himmliſchen Mutter niederkniete, wie unſäglich ich zu ihr gebetet

habe. Ich glaubte in Thränen zu zerfließen. Es kam mir vor, als lächelte ſie mir zu. Nun weiß ich erſt was Dankbarkeit iſt. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du biſt die Heilige, die meine Wünſche zu Gott bringt, durch die er ſich mir offenbart, durch die er mir die Fülle ſeiner Liebe kund thut. Was iſt die Religion, als ein unendliches Einverſtändniß, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwei verſammelt ſind, iſt Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Bruſt wird nie aufhören dich in ſich zu ziehn. Du biſt die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichſten Hülle. — Ach! Heinrich, du weißt das Schickſal der Roſen; wirſt du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergegangenen Liebe ſeyn? — O! könnteſt du durch meine Augen in mein Gemüth ſehen! aber du liebſt mich und ſo glaubſt du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize ſagt. O! ſie ſind unverwelklich. Was mich ſo unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das iſt nicht aus dieſer Zeit. Könnteſt du nur ſehn, wie du mir erſcheinſt, welches wunderbare Bild deine Geſtalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdeſt kein Alter fürchten. Deine irdiſche Geſtalt iſt nur ein Schatten dieſes Bildes. Die irdiſchen Kräfte ringen und quellen, um es feſtzuhalten, aber die Natur iſt noch unreif; das Bild iſt ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten

heiligen Welt. — Ich verſtehe dich, lieber Heinrich, denn ich ſehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anſchaue. — Ja, Mathilde, die höhere Welt iſt uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken ſie auf das Innigſte mit der irdiſchen Natur verwebt. — Du wirſt mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebteſter. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weiſſagung. Alles iſt ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligſte des Gemüths führen; du wirſt mich zu den höchſten Anſchauungen begeiſtern. Wer weiß, ob unſre Liebe nicht dereinſt noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unſre himmliſche Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Iſt es nicht ſchon ein Wunder, daß du mein biſt, daß ich dich in meinen Armen halte, daß du mich liebſt, und ewig mein ſeyn willſt? — Auch mir iſt jetzt alles glaublich, und ich fühle ja ſo deutlich eine ſtille Flamme in mir lodern; wer weiß ob ſie uns nicht verklärt, und die irdiſchen Bande allmählich auflöſt. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch ſchon das grenzenloſe Vertrauen zu mir haſt, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich ſo etwas gefühlt, ſelbſt nicht gegen meinen Vater, den ich doch ſo unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daß ich dir nicht alles auf einmal ſagen, daß ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es iſt auch zum erſtenmal in meinem Leben, daß ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim

haben; du mußt alles wiſſen. Mein ganzes Weſen ſoll ſich mit dem deinigen vermiſchen. Nur die grenzenloſeſte Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr beſteht ſie ja. Sie iſt ja ein geheimnißvolles Zuſammenfließen unſers geheimſten und eigenthümlichſten Daſeyns. — Heinrich, ſo können ſich noch nie zwei Menſchen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! ſchwöre es mir noch einmal, daß du ewig mein biſt; die Liebe iſt eine endloſe Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, bei der unſichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich ſchwöre ewig dein zu ſeyn, Mathilde, ſo wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bei uns iſt. Eine lange Umarmung, unzählige Küſſe beſiegelten den ewigen Bund des ſeligen Paares.

Neuntes Kapitel.

Abends waren einige Gäſte da; der Großvater trank die Geſundheit des jungen Brautpaars, und verſprach bald ein ſchönes Hochzeitfeſt auszurichten. Was hilft das lange Zaudern, ſagte der Alte. Frühe Hochzeiten, lange Liebe. Ich habe immer geſehen, daß Ehen, die frühe geſchloſſen wurden, am glücklichſten waren. In ſpätern Jahren iſt gar keine ſolche Andacht mehr im Eheſtande, als in der Jugend. Eine gemeinſchaftlich genoſſene Jugend iſt ein unzerreißliches Band. Die Erinnerung iſt der ſicherſte Grund der Liebe. Nach Tiſche kamen mehrere. Heinrich bat ſeinen neuen Vater um die Erfüllung ſeines Verſprechens. Klingsohr

ſagte zu der Geſellſchaft: Ich habe heute Heinrich verſprochen ein Mährchen zu erzählen; wenn ihr es zufrieden ſeyd, ſo bin ich bereit. Das iſt ein kluger Einfall von Heinrich, ſagte Schwaning. Ihr habt lange nichts von euch hören laſſen. Alle ſetzten ſich um das lodernde Feuer im Kamin. Heinrich ſaß dicht bei Mathilden, und ſchlang ſeinen Arm um ſie. Klingsohr begann:

Die lange Nacht war eben angegangen. Der alte Held ſchlug an ſeinen Schild, daß es weit umher in den öden Gaſſen der Stadt erklang. Er wiederholte das Zeichen dreimal. Da fingen die hohen bunten Fenſter des Pallaſtes an von innen heraus helle zu werden, und ihre Figuren bewegten ſich. Sie bewegten ſich lebhafter, je ſtärker das röthliche Licht ward, das die Gaſſen zu erleuchten begann. Auch ſah man allmählig die gewaltigen Säulen und Mauern ſelbſt ſich erhellen; endlich ſtanden ſie im reinſten, milchblauen Schimmer, und ſpielten mit den ſanfteſten Farben. Die ganze Gegend ward nun ſichtbar, und der Widerſchein der Figuren, das Getümmel der Spieße, der Schwerter, der Schilder und der Helme, die ſich nach hier und da erſcheinenden Kronen, von allen Seiten neigten, und endlich wie dieſe verſchwanden, und einem ſchlichten, grünen Kranze Platz machten, um dieſen her einen weiten Kreis ſchloſſen: alles dies ſpiegelte ſich in dem ſtarren Meere, das den Berg umgab, auf dem die Stadt lag, und auch der ferne hohe Berggürtel, der ſich rund um das Meer herzog, ward bis in die Mitte mit einem milden Abglanz überzogen. Man

konnte nichts deutlich unterſcheiden; doch hörte man ein wunderliches Getöſe herüber, wie aus einer fernen ungeheuren Werkſtatt. Die Stadt erſchien dagegen hell und klar. Ihre glatten, durchſichtigen Mauern warfen die ſchönen Strahlen zurück, und das vortreffliche Ebenmaaß, der edle Styl aller Gebäude, und ihre ſchöne Zuſammenordnung kam zum Vorſchein. Vor allen Fenſtern ſtanden zierliche Gefäſſe von Thon, voll der mannichfaltigſten Eis- und Schneeblumen, die auf das anmuthigſte funkelten.

Am herrlichſten nahm ſich auf dem großen Platze vor dem Pallaſte der Garten aus, der aus Metallbäumen und Kryſtallpflanzen beſtand, und mit bunten Edelſteinblüthen und Früchten überſäet war. Die Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Geſtalten und die Lebhaftigkeit der Lichter und Farben gewährten das herrlichſte Schauſpiel, deſſen Pracht durch einen hohen Springquell in der Mitte des Gartens, der zu Eis erſtarrt war, vollendet wurde. Der alte Held ging vor den Thoren des Pallaſtes langſam vorüber. Eine Stimme rief ſeinen Namen im Innern. Er lehnte ſich an das Thor, das mit einem ſanften Klange ſich öffnete, und trat in den Saal. Seinen Schild hielt er vor die Augen. Haſt du noch nichts entdeckt? ſagte die ſchöne Tochter Arcturs, mit klagender Stimme. Sie lag an ſeidenen Polſtern auf einem Throne, der von einem großen Schwefelkryſtall künſtlich erbaut war, und einige Mädchen rieben emſig ihre zarten Glieder, die wie aus Milch und Purpur zuſammengefloſſen ſchienen. Nach allen Seiten ſtrömte unter den Händen

der Mädchen das reizende Licht von ihr aus, was den Pallaſt ſo wunderſam erleuchtete. Ein duftender Wind wehte im Saale. Der Held ſchwieg. Laß mich deinen Schild berühren, ſagte ſie ſanft. Er näherte ſich dem Throne und betrat den köſtlichen Teppich. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie mit Zärtlichkeit an ihren himmliſchen Buſen, und rührte ſeinen Schild an. Seine Rüſtung klang, und eine durchdringende Kraft beſeelte ſeinen Körper. Seine Augen blitzten, und das Herz pochte hörbar an den Panzer. Die ſchöne Freya ſchien heitrer, und das Licht ward brennender, das von ihr ausſtrömte. Der König kommt, rief ein prächtiger Vogel, der im Hintergrunde des Thrones ſaß. Die Dienerinnen legten eine himmelblaue Decke über die Prinzeſſin, die ſie bis über den Buſen bedeckte. Der Held ſenkte ſeinen Schild, und ſah nach der Kuppel hinauf, zu welcher zwei breite Treppen von beiden Seiten des Saals ſich hinauf ſchlangen. Eine leiſe Muſik ging dem Könige voran, der bald mit einem zahlreichen Gefolge in der Kuppel erſchien und herunter kam.

Der ſchöne Vogel entfaltete ſeine glänzenden Schwingen, bewegte ſie ſanft und ſang, wie mit tauſend Stimmen, dem Könige entgegen:

Nicht lange wird der ſchöne Fremde ſäumen.
Die Wärme naht, die Ewigkeit beginnt.
Die Königin erwacht aus langen Träumen,
Wenn Meer und Land in Liebesglut zerrinnt.
Die kalte Nacht wird dieſe Stätte räumen,
Wenn Fabel erſt das alte Recht gewinnt.

In Freyas Schooß wird ſich die Welt entzünden
Und jede Sehnſucht ihre Sehnſucht finden.

Der König umarmte ſeine Tochter mit Zärtlichkeit. Die Geiſter der Geſtirne ſtellten ſich um den Thron, und der Held nahm in der Reihe ſeinen Platz ein. Eine unzählige Menge Sterne füllten den Saal in zierlichen Gruppen. Die Dienerinnen brachten einen Tiſch und ein Käſtchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige tiefſinnige Zeichen ſtanden, die aus lauter Sternbildern zuſammengeſetzt waren. Der König küßte ehrfurchtsvoll dieſe Blätter, miſchte ſie ſorgfältig untereinander, und reichte ſeiner Tochter einige hin; die andern behielt er für ſich. Die Prinzeſſin zog ſie nach der Reihe heraus und legte ſie auf den Tiſch, dann betrachtete der König die ſeinigen genau, und wählte mit vielem Nachdenken, ehe er eins dazu hinlegte. Zuweilen ſchien er gezwungen zu ſeyn, dies oder jenes Blatt zu wählen. Oft aber ſah man ihm die Freude an, wenn er durch ein gutgetroffenes Blatt eine ſchöne Harmonie der Zeichen und Figuren legen konnte. Wie das Spiel anfing, ſah man an allen Umſtehenden Zeichen der lebhafteſten Theilnahme, und die ſonderbarſten Mienen und Geberden, gleichſam als hätte jeder ein unſichtbares Werkzeug in Händen, womit er eifrig arbeite. Zugleich ließ ſich eine ſanfte, aber tief bewegende Muſik in der Luft hören, die von den im Saale ſich wunderlich durcheinander ſchlingenden Sternen, und den übrigen ſonderbaren Bewegungen zu entſtehen ſchien. Die Sterne ſchwangen ſich, bald langſam, bald ſchnell, in beſtändig veränderten Linien

umher, und bildeten, nach dem Gange der Muſik, die Figuren der Blätter auf das kunſtreichſte nach. Die Muſik wechſelte, wie die Bilder auf dem Tiſche, unaufhörlich, und ſo wunderlich und hart auch die Uebergänge nicht ſelten waren, ſo ſchien doch nur Ein einfaches Thema das Ganze zu verbinden. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit flogen die Sterne den Bildern nach. Sie waren bald alle in Einer großen Verſchlingung, bald wieder in einzelne Haufen ſchön geordnet, bald zerſtäubte der lange Zug wie ein Strahl, in unzählige Funken, bald kam durch immer wachſende kleinere Kreiſe und Muſter wieder Eine große, überraſchende Figur zum Vorſchein. Die bunten Geſtalten in den Fenſtern blieben während dieſer Zeit ruhig ſtehen. Der Vogel bewegte unaufhörlich die Hülle ſeiner koſtbaren Federn auf die mannichfaltigſte Weiſe. Der alte Held hatte bisher auch ſein unſichtbares Geſchäft emſig betrieben, als auf einmal der König voll Freuden ausrief: Es wird alles gut. Eiſen, wirf du dein Schwert in die Welt, daß ſie erfahren, wo der Friede ruht. Der Held riß das Schwert von der Hüfte, ſtellte es mit der Spitze gen Himmel, dann ergriff er es, und warf es aus dem geöffneten Fenſter über die Stadt und das Eismeer. Wie ein Komet flog es durch die Luft, und ſchien an dem Berggürtel mit hellem Klange zu zerſplittern, denn es fiel in lauter Funken herunter.

Zu der Zeit lag der ſchöne Knabe Eros in ſeiner Wiege und ſchlummerte ſanft, während Ginniſtan, ſeine Amme, die Wiege ſchaukelte, und ſeiner Milchſchweſter Fabel die Bruſt reichte. Ihr buntes Halstuch hatte

ſie über die Wiege ausgebreitet, daß die hellbrennende Lampe, die der Schreiber vor ſich ſtehen hatte, das Kind mit ihrem Scheine nicht beunruhigen möchte. Der Schreiber ſchrieb unverdroſſen, ſah ſich nur zuweilen mürriſch nach den Kindern um, und ſchnitt der Amme finſtere Geſichter, die ihn gutmüthig anlächelte und ſchwieg.

Der Vater der Kinder ging immer ein und aus, indem er jedesmal die Kinder betrachtete und Ginniſtan freundlich begrüßte. Er hatte unaufhörlich dem Schreiber etwas zu ſagen. Dieſer vernahm ihn genau, und wenn er es aufgezeichnet hatte, reichte er die Blätter einer edlen, göttergleichen Frau hin, die ſich an einen Altar lehnte, auf welchem eine dunkle Schaale mit klarem Waſſer ſtand, in welches ſie mit heiterm Lächeln blickte. Sie tauchte die Blätter jedesmal hinein, und wenn ſie beim Herausziehn gewahr wurde, daß einige Schrift ſtehen geblieben und glänzend geworden war, ſo gab ſie das Blatt dem Schreiber zurück, der es in ein großes Buch heftete, und oft verdrießlich zu ſeyn ſchien, wenn ſeine Mühe vergeblich geweſen und alles ausgelöſcht war. Die Frau wandte ſich zu Zeiten gegen Ginniſtan und die Kinder, tauchte den Finger in die Schaale, und ſprützte einige Tropfen auf ſie hin, die, ſobald ſie die Amme, das Kind, oder die Wiege berührten, in einen blauen Dunſt zerrannen, der tauſend ſeltſame Bilder zeigte, und beſtändig um ſie herzog und ſich veränderte. Traf einer davon zufällig auf den Schreiber, ſo fielen eine Menge Zahlen und geometriſche Figuren nieder, die er mit vieler

Aemſigkeit auf einen Faden zog, und ſich zum Zierrath um den magern Hals hing. Die Mutter des Knaben, die wie die Anmuth und Lieblichkeit ſelbſt ausſah, kam oft herein. Sie ſchien beſtändig beſchäftigt, und trug immer irgend ein Stück Hausgeräthe mit ſich hinaus; bemerkte es der argwöhniſche und mit ſpähenden Blikken ſie verfolgende Schreiber, ſo begann er eine lange Strafrede, auf die aber kein Menſch achtete. Alle ſchienen ſeiner unnützen Widerreden gewohnt. Die Mutter gab auf einige Augenblicke der kleinen Fabel die Bruſt; aber bald ward ſie wieder abgerufen, und dann nahm Ginniſtan das Kind zurück, das an ihr lieber zu trinken ſchien. Auf einmal brachte der Vater ein zartes eiſernes Stäbchen herein, das er im Hofe gefunden hatte. Der Schreiber beſah es, drehte es dann mit vieler Lebhaftigkeit herum, und brachte bald heraus, daß es ſich von ſelbſt, in der Mitte an einem Faden aufgehängt, nach Norden drehe. Ginniſtan nahm es auch in die Hand, bog es, drückte es, hauchte es an, und hatte ihm bald die Geſtalt einer Schlange gegeben, die ſich nun plötzlich in den Schwanz biß. Der Schreiber ward bald des Betrachtens überdrüßig. Er ſchrieb alles auf, und war ſehr weitläuftig über den Nutzen, den dieſer Fund gewähren könne. Wie ärgerlich war er aber, als ſein ganzes Schreibwerk die Probe nicht beſtand, und das Papier weiß aus der Schaale hervorkam. Die Amme ſpielte fort. Zufällig berührte ſie die Wiege damit, da fing der Knabe an wach zu werden, ſchlug die Decke zurück, hielt die Hand gegen das Licht, und langte mit der andern nach der

Schlange. Wie er ſie erhielt, ſprang er rüſtig, daß Ginniſtan erſchrack, und der Schreiber beinah vor Entſetzen vom Stuhle fiel, aus der Wiege; ſtand, nur von ſeinen langen goldenen Haaren bedeckt, im Zimmer, und betrachtete mit unausſprechlicher Freude das Kleinod, das ſich in ſeinen Händen nach Norden ausſtreckte, und ihn heftig im Innern zu bewegen ſchien. Zuſehends wuchs er.

Sophie, ſagte er mit rührender Stimme zu der Frau, laß mich aus der Schaale trinken. Sie reichte ſie ihm ohne Anſtand, und er konnte nicht aufhören zu trinken, indem die Schaale ſich immer voll zu erhalten ſchien. Endlich gab er ſie zurück, indem er die edle Frau innig umarmte. Er herzte Ginniſtan, und bat ſie um das bunte Tuch, das er ſich anſtändig um die Hüften band. Die kleine Fabel nahm er auf den Arm. Sie ſchien unendliches Wohlgefallen an ihm zu haben, und fing zu plaudern an. Ginniſtan machte ſich viel um ihn zu ſchaffen. Sie ſah äußerſt reizend und leichtfertig aus, und drückte ihn mit der Innigkeit einer Braut an ſich. Sie zog ihn mit heimlichen Worten nach der Kammerthür, aber Sophie winkte ernſthaft, und deutete nach der Schlange; da kam die Mutter herein, auf die er ſogleich zuflog, und ſie mit heißen Thränen bewillkommte. Der Schreiber war ingrimmig fortgegangen. Der Vater trat herein, und wie er Mutter und Sohn in ſtiller Umarmung ſah, trat er hinter ihren Rücken zur reizenden Ginniſtan, und liebkoſ'te ihr. Sophie ſtieg die Treppe hinauf. Die kleine Fabel nahm die Feder des Schreibers und

fing zu ſchreiben an. Mutter und Sohn vertieften ſich in ein leiſes Geſpräch, und der Vater ſchlich ſich mit Ginniſtan in die Kammer, um ſich von den Geſchäften des Tags in ihren Armen zu erholen. Nach geraumer Zeit kam Sophie zurück. Der Schreiber trat herein. Der Vater kam aus der Kammer, und ging an ſeine Geſchäfte. Ginniſtan kam mit glühenden Wangen zurück. Der Schreiber jagte die kleine Fabel mit vielen Schmähungen von ſeinem Sitze, und hatte einige Zeit nöthig ſeine Sachen in Ordnung zu bringen. Er reichte Sophien die von Fabel vollgeſchriebenen Blätter, um ſie rein zurück zu erhalten, gerieth aber bald in den äuſſerſten Unwillen, wie Sophie die Schrift völlig glänzend und unverſehrt aus der Schaale zog, und ſie ihm hinlegte. Fabel ſchmiegte ſich an ihre Mutter, die ſie an die Bruſt nahm, und das Zimmer aufputzte, die Fenſter öffnete, friſche Luft hereinließ, und Zubereitungen zu einem köſtlichen Mahle machte. Man erblickte durch die Fenſter die herrlichſten Ausſichten und einen heitern Himmel über die Erde geſpannt. Auf dem Hofe war der Vater in voller Thätigkeit. Wenn er müde war, ſah er hinauf ans Fenſter, wo Ginniſtan ſtand, und ihm allerhand Näſchereien herunterwarf. Die Mutter und der Sohn gingen hinaus, um überall zu helfen, und den gefaßten Entſchluß vorzubereiten. Der Schreiber rührte die Feder, und machte immer eine Fratze, wenn er genöthigt war, Ginniſtan um etwas zu fragen, die ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, und alles behielt, was ſich zutrug. Eros kam bald in ſchöner Rüſtung, um die das bunte

Tuch wie eine Schärpe gebunden war, zurück, und bat Sophien um Rath, wann und wie er ſeine Reiſe antreten ſollte. Der Schreiber war vorlaut, und wollte gleich mit einem ausführlichen Reiſeplan dienen, aber ſeine Vorſchläge wurden überhört. Du kannſt ſogleich reiſen; Ginniſtan mag dich begleiten, ſagte Sophie; ſie weiß mit den Wegen Beſcheid und iſt überall gut bekannt. Sie wird die Geſtalt deiner Mutter annehmen, um dich nicht in Verſuchung zu führen. Findeſt du den König, ſo denke an mich; dann komme ich um dir zu helfen.

Ginniſtan tauſchte ihre Geſtalt mit der Mutter, worüber der Vater ſehr vergnügt zu ſeyn ſchien; der Schreiber freute ſich, daß die beiden fortgingen; beſonders da ihm Ginniſtan ihr Taſchenbuch zum Abſchiede ſchenkte, worin die Chronik des Hauſes umſtändlich aufgezeichnet war; nur blieb ihm die kleine Fabel ein Dorn im Auge, und er hätte, um ſeiner Ruhe und Zufriedenheit willen, nichts mehr gewünſcht, als daß auch ſie unter der Zahl der Abreiſenden ſeyn möchte. Sophie ſegnete die Niederknieenden ein, und gab ihnen ein Gefäß voll Waſſer aus der Schaale mit; die Mutter war ſehr bekümmert. Die kleine Fabel wäre gern mitgegangen, und der Vater war zu ſehr außer dem Hauſe beſchäftigt, als daß er lebhaften Antheil hätte nehmen ſollen. Es war Nacht, wie ſie abreiſ'ten, und der Mond ſtand hoch am Himmel. Lieber Eros, ſagte Ginniſtan, wir müſſen eilen, daß wir zu meinem Vater kommen, der mich lange nicht geſehn, und ſo ſehnſuchtsvoll mich überall auf der Erde geſucht hat.

Siehſt du wohl ſein bleiches abgehärmtes Geſicht? Dein Zeugniß wird mich ihm in der fremden Geſtalt kenntlich machen.

Die Liebe ging auf dunkler Bahn
Vom Monde nur erblickt,
Das Schattenreich war aufgethan
Und ſeltſam aufgeſchmuckt.

Ein blauer Dunſt umſchwebte ſie
Mit einem goldnen Rand,
Und eilig zog die Fantaſie
Sie über Strom und Land.

Es hob ſich ihre volle Bruſt
In wunderbarem Muth;
Ein Vorgefühl der künft'gen Luſt
Beſprach die wilde Glut.

Die Sehnſucht klagt' und wußt' es nicht,
Daß Liebe näher kam;
Und tiefer grub in ihr Geſicht
Sich hoffnungsloſer Gram.

Die kleine Schlange blieb getreu,
Sie wies nach Norden hin,
Und beide folgten ſorgenfrei
Der ſchönen Führerin.

Die Liebe ging durch Wüſtenein
Und durch der Wolken Land,
Trat in den Hof des Mondes ein,
Die Tochter an der Hand.

Er ſaß auf ſeinem Silberthron,
Allein mit ſeinem Harm;
Da hört' er ſeines Kindes Ton,
Und ſank in ihren Arm.

Eros ſtand gerührt bei den zärtlichen Umarmungen. Endlich ſammelte ſich der alte, erſchütterte Mann, und bewillkommte ſeinen Gaſt. Er ergriff ſein großes Horn, und ſtieß mit voller Macht hinein. Ein gewaltiger Ruf dröhnte durch die uralte Burg. Die ſpitzen Thürme mit ihren glänzenden Knöpfen und die tiefen ſchwarzen Dächer ſchwankten. Die Burg ſtand ſtill, denn ſie war auf das Gebirge jenſeits des Meers gekommen. Von allen Seiten ſtrömten ſeine Diener herzu, deren ſeltſame Geſtalten und Trachten Ginniſtan unendlich ergötzten, und den tapfern Eros nicht erſchreckten. Erſtere grüßte ihre alten Bekannten, und alle erſchienen vor ihr mit neuer Stärke und in der ganzen Herrlichkeit ihrer Naturen. Der ungeſtüme Geiſt der Flut folgte der ſanften Ebbe. Die alten Orkane legten ſich an die klopfende Bruſt der heißen leidenſchaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenſchauer ſahen ſich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, entfernt, bleich da ſtand. Der rauhe Donner ſchalt über die Thorheiten der Blitze, hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tauſend Reizen daſtanden, und die feurigen Jünglinge lockten. Die beiden Schweſtern, Morgen und Abend, freuten ſich vorzüglich über die beiden Ankömmlinge. Sie weinten ſanfte Thränen in ihren Umarmungen. Unbeſchreiblich war der Anblick dieſes wunderlichen Hofſtaats. Der alte König konnte ſich an ſeiner Tochter nicht ſatt ſehen. Sie fühlte ſich zehnfach glücklich in ihrer väterlichen Burg, und ward nicht müde die bekannten Wunder und Seltenheiten

zu beſchauen. Ihre Freude war ganz unbeſchreiblich, als ihr der König den Schlüſſel zur Schatzkammer und die Erlaubniß gab, ein Schauſpiel für Eros darin zu veranſtalten, das ihn ſo lange unterhalten könnte, bis das Zeichen des Aufbruchs gegeben würde. Die Schatzkammer war ein großer Garten, deſſen Mannichfaltigkeit und Reichthum alle Beſchreibung übertraf. Zwiſchen den ungeheuren Wetterbäumen lagen unzählige Luftſchlöſſer von überraſchender Bauart, eins immer köſtlicher, als das andere. Große Heerden von Schäfchen, mit ſilberweißer, goldner und roſenfarbner Wolle irrten umher, und die ſonderbarſten Thiere belebten den Hain. Merkwürdige Bilder ſtanden hie und da, und die feſtlichen Aufzüge, die ſeltſamen Wagen, die überall zum Vorſchein kamen, beſchäftigten die Aufmerkſamkeit unaufhörlich. Die Beete ſtanden voll der bunteſten Blumen. Die Gebäude waren gehäuft voll von Waffen aller Art, voll der ſchönſten Teppiche, Tapeten, Vorhänge, Trinkgeſchirre und aller Arten von Geräthen und Werkzeugen, in unüberſehlichen Reihen. Auf einer Anhöhe erblickten ſie ein romantiſches Land, das mit Städten und Burgen, mit Tempeln und Begräbniſſen überſät war, und alle Anmuth bewohnter Ebenen mit den furchtbaren Reizen der Einöde und ſchroffer Felſengegenden vereinigte. Die ſchönſten Farben waren in den glücklichſten Miſchungen. Die Bergſpitzen glänzten wie Luftfeuer in ihren Eis- und Schneehüllen. Die Ebene lachte im friſcheſten Grün. Die Ferne ſchmückte ſich mit allen Veränderungen von Blau, und aus der Dunkelheit des Meeres wehten unzählige bunte Wim-

pel von zahlreichen Flotten. Hier ſah man einen Schiffbruch im Hintergrunde, und vorne ein ländliches fröhliches Mahl von Landleuten; dort den ſchrecklich ſchönen Ausbruch eines Vulkans, die Verwüſtungen des Erdbebens, und im Vordergrunde ein liebendes Paar unter ſchattenden Bäumen, in den ſüßeſten Liebkoſungen. Abwärts eine fürchterliche Schlacht, und unter ihr ein Theater voll der lächerlichſten Masken. Nach einer andern Seite im Vordergrunde einen jugendlichen Leichnam auf der Bahre, die ein troſtloſer Geliebter feſthielt, und die weinenden Eltern daneben; im Hintergrunde eine liebliche Mutter mit dem Kinde an der Bruſt, und Engel ſitzend zu ihren Füßen, und aus den Zweigen über ihrem Haupte herunterblickend. Die Scenen verwandelten ſich unaufhörlich, und floſſen endlich in eine große geheimnißvolle Vorſtellung zuſammen. Himmel und Erde waren in vollem Aufruhr. Alle Schrecken waren losgebrochen. Eine gewaltige Stimme rief zu den Waffen. Ein entſetzliches Heer von Todtengerippen, mit ſchwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunklen Bergen herunter, und griff das Leben an, das mit ſeinen jugendlichen Schaaren in der hellen Ebene in muntern Feſten begriffen war, und ſich keines Angriffs verſah. Es entſtand ein entſetzliches Getümmel, die Erde zitterte, der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grauſamkeiten zerriß das Heer der Geſpenſter die zarten Glieder der Lebendigen. Ein Scheiterhaufen thürmte ſich empor, und unter dem grauſenvollſten Geheul wurden die

Kinder des Lebens von den Flammen verzehrt. Plötzlich brach aus dem dunklen Aſchenhaufen ein milchblauer Strom nach allen Seiten aus. Die Geſpenſter wollten die Flucht ergreifen, aber die Flut wuchs zuſehends, und verſchlang die ſcheußliche Brut. Bald waren alle Schrecken vertilgt. Himmel und Erde floſſen in ſüße Muſik zuſammen. Eine wunderſchöne Blume ſchwamm glänzend auf den ſanften Wogen. Ein glänzender Bogen ſchloß ſich über der Flut, auf welchem göttliche Geſtalten auf prächtigen Thronen, nach beiden Seiten herunter, ſaßen. Sophie ſaß zu oberſt, die Schaale in der Hand, neben einem herrlichen Manne, mit einem Eichenkranze um die Locken und einer Friedenspalme ſtatt des Szepters in der Rechten. Ein Lilienblatt bog ſich über den Kelch der ſchwimmenden Blume: die kleine Fabel ſaß auf demſelben, und ſang zur Harfe die ſüßeſten Lieder. In dem Kelche ſaß Eros ſelbſt, über ein ſchönes ſchlummerndes Mädchen hergebeugt, das ihn feſt umſchlungen hielt. Eine kleinere Blüthe ſchloß ſich um beide her, ſo daß ſie von den Hüften an in Eine Blume verwandelt zu ſeyn ſchienen.

Eros dankte Ginniſtan mit tauſend Entzücken. Er umarmte ſie zärtlich, und ſie erwiederte ſeine Liebkoſungen. Ermüdet von den Beſchwerden des Weges und den mannichfaltigen Gegenſtänden, die er geſehn hatte, ſehnte er ſich nach Bequemlichkeit und Ruhe. Ginniſtan, die ſich von dem ſchönen Jüngling lebhaft angezogen fühlte, hütete ſich wohl des Trankes zu erwähnen, den Sophie ihm mitgegeben hatte. Sie führte ihn zu einem abgelegenen Bade, zog ihm die Rüſtung

aus, und zog ſelbſt ein Nachtkleid an, in welchem ſie fremd und verführeriſch ausſah. Eros tauchte ſich in die gefährlichen Wellen, und ſtieg berauſcht wieder heraus. Ginniſtan trocknete ihn, und rieb ſeine ſtarken, von Jugendkraft geſpannten Glieder. Er gedachte mit glühender Sehnſucht ſeiner Geliebten, und umfaßte in ſüßem Wahne die reizende Ginniſtan. Unbeſorgt überließ er ſich ſeiner ungeſtümen Zärtlichkeit, und ſchlummerte endlich nach den wollüſtigſten Genüſſen an dem reizenden Buſen ſeiner Begleiterin ein.

Unterdeſſen war zu Hauſe eine traurige Veränderung vorgegangen. Der Schreiber hatte das Geſinde in eine gefährliche Verſchwörung verwickelt. Sein feindſeliges Gemüth hatte längſt Gelegenheit geſucht, ſich des Hausregiments zu bemächtigen, und ſein Joch abzuſchütteln. Er hatte ſie gefunden. Zuerſt bemächtigte ſich ſein Anhang der Mutter, die in eiſerne Bande gelegt wurde. Der Vater ward bei Waſſer und Brod ebenfalls hingeſetzt. Die kleine Fabel hörte den Lärm im Zimmer. Sie verkroch ſich hinter dem Altare, und wie ſie bemerkte, daß eine Thür an ſeiner Rückſeite verborgen war, ſo öffnete ſie dieſelbe mit vieler Behendigkeit, und fand, daß eine Treppe in ihm hinunterging. Sie zog die Thür nach ſich, und ſtieg im Dunkeln die Treppe hinunter. Der Schreiber ſtürzte mit Ungeſtüm herein, um ſich an der kleinen Fabel zu rächen, und Sophien gefangen zu nehmen. Beide waren nicht zu finden. Die Schaale fehlte auch, und in ſeinem Grimme zerſchlug er den Altar in tauſend Stücke, ohne jedoch die heimliche Treppe zu entdecken.

Die kleine Fabel ſtieg geraume Zeit. Endlich kam ſie auf einen freien Platz hinaus, der rund herum mit einer prächtigen Colonnade geziert, und durch ein großes Thor geſchloſſen war. Alle Figuren waren hier dunkel. Die Luft war wie ein ungeheurer Schatten; am Himmel ſtand ein ſchwarzer ſtrahlender Körper. Man konnte alles auf das deutlichſte unterſcheiden, weil jede Figur einen andern Anſtrich von Schwarz zeigte, und einen lichten Schein hinter ſich warf; Licht und Schatten ſchienen hier ihre Rolle vertauſcht zu haben. Fabel freute ſich in einer neuen Welt zu ſeyn. Sie beſah alles mit kindlicher Neugierde. Endlich kam ſie an das Thor, vor welchem auf einem maſſiven Poſtament eine ſchöne Sphinx lag.

Was ſuchſt du? ſagte die Sphinx; mein Eigenthum, erwiederte Fabel. — Wo kommſt du her? — Aus alten Zeiten. — Du biſt noch ein Kind — und werde ewig ein Kind ſeyn. — Wer wird dir beiſtehn? — Ich ſtehe für mich. Wo ſind die Schweſtern? fragte Fabel. — Ueberall und nirgends, gab die Sphinx zur Antwort. — Kennſt du mich? — Noch nicht. — Wo iſt die Liebe? — In der Einbildung. — Und Sophie? — Die Sphinx murmelte unvernehmlich vor ſich hin, und rauſchte mit den Flügeln. Sophie und Liebe, rief triumphirend Fabel, und ging durch das Thor. Sie trat in die ungeheure Höhle, und ging fröhlich auf die alten Schweſtern zu, die bei der kärglichen Nacht einer ſchwarzbrennenden Lampe ihr wunderliches Geſchäft trieben. Sie thaten nicht, als ob ſie den kleinen Gaſt bemerkten, der mit artigen Lieb=

koſungen ſich geſchäftig um ſie erzeigte. Endlich krächzte die eine mit rauhen Worten und ſcheelem Geſicht: Was willſt du hier, Müßiggängerin? wer hat dich eingelaſſen? Dein kindiſches Hüpfen bewegt die ſtille Flamme. Das Oel verbrennt unnützer Weiſe. Kannſt du dich nicht hinſetzen und etwas vornehmen? — Schöne Baſe, ſagte Fabel, am Müßiggehn iſt mir nichts gelegen. Ich mußte recht über eure Thürhüterin lachen. Sie hätte mich gern an die Bruſt genommen, aber ſie mußte zu viel gegeſſen haben, ſie konnte nicht aufſtehn. Laßt mich vor der Thür ſitzen, und gebt mir etwas zu ſpinnen; denn hier kann ich nicht gut ſehen, und wenn ich ſpinne, muß ich ſingen und plaudern dürfen, und das könnte euch in euren ernſthaften Gedanken ſtören. — Hinaus ſollſt du nicht, aber in der Nebenkammer bricht ein Strahl der Oberwelt durch die Felsritzen, da magſt du ſpinnen, wenn du ſo geſchickt biſt; hier liegen ungeheure Haufen von alten Enden, die drehe zuſammen; aber hüte dich: wenn du ſaumſelig ſpinnſt, oder der Faden reißt, ſo ſchlingen ſich die Fäden um dich her und erſticken dich. — Die Alte lachte hämiſch, und ſpann. Fabel raffte einen Arm voll Fäden zuſammen, nahm Wocken und Spindel, und hüpfte ſingend in die Kammer. Sie ſah durch die Oeffnung hinaus, und erblickte das Sternbild des Phönix. Froh über das glückliche Zeichen fing ſie an luſtig zu ſpinnen, ließ die Kammerthür ein wenig offen, und ſang halbleiſe:

Erwacht in euren Zellen
Ihr Kinder alter Zeit;

Laßt eure Ruheſtellen,
Der Morgen iſt nicht weit.

Ich ſpinne eure Fäden
In einen Faden ein;
Aus iſt die Zeit der Fehden,
Ein Leben ſollt ihr ſeyn.

Ein jeder lebt in Allen,
Und All' in Jedem auch;
Ein Herz wird in euch wallen,
Von Einem Lebenshauch.

Noch ſeyd ihr nichts als Seele,
Nur Traum und Zauberei.
Geht furchtbar in die Höhle
Und neckt die heil'ge Drei.

Die Spindel ſchwang ſich mit unglaublicher Behendigkeit zwiſchen den kleinen Füßen, während ſie mit beiden Händen den zarten Faden drehte. Unter dem Liede wurden unzählige Lichterchen ſichtbar, die aus der Thürſpalte ſchlüpften, und durch die Höhle in ſcheußlichen Larven ſich verbreiteten. Die Alten hatten während der Zeit immer mürriſch fortgeſponnen, und auf das Jammergeſchrei der kleinen Fabel gewartet, aber wie entſetzten ſie ſich, als auf einmal eine fürchterliche Naſe über ihre Schultern guckte, und wie ſie ſich umſahen, die ganze Höhle voll der gräßlichſten Figuren war, die tauſenderlei Unfug trieben. Sie fuhren in einander, heulten mit fürchterlicher Stimme, und wären vor Schrecken zu Stein geworden, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Schreiber in die Höhle getreten wäre, und eine Alraunwurzel bei ſich gehabt

hätte. Die Lichterchen verkrochen ſich in die Felsklüfte und die Höhle wurde ganz hell, weil die ſchwarze Lampe in der Verwirrung umgefallen, und ausgelöſcht war. Die Alten waren froh, wie ſie den Schreiber kommen hörten, aber voll Ingrimms gegen die kleine Fabel. Sie riefen ſie heraus, ſchnarchten ſie fürchterlich an, und verboten ihr fortzuſpinnen. Der Schreiber ſchmunzelte höhniſch, weil er die kleine Fabel nun in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, und ſagte: Es iſt gut, daß du hier biſt, und zur Arbeit angehalten werden kannſt. Ich hoffe, daß es an Züchtigungen nicht fehlen ſoll. Dein guter Geiſt hat dich hergeführt. Ich wünſche dir langes Leben und viel Vergnügen. Ich danke dir für deinen guten Willen, ſagte Fabel; man ſieht dir jetzt die gute Zeit an; dir fehlt nur noch das Stundenglas und die Hippe, ſo ſiehſt du ganz wie der Bruder meiner ſchönen Baſen aus. Wenn du Gänſeſpulen brauchſt, ſo zupfe ihnen nur eine Handvoll zarten Pflaums aus den Wangen. Der Schreiber ſchien Miene zu machen, über ſie herzufallen. Sie lächelte und ſagte: Wenn dir dein ſchöner Haarwuchs und dein geiſtreiches Auge lieb ſind, ſo nimm dich in Acht; bedenke meine Nägel, du haſt nicht viel mehr zu verlieren. Er wandte ſich mit verbißner Wuth zu den Alten, die ſich die Augen wiſchten, und nach ihren Wocken umhertappten. Sie konnten nichts finden, da die Lampe ausgelöſcht war, und ergoſſen ſich in Schimpfreden gegen Fabel. Laßt ſie doch gehen, ſprach er tückiſch, daß ſie euch Taranteln fange, zur Bereitung eures Oels. Ich wollte euch zu eurem Troſte ſagen, daß Eros ohne Raſt umherfliegt,

und eure Scheere fleißig beſchäftigen wird. Seine Mutter, die euch ſo oft zwang, die Fäden länger zu ſpinnen, wird morgen ein Raub der Flammen. Er kitzelte ſich, um zu lachen, wie er ſah, daß Fabel einige Thränen bei dieſer Nachricht vergoß, gab ein Stück von der Wurzel den Alten, und ging naſerümpfend von dannen. Die Schweſtern hießen die Fabel mit zorniger Stimme Taranteln ſuchen, ohngeachtet ſie noch Oel vorräthig hatten, und Fabel eilte fort. Sie that, als öffne ſie das Thor, warf es ungeſtüm wieder zu, und ſchlich ſich leiſe nach dem Hintergrunde der Höhle, wo eine Leiter herunter hing. Sie kletterte ſchnell hinauf, und kam bald vor eine Fallthür, die ſich in Arkturs Gemach öffnete.

Der König ſaß umringt von ſeinen Räthen, als Fabel erſchien. Die nördliche Krone zierte ſein Haupt. Die Lilie hielt er mit der Linken, die Wage in der Rechten. Der Adler und Löwe ſaßen zu ſeinen Füßen. Monarch, ſagte die Fabel, indem ſie ſich ehrfurchtsvoll vor ihm neigte: Heil deinem feſtgegründeten Throne! frohe Botſchaft deinem verwundeten Herzen! baldige Rückkehr der Weisheit! Ewiges Erwachen dem Frieden! Ruhe der raſtloſen Liebe! Verklärung des Herzens! Leben dem Alterthum und Geſtalt der Zukunft! Der König berührte ihre offene Stirn mit der Lilie: Was du bitteſt, ſey dir gewährt. — Dreimal werde ich bitten, wenn ich zum viertenmale komme, ſo iſt die Liebe vor der Thür. Jetzt gieb mir die Leier. — Eridanus! bringe ſie her, rief der König. Rauſchend

ſtrömte Eridanus von der Decke, und Fabel zog die Leier aus ſeinen blinkenden Fluten.

Fabel that einige weiſſagende Griffe; der König ließ ihr den Becher reichen, aus dem ſie nippte und mit vielen Dankſagungen hinweg eilte. Sie glitt in reizenden Bogenſchwüngen über das Eismeer, indem ſie fröhliche Muſik aus den Saiten lockte.

Das Eis gab unter ihren Tritten die herrlichſten Töne von ſich. Der Felſen der Trauer hielt ſie für Stimmen ſeiner ſuchenden rückkehrenden Kinder, und antwortete in einem tauſendfachen Echo.

Fabel hatte bald das Geſtade erreicht. Sie begegnete ihrer Mutter, die abgezehrt und bleich ausſah, ſchlank und ernſt geworden war, und in edlen Zügen die Spuren eines hoffnungsloſen Grams und rührender Treue verrieth.

Was iſt aus dir geworden, liebe Mutter? ſagte Fabel, du ſcheinſt mir gänzlich verändert; ohne inneres Anzeichen hätt' ich dich nicht erkannt. Ich hoffte mich an deiner Bruſt einmal wieder zu erquicken; ich habe lange nach dir geſchmachtet. Ginniſtan liebkoſ'te ſie zärtlich, und ſah heiter und freundlich aus. Ich dachte es gleich, ſagte ſie, daß dich der Schreiber nicht würde gefangen haben. Dein Anblick erfriſcht mich. Es geht mir ſchlimm und knapp genug, aber ich tröſte mich bald. Vielleicht habe ich einen Augenblick Ruhe. Eros iſt in der Nähe, und wenn er dich ſieht, und du ihm vorplauderſt, verweilt er vielleicht einige Zeit. Indeß kannſt du dich an meine Bruſt legen; ich will dir geben, was ich habe. Sie nahm die Fabel auf den Schooß,

reichte ihr die Bruſt, und fuhr fort, indem ſie lächelnd auf die Kleine herunter ſah, die es ſich gut ſchmecken ließ: Ich bin ſelbſt Urſach, daß Eros ſo wild und unbeſtändig geworden iſt. Aber mich reut es dennoch nicht, denn jene Stunden, die ich in ſeinen Armen zubrachte, haben mich zur Unſterblichen gemacht. Ich glaubte unter ſeinen feurigen Liebkoſungen zu zerſchmelzen. Wie ein himmliſcher Räuber ſchien er mich grauſam vernichten, und ſtolz über ſein bebendes Opfer triumphiren zu wollen. Wir erwachten ſpät aus dem verbotenen Rauſche, in einem ſonderbar vertauſchten Zuſtande. Lange ſilberweiße Flügel bedeckten ſeine weißen Schultern, und die reizende Fülle und Biegung ſeiner Geſtalt. Die Kraft, die ihn ſo plötzlich aus einem Knaben zum Jünglinge quellend getrieben, ſchien ſich ganz in die glänzenden Schwingen gezogen zu haben, und er war wieder zum Knaben geworden. Die ſtille Glut ſeines Geſichts war in das tändelnde Feuer eines Irrlichts, der heilige Ernſt in verſtellte Schalkheit, die bedeutende Ruhe in kindiſche Unſtätigkeit, der edle Anſtand in drollige Beweglichkeit verwandelt. Ich fühlte mich von einer ernſthaften Leidenſchaft unwiderſtehlich zu dem muthwilligen Knaben gezogen, und empfand ſchmerzlich ſeinen lächelnden Hohn und ſeine Gleichgültigkeit gegen meine rührendſten Bitten. Ich ſah meine Geſtalt verändert. Meine ſorgloſe Heiterkeit war verſchwunden, und hatte einer traurigen Bekümmerniß, einer zärtlichen Schüchternheit Platz gemacht. Ich hätte mich mit Eros vor aller Augen verbergen mögen. Ich hatte nicht das Herz in ſeine

beleidigenden Augen zu ſehen, und fühlte mich entſetz-
lich beſchämt und erniedrigt. Ich hatte keinen andern
Gedanken, als ihn, und hätte mein Leben hingegeben,
um ihn von ſeinen Unarten zu befreien. Ich mußte
ihn anbeten, ſo tief er auch alle meine Empfindungen
kränkte.

Seit der Zeit, wo er ſich aufmachte, und mir ent-
floh, ſo rührend ich auch mit den heißeſten Thränen
ihn beſchwor, bei mir zu bleiben, bin ich ihm überall
gefolgt. Er ſcheint es ordentlich darauf anzulegen,
mich zu necken. Kaum habe ich ihn erreicht, ſo fliegt
er tückiſch weiter. Sein Bogen richtet überall Ver-
wüſtungen an. Ich habe nichts zu thun, als die Un-
glücklichen zu tröſten, und habe doch ſelbſt Troſt nöthig.
Ihre Stimmen, die mich rufen, zeigen mir ſeinen
Weg, und ihre wehmüthigen Klagen, wenn ich ſie wie-
der verlaſſen muß, gehen mir tief zu Herzen. Der
Schreiber verfolgt uns mit entſetzlicher Wuth, und
rächt ſich an den armen Getroffenen. Die Frucht jener
geheimnißvollen Nacht waren eine zahlreiche Menge
wunderlicher Kinder, die ihrem Großvater ähnlich ſehen,
und nach ihm genannt ſind. Geflügelt wie ihr Vater
begleiten ſie ihn beſtändig, und plagen die Armen,
die ſein Pfeil trifft. Doch da kommt der fröhliche Zug.
Ich muß fort: lebe wohl, ſüßes Kind. Seine Nähe
erregt meine Leidenſchaft. Sey glücklich in deinem
Vorhaben. — Eros zog weiter, ohne Ginniſtan, die auf
ihn zueilte, einen zärtlichen Blick zu gönnen. Aber zu
Fabel wandte er ſich freundlich, und ſeine kleinen Be-
gleiter tanzten fröhlich um ſie her. Fabel freute ſich,

ihren Milchbruder wieder zu ſehen, und ſang zu ihrer Leier ein munteres Lied. Eros ſchien ſich beſinnen zu wollen, und ließ den Bogen fallen. Die Kleinen entſchliefen auf dem Raſen. Ginniſtan konnte ihn faſſen, und er litt ihre zärtlichen Liebkoſungen. Endlich fing Eros auch an zu nicken, ſchmiegte ſich an Ginniſtans Schooß, und ſchlummerte ein, indem er ſeine Flügel über ſie ausbreitete. Unendlich froh war die müde Ginniſtan, und verwandte kein Auge von dem holden Schläfer. Während des Geſanges waren von allen Seiten Taranteln zum Vorſchein gekommen, die über die Grashalme ein glänzendes Netz zogen, und lebhaft nach dem Takte ſich an ihren Fäden bewegten. Fabel tröſtete nun ihre Mutter und verſprach ihr baldige Hülfe. Vom Felſen tönte der ſanfte Wiederhall der Muſik, und wiegte den Schläfer ein. Ginniſtan ſprengte aus dem wohlverwahrten Gefäß einige Tropfen in die Luft, und die anmuthigſten Träume fielen auf ſie nieder. Fabel nahm das Gefäß mit, und ſetzte ihre Reiſe fort. Ihre Saiten ruhten nicht, und die Taranteln folgten auf ſchnell geſponnenen Fäden den bezaubernden Tönen.

Sie ſah bald von weitem die hohe Flamme des Scheiterhaufens, die über den grünen Wald emporſtieg. Traurig ſah ſie gen Himmel, und freute ſich wie ſie Sophiens blauen Schleier erblickte, der wallend über der Erde ſchwebte, und auf ewig die ungeheure Gruft bedeckte. Die Sonne ſtand feuerroth vor Zorn am Himmel, die gewaltige Flamme ſog an ihrem geraubten Lichte, und ſo heftig ſie es auch an ſich zu halten ſchien,

ſo ward ſie doch immer bleicher und fleckiger. Die Flamme ward weißer und mächtiger, je fahler die Sonne ward. Sie ſog das Licht immer ſtärker in ſich, und bald war die Glorie um das Geſtirn des Tages verzehrt, und nur als eine matte, glänzende Scheibe ſtand es noch da, indem jede neue Regung des Neides und der Wuth den Ausbruch der entfliehenden Lichtwellen vermehrte. Endlich war nichts von der Sonne mehr übrig, als eine ſchwarze ausgebrannte Schlacke, die herunter ins Meer fiel. Die Flamme war über allen Ausdruck glänzend geworden. Sie hob ſich langſam in die Höhe und zog nach Norden. Fabel trat in den Hof, der verödet ausſah; das Haus war unterdeß verfallen. Dornſträucher wuchſen in den Ritzen der Fenſtergeſimſe, und Ungeziefer aller Art kribbelte auf den zerbrochenen Stiegen. Sie hörte im Zimmer einen entſetzlichen Lärm; der Schreiber und ſeine Geſellen hatten ſich an dem Flammentode der Mutter geweidet, waren aber gewaltig erſchrocken, wie ſie den Untergang der Sonne wahrgenommen hatten.

Sie hatten ſich vergeblich angeſtrengt, die Flamme zu löſchen, und waren bei dieſer Gelegenheit nicht ohne Beſchädigungen geblieben. Der Schmerz und die Angſt preßte ihnen entſetzliche Verwünſchungen und Klagen aus. Sie erſchracken noch mehr, als Fabel ins Zimmer trat, und ſtürmten mit wüthendem Geſchrei auf ſie ein, um an ihr den Grimm auszulaſſen. Fabel ſchlüpfte hinter die Wiege, und ihre Verfolger traten ungeſtüm in das Gewebe der Taranteln, die ſich durch unzählige Biſſe an ihnen rächten. Der ganze Haufen fing nun

toll an zu tanzen, wozu Fabel ein luſtiges Lied ſpielte. Mit vielem Lachen über ihre poſſirlichen Fratzen ging ſie auf die Trümmer des Altars zu, und räumte ſie weg, um die verborgene Treppe zu finden, auf der ſie mit ihrem Tarantelgefolge hinunter ſtieg. Die Sphinx fragte: Was kommt plötzlicher, als der Blitz? Die Rache, ſagte Fabel. — Was iſt am vergänglichſten? — Ungerechter Beſitz. — Wer kennt die Welt? — Wer ſich ſelbſt kennt. — Was iſt das ewige Geheimniß? — Die Liebe. — Bei wem ruht es? — Bei Sophien. Die Sphinx krümmte ſich kläglich, und Fabel trat in die Höhle.

Hier bringe ich euch Taranteln, ſagte ſie zu den Alten, die ihre Lampe wieder angezündet hatten, und ſehr emſig arbeiteten. Sie erſchracken, und die eine lief mit der Scheere auf ſie zu, um ſie zu erſtechen. Unverſehens trat ſie auf eine Tarantel, und dieſe ſtach ihr in den Fuß. Sie ſchrie erbärmlich. Die andern wollten ihr zu Hülfe kommen, und wurden ebenfalls von den erzürnten Taranteln geſtochen. Sie konnten ſich nun nicht an Fabel vergreifen, und ſprangen wild umher. Spinn' uns gleich, riefen ſie grimmig der Kleinen zu, leichte Tanzkleider. Wir können uns in den ſteifen Röcken nicht rühren, und vergehen faſt vor Hitze, aber mit Spinnenſaft mußt du den Faden einweichen, daß er nicht reißt, und wirke Blumen hinein, die im Feuer gewachſen ſind, ſonſt biſt du des Todes. Recht gern, ſagte Fabel, und ging in die Nebenkammer.

Ich will euch drei tüchtige Fliegen verſchaffen, ſagte ſie zu den Kreuzſpinnen, die ihre luftigen Gewebe rund

um an der Decke und den Wänden angeheftet hatten, aber ihr müßt mir gleich drei hübſche, leichte Kleider ſpinnen. Die Blumen, die hineingewirkt werden ſollen, will ich auch gleich bringen. Die Kreuzſpinnen waren bereit, und fingen raſch zu weben an. Fabel ſchlich ſich zur Leiter, und begab ſich zu Arktur. Monarch, ſagte ſie, die Böſen tanzen, die Guten ruhen. Iſt die Flamme angekommen? Sie iſt angekommen, ſagte der König. Die Nacht iſt vorbei und das Eis ſchmilzt. Meine Gattin zeigt ſich von weitem. Meine Feindin iſt verſenkt. Alles fängt zu leben an. Noch darf ich mich nicht ſehen laſſen, denn allein bin ich nicht König. Bitte, was du willſt. — Ich brauche, ſagte Fabel, Blumen, die im Feuer gewachſen ſind. Ich weiß, du haſt einen geſchickten Gärtner, der ſie zu ziehen verſteht. — Zink, rief der König, gieb uns Blumen. Der Blumengärtner trat aus der Reihe, holte einen Topf voll Feuer, und ſäete glänzenden Samenſtaub hinein. Es währte nicht lange, ſo flogen die Blumen empor. Fabel ſammelte ſie in ihre Schürze, und machte ſich auf den Rückweg. Die Spinnen waren fleißig geweſen, und es fehlte nichts mehr, als das Anheften der Blumen, welches ſie ſogleich mit vielem Geſchmack und Behendigkeit begannen. Fabel hütete ſich wohl die Enden abzureißen, die noch an den Weberinnen hingen.

Sie trug die Kleider den ermüdeten Tänzerinnen hin, die triefend von Schweiß umgeſunken waren, und ſich einige Augenblicke von der ungewohnten Anſtrengung erholten. Mit vieler Geſchicklichkeit ent=

kleidete ſie die hagern Schönheiten, die es an Schmähungen der kleinen Dienerin nicht fehlen ließen, und zog ihnen die neuen Kleider an, die ſehr niedlich gemacht waren, und vortrefflich paßten. Sie pries während dieſes Geſchäftes die Reize und den liebenswürdigen Charakter ihrer Gebieterinnen, und die Alten ſchienen ordentlich erfreut über die Schmeicheleien und die Zierlichkeit des Anzuges. Sie hatten ſich unterdeß erholt, und fingen von neuer Tanzluſt beſeelt wieder an, ſich munter umherzudrehen, indem ſie heimtückiſch der Kleinen langes Leben und große Belohnungen verſprachen. Fabel ging in die Kammer zurück, und ſagte zu den Kreuzſpinnen: Ihr könnt nun die Fliegen getroſt verzehren, die ich in eure Weben gebracht habe. Die Spinnen waren ſo ſchon ungeduldig über das Hin- und Herreißen, da die Enden noch in ihnen waren, und die Alten ſo toll umherſprangen; ſie rannten alſo hinaus, und fielen über die Tänzerinnen her; dieſe wollten ſich mit der Scheere vertheidigen, aber Fabel hatte ſie in aller Stille mitgenommen. Sie unterlagen alſo ihren hungrigen Handwerksgenoſſen, die lange keine ſo köſtlichen Biſſen geſchmeckt hatten, und ſie bis auf das Mark ausſaugten. Fabel ſah durch die Felſenkluft hinaus und erblickte den Perſeus mit dem großen eiſernen Schilde. Die Scheere flog von ſelbſt dem Schilde zu, und Fabel bat ihn, Eros Flügel damit zu verſchneiden, und dann mit ſeinem Schilde die Schweſtern zu verewigen, und das große Werk zu vollenden.

Sie verließ nun das unterirdiſche Reich, und ſtieg fröhlich zu Arkturs Pallaſte.

Der Flachs iſt verſponnen. Das Lebloſe iſt wieder entſeelt. Das Lebendige wird regieren und das Lebloſe bilden und gebrauchen. Das Innere wird offenbart, und das Aeußere verborgen. Der Vorhang wird ſich bald heben, und das Schauſpiel ſeinen Anfang nehmen. Noch einmal bitte ich, dann ſpinne ich Tage der Ewigkeit. — Glückliches Kind, ſagte der gerührte Monarch, du biſt unſre Befreierin. Ich bin nichts als Sophiens Pathe, ſagte die Kleine. Erlaube daß Turmalin, der Blumengärtner, und Gold mich begleiten. Die Aſche meiner Pflegemutter muß ich ſammeln, und der alte Träger muß wieder aufſtehn, daß die Erde wieder ſchwebe, und nicht auf dem Chaos liege.

Der König rief allen Dreien, und befahl ihnen, die Kleine zu begleiten. Die Stadt war hell, und auf den Straßen war ein lebhaftes Verkehr. Das Meer brach ſich brauſend an der hohen Klippe, und Fabel fuhr auf des Königs Wagen mit ihren Begleitern hinüber. Turmalin ſammelte ſorgfältig die auffliegende Aſche. Sie gingen rund um die Erde, bis ſie an den alten Rieſen kamen, an deſſen Schultern ſie hinunter klimmten. Er ſchien vom Schlage gelähmt, und konnte kein Glied rühren. Gold legte ihm eine Münze in den Mund, und der Blumengärtner ſchob eine Schüſſel unter ſeine Lenden. Fabel berührte ihm die Augen, und goß das Gefäß auf ſeiner Stirn aus. So wie das Waſſer über das Auge in den Mund, und herunter über ihn in die Schüſſel floß, zuckte ein Blitz des Lebens ihm in allen Muskeln. Er ſchlug die Augen auf, und hob ſich rüſtig empor, Fabel ſprang zu ihren Begleitern

auf die ſteigende Erde, und bot ihm freundlich guten Morgen. Biſt du wieder da, liebliches Kind? ſagte der Alte; habe ich doch immer von dir geträumt. Ich dachte immer, du würdeſt erſcheinen, ehe mir die Erde und die Augen zu ſchwer würden. Ich habe wohl lange geſchlafen. Die Erde iſt wieder leicht, wie ſie es immer den Guten war, ſagte Fabel. Die alten Zeiten kehren zurück. In kurzem biſt du wieder unter alten Bekannten. Ich will dir fröhliche Tage ſpinnen, und an einem Gehülfen ſoll es auch nicht fehlen, damit du zuweilen an unſern Freuden Theil nehmen, und im Arm einer Freundin Jugend und Stärke einathmen kannſt. Wo ſind unſere alten Gaſtfreundinnen, die Hesperiden? — An Sophiens Seite. Bald wird ihr Garten wieder blühen, und die goldne Frucht duften. Sie gehen umher und ſammeln die ſchmachtenden Pflanzen.

Fabel entfernte ſich, und eilte dem Hauſe zu. Es war zu völligen Ruinen geworden. Epheu umzog die Mauern. Hohe Büſche beſchatteten den ehemaligen Hof, und weiches Moos polſterte die alten Stiegen. Sie trat ins Zimmer. Sophie ſtand am Altar, der wieder aufgebaut war. Eros lag zu ihren Füßen in voller Rüſtung, ernſter und edler als jemals. Ein prächtiger Kronleuchter hing von der Decke. Mit bunten Steinen war der Fußboden ausgelegt, und zeigte einen großen Kreis um den Altar her, der aus lauter edlen bedeutungsvollen Figuren beſtand. Ginniſtan bog ſich über ein Ruhebett, worauf der Vater in tiefem Schlummer zu liegen ſchien, und weinte. Ihre blühende

Anmuth war durch einen Zug von Andacht und Liebe unendlich erhöht. Fabel reichte die Urne, worin die Aſche geſammelt war, der heiligen Sophie, die ſie zärtlich umarmte.

Liebliches Kind, ſagte ſie, dein Eifer und deine Treue haben dir einen Platz unter den ewigen Sternen erworben. Du haſt das Unſterbliche in dir gewählt. Der Phönix gehört dir. Du wirſt die Seele unſers Lebens ſeyn. Jetzt wecke den Bräutigam auf. Der Herold ruft, und Eros ſoll Freya ſuchen und aufwecken.

Fabel freute ſich unbeſchreiblich bei dieſen Worten. Sie rief ihren Begleitern Gold und Zink, und nahte ſich dem Ruhebette. Ginniſtan ſah erwartungsvoll ihrem Beginnen zu. Gold ſchmolz die Münze und füllte das Behältniß, worin der Vater lag, mit einer glänzenden Flut, Zink ſchlang um Ginniſtans Buſen eine Kette. Der Körper ſchwamm auf den zitternden Wellen. Bücke dich, liebe Mutter, ſagte Fabel, und lege die Hand auf das Herz des Geliebten.

Ginniſtan bückte ſich. Sie ſah ihr vielfaches Bild. Die Kette berührte die Flut, ihre Hand ſein Herz; er erwachte und zog die entzückte Braut an ſeine Bruſt. Das Metall gerann, und ward ein heller Spiegel. Der Vater erhob ſich, ſeine Augen blitzten, und ſo ſchön und bedeutend auch ſeine Geſtalt war, ſo ſchien doch ſein ganzer Körper eine feine unendlich bewegliche Flüſſigkeit zu ſeyn, die jeden Eindruck in den mannichfaltigſten und reizendſten Bewegungen verrieth.

Das glückliche Paar näherte ſich Sophien, welche Worte der Weihe über ſie ausſprach, und ſie ermahnte,

den Spiegel fleißig zu Rathe zu ziehen, der alles in ſeiner wahren Geſtalt zurückwerfe, jedes Blendwerk vernichte, und ewig das urſprüngliche Bild feſthalte. Sie ergriff nun die Urne und ſchüttete die Aſche in die Schaale auf dem Altar. Ein ſanftes Brauſen verkündigte die Auflöſung, und ein leiſer Wind wehte in den Gewändern und Locken der Umſtehenden.

Sophie reichte die Schaale dem Eros, und dieſer den Andern. Alle koſteten den göttlichen Trank, und vernahmen die freundliche Begrüßung der Mutter in ihrem Innern, mit unſäglicher Freude. Sie war jedem gegenwärtig, und ihre geheimnißvolle Anweſenheit ſchien alle zu verklären.

Die Erwartung war erfüllt und übertroffen. Alle merkten was ihnen gefehlt habe, und das Zimmer war ein Aufenthalt der Seligen geworden. Sophie ſagte: das große Geheimniß iſt allen offenbart, und bleibt ewig unergründlich. Aus Schmerzen wird die neue Welt geboren, und in Thränen wird die Aſche zum Trank des ewigen Lebens aufgelöſ't. In jedem wohnt die himmliſche Mutter, um jedes Kind ewig zu gebären. Fühlt ihr die ſüße Geburt im Klopfen eurer Bruſt?

Sie goß in den Altar den Reſt aus der Schaale hinunter. Die Erde bebte in ihren Tiefen. Sophie ſagte: Eros, eile mit deiner Schweſter zu deiner Geliebten. Bald ſeht ihr mich wieder.

Fabel und Eros gingen mit ihrer Begleitung ſchnell hinweg. Es war ein mächtiger Frühling über die Erde verbreitet. Alles hob und regte ſich. Die Erde ſchwebte näher unter dem Schleier. Der Mond und

die Wolken zogen mit fröhlichem Getümmel nach Norden. Die Königsburg ſtrahlte mit herrlichem Glanze über das Meer, und auf ihren Zinnen ſtand der König in voller Pracht mit ſeinem Gefolge. Ueberall erblickten ſie Staubwirbel, in denen ſich bekannte Geſtalten zu bilden ſchienen. Sie begegneten zahlreichen Schaaren von Jünglingen und Mädchen, die nach der Burg ſtrömten, und ſie mit Jauchzen bewillkommten. Auf manchen Hügeln ſaß ein glückliches eben erwachtes Paar in lang entbehrter Umarmung, hielt die neue Welt für einen Traum, und konnte nicht aufhören, ſich von der ſchönen Wahrheit zu überzeugen.

Die Blumen und Bäume wuchſen und grünten mit Macht. Alles ſchien beſeelt. Alles ſprach und ſang. Fabel grüßte überall alte Bekannte. Die Thiere nahten ſich mit freundlichem Grüßen den erwachten Menſchen. Die Pflanzen bewirtheten ſie mit Früchten und Düften, und ſchmückten ſie auf das Zierlichſte. Kein Stein lag mehr auf einer Menſchenbruſt, und alle Laſten waren in ſich ſelbſt zu einem feſten Fußboden zuſammengeſunken. Sie kamen an das Meer. Ein Fahrzeug von geſchliffenem Stahl lag am Ufer feſtgebunden. Sie traten hinein und löſ'ten das Tau. Die Spitze richtete ſich nach Norden, und das Fahrzeug durchſchnitt wie im Fluge die buhlenden Wellen. Liſpelndes Schilf hielt ſeinen Ungeſtüm auf, und es ſtieß leiſe an das Ufer. Sie eilten die breiten Treppen hinan. Die Liebe wunderte ſich über die königliche Stadt und ihre Reichthümer. Im Hofe ſprang der lebendiggewordene Quell; der Hain bewegte ſich mit

den ſüßeſten Tönen, und ein wunderbares Leben ſchien in ſeinen heißen Stämmen und Blättern, in ſeinen funkelnden Blumen und Früchten zu quellen und zu treiben. Der alte Held empfing ſie an den Thoren des Pallaſtes. Ehrwürdiger Alter, ſagte Fabel, Eros bedarf deines Schwertes. Gold hat ihm eine Kette gegeben, die mit einem Ende in das Meer hinunter reicht, und mit dem andern um ſeine Bruſt geſchlungen iſt. Faſſe ſie mit mir an, und führe uns in den Saal, wo die Prinzeſſin ruht. Eros nahm aus der Hand des Alten das Schwert, ſetzte den Knopf auf ſeine Bruſt, und neigte die Spitze vorwärts. Die Flügelthüren des Saals flogen auf, und Eros nahte ſich entzückt der ſchlummernden Freya. Plötzlich geſchah ein gewaltiger Schlag. Ein heller Funken fuhr von der Prinzeſſin nach dem Schwerte; das Schwert und die Kette leuchteten, der Held hielt die kleine Fabel, die beinah umgeſunken wäre. Eros Helmbuſch wallte empor. Wirf das Schwert weg, rief Fabel, und erwecke deine Geliebte. Eros ließ das Schwert fallen, flog auf die Prinzeſſin zu, und küßte feurig ihre ſüßen Lippen. Sie ſchlug ihre großen dunklen Augen auf, und erkannte den Geliebten. Ein langer Kuß verſiegelte den ewigen Bund.

Von der Kuppel herunter kam der König mit Sophien an der Hand. Die Geſtirne und die Geiſter der Natur folgten in glänzenden Reihen. Ein unausſprechlich heiterer Tag erfüllte den Saal, den Pallaſt, die Stadt, und den Himmel. Eine zahlloſe Menge ergoß ſich in dem weiten königlichen Saal, und ſah

mit ſtiller Andacht die Liebenden vor dem Könige und der Königin knien, die ſie feierlich ſegneten. Der König nahm ſein Diadem vom Haupte, und band es um Eros goldene Locken. Der alte Held zog ihm die Rüſtung ab, und der König warf ſeinen Mantel um ihn her. Dann gab er ihm die Lilie in die linke Hand, und Sophie knüpfte ein köſtliches Armband um die verſchlungenen Hände der Liebenden, indem ſie zugleich ihre Krone auf Freyas braune Haare ſetzte.

Heil unſern alten Beherrſchern, rief das Volk. Sie haben immer unter uns gewohnt, und wir haben ſie nicht erkannt! Heil uns! Sie werden uns ewig beherrſchen! Segnet uns auch! Sophie ſagte zu der neuen Königin: Wirf du das Armband eures Bundes in die Luft, daß das Volk und die Welt euch verbunden bleiben. Das Armband zerfloß in der Luft, und bald ſah man lichte Ringe um jedes Haupt, und ein glänzendes Band zog ſich über die Stadt und das Meer und die Erde, die ein ewiges Feſt des Frühlings feierte. Perſeus trat herein, und trug eine Spindel und ein Körbchen. Er brachte dem neuen Könige das Körbchen. Hier, ſagte er, ſind die Reſte deiner Feinde. Eine ſteinerne Platte mit ſchwarzen und weißen Feldern lag darin, und daneben eine Menge Figuren von Alabaſter und ſchwarzem Marmor. Es iſt ein Schachſpiel, ſagte Sophie; aller Krieg iſt auf dieſe Platte und in dieſe Figuren gebannt. Es iſt ein Denkmal der alten trüben Zeit. Perſeus wandte ſich zu Fabel, und gab ihr die Spindel. In deinen Händen wird dieſe Spindel uns ewig erfreuen, und aus dir ſelbſt wirſt du uns einen

goldenen, unzerreißlichen Faden ſpinnen. Der Phönix flog mit melodiſchem Geräuſch zu ihren Füßen, ſpreizte ſeine Fittiche vor ihr aus, auf die ſie ſich ſetzte, und ſchwebte mit ihr über den Thron, ohne ſich wieder niederzulaſſen. Sie ſang ein himmliſches Lied, und fing zu ſpinnen an, indem der Faden aus ihrer Bruſt ſich hervorzuwinden ſchien. Das Volk gerieth in neues Entzücken, und aller Augen hingen an dem lieblichen Kinde. Ein neues Jauchzen kam von der Thür her. Der alte Mond kam mit ſeinem wunderlichen Hofſtaat herein, und hinter ihm trug das Volk Ginniſtan und ihren Bräutigam, wie im Triumph, einher.

Sie waren mit Blumenkränzen umwunden; die königliche Familie empfing ſie mit der herzlichſten Zärtlichkeit, und das neue Königspaar rief ſie zu ſeinen Statthaltern auf Erden aus.

Gönnet mir, ſagte der Mond, das Reich der Parzen, deſſen ſeltſame Gebäude eben auf dem Hofe des Pallaſtes aus der Erde geſtiegen ſind. Ich will euch mit Schauſpielen darin ergötzen, wozu die kleine Fabel mir behülflich ſeyn wird.

Der König willigte in die Bitte; die kleine Fabel nickte freundlich, und das Volk freute ſich auf den ſeltſamen unterhaltenden Zeitvertreib. Die Hesperiden ließen zur Thronbeſteigung Glück wünſchen, und um Schutz in ihren Gärten bitten. Der König ließ ſie bewillkommen, und ſo folgten ſich unzählige fröhliche Botſchaften. Unterdeſſen hatte ſich unmerklich der Thron verwandelt, und war ein prächtiges Hochzeitbett geworden, über deſſen Himmel der Phönix mit

der kleinen Fabel ſchwebte. Drei Karyatiden aus dunkelm Porphyr trugen es hinten, und vorn ruhte daſſelbe auf einer Sphinx von Baſalt. Der König umarmte ſeine erröthende Geliebte, und das Volk folgte dem Beiſpiel des Königs, und liebkoſ'te ſich unter einander. Man hörte nichts, als zärtliche Namen und ein Kußgeflüſter. Endlich ſagte Sophie: die Mutter iſt unter uns, ihre Gegenwart wird uns ewig beglükken. Folgt uns in unſre Wohnung, in dem Tempel dort werden wir ewig wohnen, und das Geheimniß der Welt bewahren. Die Fabel ſpann emſig, und ſang mit lauter Stimme:

Gegründet iſt das Reich der Ewigkeit;
In Lieb' und Frieden endigt ſich der Streit;
Vorüber ging der lange Traum der Schmerzen;
Sophie iſt ewig Prieſterin der Herzen.

der lieblichen Feld-Gärten. Drei Sternbilder aus [illegible] und [illegible] eine [illegible] auf einer Spitze von Blumen. Der [illegible] eine [illegible] Gestalt, und [illegible] von [illegible] des [illegible] und [illegible] sich [illegible]. Man [illegible], als [illegible] Stimme [illegible] Endlich [illegible] Gestalt der [illegible] Jetzt [illegible] unter [illegible] in dem [illegible] und das Gedächtniß [illegible]. Die [illegible] und [illegible]

[illegible] des Reichs der Ewigkeit;
[illegible] und [illegible] der [illegible]
[illegible] der [illegible] Traum der [illegible];
Poesie ist ewig Geschöpf der Ewigen.

Heinrich von Ofterdingen.

Zweiter Theil.

Die Erfüllung.

Das Kloſter, oder der Vorhof.

Aſtralis.

An einem Sommermorgen ward ich jung;
Da fühlt' ich meines eignen Lebens Puls
Zum erſtenmal, — und wie die Liebe ſich
In tiefere Entzückungen verlor,
Erwacht' ich immer mehr, und das Verlangen
Nach innigerer, gänzlicher Vermiſchung
Ward dringender mit jedem Augenblick.
Wolluſt iſt meines Daſeyns Zeugungskraft.
Ich bin der Mittelpunkt, der heil'ge Quell,
Aus welchem jede Sehnſucht ſtürmiſch fließt,
Wohin ſich jede Sehnſucht mannichfach
Gebrochen, wieder ſtill zuſammen zieht.
Ihr kennt mich nicht und ſaht mich werden. —
Wart ihr nicht Zeugen wie ich noch
Nachtwandler mich zum erſtenmale traf
An jenem frohen Abend? Flog euch nicht
Ein ſüßer Schauer der Entzündung an?
Verſunken lag ich ganz in Honigkelchen;
Ich duftete, die Blume ſchwankte ſtill
In goldner Morgenluft. Ein innres Quellen
War ich, ein ſanftes Ringen, alles floß
Durch mich und über mich und hob mich leiſe.
Da ſank das erſte Stäubchen in die Narbe,
Denkt an den Kuß nach aufgehobnem Tiſch.

Ich quoll in meine eigne Flut zurück —
Es war ein Blitz, — nun konnt' ich ſchon mich regen,
Die zarten Fäden und den Kelch bewegen,
Schnell ſchoſſen, wie ich ſelber mich begann,
Zu ird'ſchen Sinnen, die Gedanken an.
Noch war ich blind, doch ſchwankten lichte Sterne
Durch meines Weſens wunderbare Ferne.
Nichts war noch nah, ich fand mich nur von weiten,
Ein Anklang alter, ſo wie künft'ger Zeiten.
Aus Wehmuth, Lieb' und Ahndungen entſprungen
War der Beſinnung Wachsthum nur ein Flug,
Und wie die Wolluſt Flammen in mir ſchlug,
Ward ich zugleich vom höchſten Weh durchdrungen.
Die Welt lag blühend um den hellen Hügel,
Die Worte des Propheten wurden Flügel,
Nicht einzeln mehr: nur Heinrich und Mathilde
Vereinten beide ſich zu einem Bilde. —
Ich hob mich nun gen Himmel neugeboren,
Vollendet war das irdiſche Geſchick
Im ſeligen Verklärungs-Augenblick.
Es hatte nun die Zeit ihr Recht verloren,
Und forderte, was ſie geliehn, zurück.

Es bricht die neue Welt herein
Und verdunkelt den hellſten Sonnenſchein.
Man ſieht nun aus bemooſ'ten Trümmern
Eine wunderſeltſame Zukunft ſchimmern,
Und was vordem alltäglich war,
Scheint jetzo fremd und wunderbar.
Der Liebe Reich iſt aufgethan,
Die Fabel fängt zu ſpinnen an.
Das Urſpiel jeder Natur beginnt,
Auf kräftige Worte jedes ſinnt,

Und ſo das große Weltgemüth
Ueberall ſich regt und unendlich blüht.
Alles muß in einander greifen,
Eins durch das Andere gedeihn und reifen;
Jedes in allen dar ſich ſtellt,
Indem es ſich mit ihnen vermiſchet
Und gierig in ihre Tiefen fällt,
Sein eigenthümliches Weſen erfriſchet,
Und tauſend neue Gedanken erhält.
Die Welt wird Traum, der Traum wird Welt,
Und was man glaubt es ſey geſchehn,
Kann man von weitem erſt kommen ſehn,
Frei ſoll die Fantaſie erſt ſchalten,
Nach ihrem Gefallen die Fäden verweben,
Hier manches verſchleiern, dort manches entfalten,
Und endlich in magiſchem Dunſt verſchweben.
Wehmuth und Wolluſt, Tod und Leben
Sind hier in innigſter Sympathie, —
Wer ſich der höchſten Lieb' ergeben,
Geneſ't von ihren Wunden nie.
Schmerzhaft muß jenes Band zerreißen,
Was ſich ums innre Auge zieht,
Einmal das treuſte Herz verwaiſen,
Eh es der trüben Welt entflieht.
Der Leib wird aufgelöſ't in Thränen,
Zum weiten Grabe wird die Welt,
In das, verzehrt von bangem Sehnen,
Das Herz, als Aſche niederfällt.

Auf dem ſchmalen Fußſteige, der ins Gebirg hinauflief, ging ein Pilgrim in tiefen Gedanken. Mittag war vorbei; ein ſtarker Wind ſauſ'te durch die blaue Luft. Seine dumpfen, mannichfaltigen Stimmen verloren ſich, wie ſie kamen. War er vielleicht durch die Gegenden der Kindheit geflogen, oder durch andere redende Länder? Es waren Stimmen, deren Echo noch im Innerſten klang, und dennoch ſchien ſie der Pilgrim nicht zu kennen. Er hatte nun das Gebirg erreicht, wo er das Ziel ſeiner Reiſe zu finden hoffte. — Hoffte? — Er hoffte gar nichts mehr. Die entſetzliche Angſt und dann die trockne Kälte der gleichgültigſten Verzweiflung trieben ihn, die wilden Schreckniſſe des Gebirgs aufzuſuchen; der mühſeligſte Gang beruhigte das Zerſtörende der innern Gewalten. Er war matt, aber ſtill. Noch ſah er nichts, was um ihn her ſich allmählig gehäuft hatte, als er ſich auf einen Stein ſetzte, und den Blick rückwärts wandte. Es dünkte ihm, als träumte er jetzt, oder habe er geträumt. Eine unüberſehliche Herrlichkeit ſchien ſich vor ihm aufzuthun. Bald floſſen ſeine Thränen, indem ſein Innres plötzlich brach; er wollte ſich in der Ferne verweinen, daß auch keine Spur ſeines Daſeyns übrig bliebe. Unter dem heftigen Schluchzen ſchien er zu ſich ſelbſt zu kommen; die weiche heitere Luft durchdrang ihn, ſeinen Sinnen ward die Welt wieder gegenwärtig, und alte Gedanken fingen tröſtlich zu reden an.

Dort lag Augsburg mit ſeinen Thürmen, fern am Geſichtskreis blinkte der Spiegel des furchtbaren, geheimnißvollen Stroms; der ungeheure Wald bog ſich mit tröſtlichem Ernſt zu dem Wanderer, das gezackte Gebirg ruhte ſo bedeutend über der Ebene, und beide ſchienen zu ſagen: Eile nur, Strom, du entfliehſt uns nicht; ich will dir folgen mit geflügelten Schiffen; ich will dich brechen und halten und dich verſchlucken in meinem Schooß! Vertraue dich uns, Pilgrim, er iſt auch unſer Feind, den wir ſelbſt erzeugten; laß ihn eilen mit ſeinem Raube, er entflieht uns nicht.

Der arme Pilgrim gedachte der alten Zeiten und ihrer unſäglichen Entzückungen, aber wie matt gingen dieſe köſtlichen Erinnerungen vorüber. Der breite Hut verdeckte ein jugendliches Geſicht, es war bleich, wie eine Nachtblume; in Thränen hatte ſich der Balſamſaft des jungen Lebens, in tiefe Seufzer ſein ſchwellender Hauch verwandelt; in ein fahles Aſchgrau waren alle ſeine Farben verſchoſſen.

Seitwärts am Gehäge ſchien ihm ein Mönch unter einem alten Eichbaum zu knieen. Sollte das der alte Hofkaplan ſeyn? ſo dachte er bei ſich, ohne große Verwunderung. Der Mönch kam ihm größer und ungeſtalter vor, je näher er zu ihm trat; er merkte nun ſeinen Irrthum, denn es war ein einzelner Felſen, über den ſich der Baum herbog. Stillgerührt faßte er den Stein in ſeine Arme, und drückte ihn lautweinend an ſeine Bruſt. Ach daß doch jetzt deine Reden ſich bewährten, und die heilige Mutter ein Zeichen an mir thäte! Bin ich doch ſo ganz elend und verlaſſen.

Wohnt in meiner Wüſte kein Heiliger, der mir ſein Gebet liehe? Bete du, theurer Vater, jetzt in dieſem Augenblick für mich.

Wie er ſo bei ſich dachte, fing der Baum an zu zittern; dumpf dröhnte der Felſen, und wie aus tiefer unterirdiſcher Ferne erhoben ſich einige klare Stimmchen und ſangen:

Ihr Herz war voller Freuden,
Von Freuden ſie nur wußt';
Sie wußt' von keinen Leiden,
Drückt's Kindelein an ihr Bruſt.
Sie küßt' ihm ſeine Wangen,
Sie küßt' es mannichfalt,
Mit Lieb' ward ſie umfangen
Durch Kindeleins ſchöne Geſtalt.

Die Stimmchen ſchienen mit unendlicher Luſt zu ſingen. Sie wiederholten den Vers einigemal. Es ward alles wieder ruhig, und nun hörte der erſtaunte Pilger, daß jemand aus dem Baume ſagte:

Wenn Du ein Lied zu meinen Ehren auf deiner Laute ſpielen wirſt, ſo wird ein armes Mädchen herfür kommen; nimm ſie mit und laß ſie nicht von dir; gedenke meiner, wenn du zum Kaiſer kommſt; ich habe mir dieſe Stätte auserſehen, um mit meinem Kindlein hier zu wohnen; laß mir ein ſtarkes, warmes Haus hier bauen. Mein Kindlein hat den Tod überwunden; härme dich nicht, ich bin bei dir: du wirſt noch eine Weile auf Erden bleiben; aber das Mädchen wird dich tröſten, bis du auch ſtirbſt, und zu unſern Freuden eingehſt.

Es iſt Mathildens Stimme! rief der Pilger und fiel auf ſeine Kniee, um zu beten. Da drang durch die Aeſte ein langer Stral zu ſeinen Augen, und er ſah durch den Stral in eine ferne kleine wunderſame Herrlichkeit hinein, welche nicht zu beſchreiben, noch kunſtreich mit Farben nachzubilden möglich geweſen wäre. Es waren überaus feine Figuren, und die innigſte Luſt und Freude, ja eine himmliſche Glückſeligkeit war darin überall zu ſchauen; ſogar daß die lebloſen Gefäße, das Säulwerk, die Teppiche, Zierrathen und alles, was zu ſehen war, nicht gemacht, ſondern wie ein vollſaftiges Kraut alſo gewachſen und zuſammen gekommen zu ſeyn ſchien. Es waren die ſchönſten menſchlichen Geſtalten, die dazwiſchen umher gingen, und ſich über die Maaßen freundlich und holdſelig gegen einander erzeigten. Ganz vorn ſtand die Geliebte des Pilgers, und es hatte das Anſehn, als wolle ſie mit ihm ſprechen, doch war nichts zu hören; und der Pilger betrachtete nur mit tiefer Sehnſucht ihre anmuthigen Züge, und wie ſie ſo freundlich und lächelnd ihm zuwinkte, und die Hand auf ihre linke Bruſt legte. Der Anblick war unendlich tröſtend und erquickend, und der Pilger lag noch lang in heiliger Entzückung, als die Erſcheinung wieder hinweggenommen war. Der heilige Stral hat alle Schmerzen und Bekümmerniß aus ſeinem Herzen geſogen, ſo daß ſein Gemüth wieder rein und leicht, und ſein Geiſt wieder frei und fröhlich war, wie vordem. Nichts war übrig geblieben, als ein ſtilles inniges Sehnen, und ein wehmüthiger Klang im Aller-Innerſten; aber die wilden Qualen der Ein-

ſamkeit, die herbe Pein eines unſäglichen Verluſtes, die trübe entſetzliche Leere, die irdiſche Ohnmacht war gewichen und der Pilgrim ſah ſich wieder in einer vollen bedeutſamen Welt. Stimme und Sprache waren wieder lebendig bei ihm geworden, und es dünkte ihm nunmehr alles viel bekannter und weiſſagender als ehemals, ſo daß ihm der Tod wie eine höhere Offenbarung des Lebens erſchien, und er ſein eigenes, ſchnell vorübergehendes Daſeyn mit kindlicher heiterer Rührung betrachtete. Zukunft und Vergangenheit hatten ſich in ihm berührt und einen innigen Verein geſchloſſen; er ſtand weit außer der Gegenwart, und die Welt ward ihm erſt theuer, als er ſie verloren hatte, und ſich nur als Fremdling in ihr fand, der ihre weiten bunten Säle noch eine kurze Weile durchwandern ſollte. Es war Abend geworden, und die Erde lag vor ihm wie ein altes liebes Wohnhaus, das er nach langer Entfernung wiederfände. Tauſend Erinnerungen wurden ihm gegenwärtig; jeder Stein, jeder Baum, jede Anhöhe wollte wieder gekannt ſeyn, jedes war das Merkmal einer alten Geſchichte.

Der Pilger ergriff ſeine Laute und ſang:

Liebeszähren, Liebesflammen,
Fließt zuſammen:
Heiligt dieſe Wunderſtäten,
Wo der Himmel mir erſchienen;
Schwärmt um dieſen Baum wie Bienen,
In unzähligen Gebeten.

Er hat froh ſie aufgenommen,
Als ſie kommen,

Sie geſchützt vor Ungewittern;
Sie wird einſt in ihrem Garten
Ihn begießen und ihn warten,
Wunder thun mit ſeinen Splittern.

Auch der Felſen iſt geſunken,
Freudentrunken,
Zu der ſel'gen Mutter Füßen.
Iſt die Andacht auch in Steinen,
Sollte da der Menſch nicht weinen,
Und ſein Blut für ſie vergießen?

Die Bedrängten müſſen ziehen
Und hier knieen;
Alle werden hier geneſen.
Keiner wird fortan noch klagen,
Alle werden fröhlich ſagen:
Einſt ſind wir betrübt geweſen.

Ernſte Mauern werden ſtehen
Auf den Höhen,
In den Thälern wird man rufen,
Wenn die ſchwerſten Zeiten kommen:
Keinem ſey das Herz beklommen,
Nur hinan zu jenen Stufen!

Gottes Mutter und Geliebte,
Der Betrübte
Wandelt nun verklärt von hinnen.
Ew'ge Güte, ew'ge Milde,
O! ich weiß, du biſt Mathilde,
Und das Ziel von meinem Sinnen.

Ohne mein verwegnes Fragen
Wirſt mir ſagen,
Wenn ich zu dir ſoll gelangen.

Gern will ich in tauſend Weiſen
Noch der Erde Wunder preiſen,
Bis du kommſt, mich zu umfangen.

Alte Wunder, künft'ge Zeiten,
Seltſamkeiten,
Weichet nie aus meinem Herzen.
Unvergeßlich ſey die Stelle,
Wo des Lichtes heil'ge Quelle
Weggeſpült den Traum der Schmerzen.

Unter ſeinem Geſang war er nichts gewahr worden; wie er aber aufſah, ſtand ein junges Mädchen nahe bei ihm am Felſen, die ihn freundlich wie einen alten Bekannten grüßte, und ihn einlud mit zu ihrer Wohnung zu gehn, wo ſie ihm ſchon ein Abendeſſen zubereitet habe. Ihr ganzes Weſen und Thun war ihm befreundet. Sie bat ihn noch einige Augenblicke zu verziehn, trat unter den Baum, ſah mit einem unausſprechlichen Lächeln hinauf, und ſchüttete aus ihrer Schürze viele Roſen auf das Gras. Sie kniete ſtill daneben, ſtand aber bald wieder auf, und führte den Pilger fort.

Wer hat dir von mir geſagt? fragte der Pilger.

Unſere Mutter.

Wer iſt deine Mutter?

Die Mutter Gottes.

Seit wann biſt du hier?

Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.

Warſt du ſchon einmal geſtorben?

Wie könnt' ich denn leben?

Lebſt du hier ganz allein?

Ein alter Mann iſt zu Hauſe, doch kenn' ich noch viele, die gelebt haben.

Haſt du Luſt bei mir zu bleiben?

Ich habe dich ja lieb.

Woher kennſt du mich?

O! von alten Zeiten; auch erzählte mir meine ehemalige Mutter zeither immer von dir.

Haſt du noch eine Mutter?

Ja, aber es iſt eigentlich dieſelbe.

Wie heißt ſie?

Maria.

Wer war dein Vater?

Der Graf von Hohenzollern.

Den kenn' ich auch.

Wohl mußt du ihn kennen, denn er iſt auch dein Vater.

Mein Vater iſt in Eiſenach.

Du haſt mehr Eltern.

Wo gehen wir denn hin?

Immer nach Hauſe.

Sie waren jetzt auf einen geräumigen Platz im Holze gekommen, auf welchem einige verfallene Thürme hinter tiefen Gräben ſtanden. Junges Gebüſch ſchlang ſich um die alten Mauern, wie ein jugendlicher Kranz um das Silberhaupt eines Greiſes. Man ſah in die Unermeßlichkeit der Zeiten, und erblickte die weiteſten Geſchichten in kleine glänzende Minuten zuſammen gezogen, wenn man die grauen Steine, die blitzähnlichen Riſſe, und die hohen, ſchaurigen Geſtalten betrachtete. So zeigt uns der Himmel unendliche Räume

in dunkles Blau gekleidet, und wie milchfarbene Schimmer, ſo unſchuldig wie die Wangen eines Kindes, die fernſten Heere ſeiner ſchweren ungeheuren Welten. Sie gingen durch einen alten Thorweg, und der Pilger war nicht wenig erſtaunt, als er ſich nun von lauter ſeltenen Gewächſen umringt, und die Reize des anmuthigſten Gartens unter dieſen Trümmern verſteckt ſah. Ein kleines ſteinernes Häuschen von neuer Bauart mit großen Fenſtern lag dahinter. Dort ſtand ein alter Mann hinter den breitblättrigen Stauden, und band die ſchwanken Zweige an Stäbchen. Den Pilgrim führte ſeine Begleiterin zu ihm, und ſagte: Hier iſt Heinrich, nach dem du mich oft gefragt haſt.

Wie ſich der Alte zu ihm wandte, glaubte Heinrich den Bergmann vor ſich zu ſehen. Du ſiehſt den Arzt Silveſter, ſagte das Mädchen.

Silveſter freute ſich ihn zu ſehen und ſprach: Es iſt eine geraume Zeit her, daß ich deinen Vater eben ſo jung bei mir ſah. Ich ließ es mir damals angelegen ſeyn, ihn mit den Schätzen der Vorzeit, mit der koſtbaren Hinterlaſſenſchaft einer zu früh abgeſchiedenen Welt bekannt zu machen. Ich bemerkte in ihm die Anzeichen eines großen Bildkünſtlers, ſein Auge regte ſich voll Luſt, ein wahres Auge, ein ſchaffendes Werkzeug zu werden; ſein Geſicht zeugte von innerer Feſtigkeit und ausdaurendem Fleiß, aber die gegenwärtige Welt hatte zu tiefe Wurzeln ſchon bei ihm geſchlagen, er wollte nicht Achtung geben auf den Ruf ſeiner eigenſten Natur; die trübe Strenge ſeines vaterländiſchen Himmels hatte die zarten Spitzen der edelſten Pflanze

in ihm verdorben; er ward ein geſchickter Handwerker, und die Begeiſterung iſt ihm zur Thorheit geworden.

Wohl, verſetzte Heinrich, habe ich in ihm oft mit Schmerzen eine ſtille Wehmuth bemerkt. Er arbeitete unaufhörlich aus Gewohnheit, und nicht aus innerer Luſt; es ſcheint ihm etwas zu fehlen, was die friedliche Stille ſeines Lebens, die Bequemlichkeiten ſeines Auskommens, die Freude ſich geehrt und geliebt von ſeinen Mitbürgern zu ſehen, und in allen Stadtangelegenheiten zu Rathe gezogen zu werden, ihm nicht erſetzen kann. Seine Bekannten halten ihn für ſehr glücklich, aber ſie wiſſen nicht, wie lebensſatt er iſt, wie leer ihm oft die Welt vorkommt, wie ſehnlich er ſich hinweg wünſcht, und wie er nicht aus Erwerbluſt, ſondern um dieſe Stimmung zu verſcheuchen, ſo fleißig arbeitet.

Was mich am meiſten wundert, verſetzte Silveſter, iſt, daß er eure Erziehung ganz in den Händen eurer Mutter gelaſſen hat, und ſorgfältig ſich gehütet, in eure Entwickelung ſich zu miſchen, oder euch zu irgend einem beſtimmten Stande anzuhalten. Ihr habt von Glück zu ſagen, daß ihr habt aufwachſen dürfen, ohne von euren Eltern die mindeſte Beſchränkung zu leiden, denn die meiſten Menſchen ſind nur Ueberbleibſel eines vollen Gaſtmals, das Menſchen von verſchiedenem Appetit und Geſchmack geplündert haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, erwiederte Heinrich, was Erziehung heißt, wenn es nicht das Leben und die Sinnesweiſe meiner Eltern iſt, oder der Unterricht meines Lehrers, des Hofkaplans. Mein Vater ſcheint mir, bei aller ſeiner kühlen und durchaus feſten Denkungs-

art, die ihn alle Verhältniſſe wie ein Stück Metall und eine künſtliche Arbeit anſehen läßt, doch unwillkürlich, und ohne es ſelbſt zu wiſſen, eine ſtille Ehrfurcht und Gottesfurcht vor allen unbegreiflichen und höheren Erſcheinungen zu haben, und daher das Aufblühen eines Kindes mit demüthiger Selbſtverläugnung zu betrachten. Ein Geiſt iſt hier geſchäftig, der friſch aus der unendlichen Quelle kommt, und dieſes Gefühl der Ueberlegenheit eines Kindes in den allerhöchſten Dingen, der unwiderſtehliche Gedanke einer nähern Führung dieſes unſchuldigen Weſens, das jetzt im Begriff ſteht, eine ſo bedenkliche Laufbahn anzutreten; das Gepräge einer wunderbaren Welt, was noch keine irdiſche Flut unkenntlich gemacht hat, und endlich die Sympathie der Selbſt-Erinnerung jener fabelhaften Zeiten, wo die Welt uns heller, freundlicher und ſeltſamer dünkte, und der Geiſt der Weiſſagung faſt ſichtbar uns begleitete, alles dies hat meinen Vater gewiß zu der andächtigſten und beſcheidenſten Behandlung vermocht.

Laß uns hieher auf die Raſenbank unter die Blumen ſetzen, unterbrach ihn der Alte; Cyane wird uns rufen, wenn unſer Abendeſſen bereit iſt, und wenn ich euch bitten darf, ſo fahrt fort, mir von eurem früheren Leben etwas zu erzählen. Wir Alten hören am liebſten von den Kinderjahren reden, und es dünkt mich, als ließt ihr mich den Duft einer Blume einziehen, den ich ſeit meiner Kindheit nicht wieder eingeathmet hätte. Nur ſagt mir noch vorher, wie euch meine Einſiedelei und mein Garten gefällt, denn dieſe Blumen ſind

meine Freundinnen, mein Herz iſt in dieſem Garten. Ihr ſeht nichts, was mich nicht liebt, und von mir nicht zärtlich geliebt wird; ich bin hier mitten unter meinen Kindern, und komme mir vor wie ein alter Baum, aus deſſen Wurzeln dieſe muntre Jugend ausgeſchlagen ſey.

Glücklicher Vater, ſagte Heinrich, euer Garten iſt die Welt. Ruinen ſind die Mütter dieſer blühenden Kinder; die bunte lebendige Schöpfung zieht ihre Nahrung aus den Trümmern vergangener Zeiten. Aber mußte die Mutter ſterben, damit die Kinder gedeihen können, und bleibt der Vater zu ewigen Thränen allein an ihrem Grabe ſitzen?

Silveſter reichte dem ſchluchzenden Jünglinge die Hand, und ſtand auf, um ihm ein eben aufgeblühtes Vergißmeinnicht zu holen, das er an einen Cypreſſenzweig band, und ihm brachte. Wunderlich rührte der Abendwind die Wipfel der Kiefern, die jenſeits der Ruinen ſtanden, ihr dumpfes Brauſen tönte herüber. Heinrich verbarg ſein Geſicht in Thränen an dem Halſe des guten Silveſter, und wie er ſich wieder erhob, trat eben der Abendſtern in voller Glorie über den Wald herüber.

Nach einiger Stille fing Silveſter an: Ich möchte euch wohl in Eiſenach unter euren Geſpielen geſehen haben; eure Eltern, die vortreffliche Landgräfin, die biedern Nachbarn eures Vaters und der alte Hofkaplan machen eine ſchöne Geſellſchaft aus. Ihre Geſpräche müſſen frühzeitig auf euch gewirkt haben, beſonders da ihr das einzige Kind waret. Auch ſtell' ich mir die Gegend äußerſt anmuthig und bedeutſam vor.

Ich lerne, verſetzte Heinrich, meine Gegend erſt recht kennen, ſeit ich weg bin, und viele andere Gegenden geſehen habe. Jede Pflanze, jeder Baum, jeder Hügel und Berg hat ſeinen beſondern Geſichtskreis, ſeine eigenthümliche Gegend; ſie gehört zu ihm, und ſein Bau, ſeine ganze Beſchaffenheit wird durch ſie erklärt. Nur das Thier und der Menſch können zu allen Gegenden kommen; alle Gegenden ſind die ihrigen. So machen alle zuſammen eine große Weltgegend, einen unendlichen Geſichtskreis aus, deſſen Einfluß über die Menſchen und das Thier eben ſo ſichtbar iſt, wie der Einfluß der engeren Umgebung auf die Pflanze. Daher Menſchen, die viel gereiſ't ſind, Zugvögel und Raubthiere, unter den Uebrigen ſich durch beſondern Verſtand und andere wunderbare Gaben auszeichnen. Doch giebt es auch gewiß mehr oder weniger Fähigkeit unter ihnen, von dieſen Weltkreiſen und ihrem mannichfaltigen Inhalt und ihrer Ordnung gerührt und gebildet zu werden. Auch fehlt wohl manchem Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit und Gelaſſenheit, um den Wechſel der Gegenſtände und ihre Zuſammenſtellung erſt gehörig zu betrachten, und dann darüber nachzudenken, und die nöthigen Vergleichungen vorzunehmen. Oft fühl' ich jetzt, wie mein Vaterland meine früheſten Gedanken mit unvergänglichen Farben angehaucht hat, und ſein Bild eine ſeltſame Andeutung meines Gemüthes geworden iſt, die ich immer mehr errathe, je tiefer ich einſehe, daß Schickſal und Gemüth Namen Eines Begriffes ſind.

Auf mich, ſagte Silveſter, hat freilich die lebendige

Natur, die regſame Ueberkleidung der Gegend, immer am meiſten gewirkt. Ich bin nicht müde geworden, beſonders die verſchiedene Pflanzennatur auf das ſorgfältigſte zu betrachten. Die Gewächſe ſind ſo die unmittelbarſte Sprache des Bodens; jedes neue Blatt, jede ſonderbare Blume iſt irgend ein Geheimniß, das ſich hervordrängt, und das, weil es ſich vor Liebe und Luſt nicht bewegen, und nicht zu Worten kommen kann, eine ſtumme, ruhige Pflanze wird. Findet man in der Einſamkeit eine ſolche Blume, iſt es da nicht, als wäre alles umher verklärt, und hielten ſich die kleinen befiederten Töne am liebſten in ihrer Nähe auf? Man möchte vor Freuden weinen, und abgeſondert von der Welt nur ſeine Hände und Füße in die Erde ſtecken, um Wurzeln zu treiben, und nie dieſe glückliche Nachbarſchaft zu verlaſſen. Ueber die ganze trockne Welt iſt dieſer grüne, geheimnißvolle Teppich der Liebe gezogen. Mit jedem Frühjahr wird er erneuert, und ſeine ſeltſame Schrift iſt nur dem Geliebten lesbar, wie der Blumenſtrauß des Orients; ewig wird er leſen, und ſich nicht ſatt leſen, und täglich neue Bedeutungen, neue entzückende Offenbarungen der liebenden Natur gewahr werden. Dieſer unendliche Genuß iſt der geheime Reiz, den die Begehung der Erdfläche für mich hat, indem eine jede Gegend andre Räthſel löſet, und mich immer mehr errathen läßt, woher der Weg komme, und wohin er gehe.

Ja, ſagte Heinrich, wir haben von Kinderjahren angefangen zu reden, und von der Erziehung, weil wir in euren Gärten waren, und die eigentliche Offen=

barung der Kindheit, die unſchuldige Blumenwelt, unmerklich in unſer Gedächtniß, und auf unſre Lippen die Erinnerung der alten Bekanntſchaft brachte. Mein Vater iſt auch ein großer Freund des Gartenlebens, und die glücklichſten Stunden ſeines Lebens bringt er unter den Blumen zu. Dies hat auch gewiß ſeinen Sinn für die Kinder ſo offen erhalten, da Blumen die Ebenbilder der Kinder ſind. Den vollen Reichthum des unendlichen Lebens, die gewaltigen Mächte der ſpätern Zeit, die Herrlichkeit des Weltendes, und die goldene Zukunft aller Dinge ſehen wir hier noch innig in einander verſchlungen, aber doch auf das deutlichſte und klarſte in zarter Verjüngung. Schon treibt die allmächtige Liebe, aber ſie zündet noch nicht: es iſt keine verzehrende Flamme, es iſt ein zerrinnender Duft, und ſo innig die Vereinigung der zärtlichen Seelen auch iſt, ſo iſt ſie doch von keiner heftigen Bewegung und keiner freſſenden Wuth begleitet, wie bei den Thieren. So iſt die Kindheit in der Tiefe zunächſt an der Erde, da hingegen die Wolken vielleicht die Erſcheinungen der zweiten, höheren Kindheit, des wiedergefundenen Paradieſes ſind, und daher ſo wohlthätig auf die erſtere herunter thauen.

Es iſt gewiß etwas ſehr Geheimnißvolles in den Wolken, ſagte Silveſter, und eine gewiſſe Bewölkung hat oft einen ganz wunderbaren Einfluß auf uns. Sie ziehen, und wollen uns mit ihrem kühlen Schatten auf und davon nehmen, und wenn ihre Bildung lieblich und bunt, wie ein ausgehauchter Wunſch unſers Innern iſt, ſo iſt auch ihre Klarheit, das herrliche Licht,

was dann auf Erden herrſcht, wie die Vorbedeutung einer unbekannten, unſäglichen Herrlichkeit. Aber es giebt auch düſtre, und ernſte, und entſetzliche Umwölkungen, in denen alle Schrecken der alten Nacht zu drohen ſcheinen: nie ſcheint ſich der Himmel wieder aufheitern zu wollen, das heitere Blau iſt vertilgt, und ein fahles Kupferroth auf ſchwarzgrauem Grunde weckt Grauen und Angſt in jeder Bruſt. Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhniſchem Gelächter die ſchmetternden Donnerſchläge hinter drein fallen, ſo werden wir bis ins Innerſte beängſtigt, und wenn in uns dann nicht das erhabene Gefühl unſerer ſittlichen Obermacht entſteht, ſo glauben wir den Schreckniſſen der Hölle, der Gewalt böſer Geiſter überliefert zu ſeyn. Es ſind Nachhalle der alten unmenſchlichen Natur, aber auch weckende Stimmen der höheren Natur des himmliſchen Gewiſſens in uns. Das Sterbliche dröhnt in ſeinen Grundfeſten, aber das Unſterbliche fängt heller zu leuchten an, und erkennt ſich ſelbſt.

Wann wird es doch, ſagte Heinrich, gar keiner Schrecken, keiner Schmerzen, keiner Noth und keines Uebels mehr im Weltall bedürfen?

Wenn es nur Eine Kraft giebt, — die Kraft des Gewiſſens, — wenn die Natur züchtig und ſittlich geworden iſt. Es giebt nur Eine Urſache des Uebels, — die allgemeine Schwäche, und dieſe Schwäche iſt nichts, als geringe ſittliche Empfänglichkeit, und Mangel an Reiz der Freiheit.

Macht mir doch die Natur des Gewiſſens begreiflich.

Wenn ich das könnte, ſo wäre ich Gott, denn indem man das Gewiſſen begreift, entſteht es. Könnt ihr mir das Weſen der Dichtkunſt begreiflich machen?

Etwas Perſönliches läßt ſich nicht beſtimmt abfragen. Wie viel weniger alſo das Geheimniß der höchſten Antheilbarkeit. Läßt ſich Muſik dem Tauben erklären? Alſo wäre der Sinn ein Antheil an der neuen, durch ihn eröffneten Welt ſelbſt? Man verſtände die Sache nur, wenn man ſie hätte?

Das Weltall zerfällt in unendliche, immer von größeren Welten wieder befaßte Welten. Alle Sinne ſind am Ende Ein Sinn. Ein Sinn führt wie Eine Welt allmählig zu allen Welten. Aber alles hat ſeine Zeit und ſeine Weiſe. Nur die Perſon des Weltalls vermag das Verhältniß unſerer Welt einzuſehen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob wir innerhalb der ſinnlichen Schranken unſers Körpers wirklich unſere Welt mit neuen Welten, unſere Sinne mit neuen Sinnen vermehren können, oder ob jeder Zuwachs unſerer Erkenntniß, jede neue erworbene Fähigkeit nur zur Ausbildung unſers gegenwärtigen Weltſinns zu rechnen iſt.

Vielleicht iſt beides Eins, ſagte Heinrich. Ich weiß nur ſo viel, daß für mich die Fabel Geſammtwerkzeug meiner gegenwärtigen Welt iſt. Selbſt das Gewiſſen, dieſe ſinn- und welterzeugende Macht, dieſer Keim aller Perſönlichkeit, erſcheint mir wie der Geiſt des Weltgedichts, wie der Zufall der ewigen, romantiſchen Zuſammenkunft des unendlich veränderlichen Geſammtlebens.

Werther Pilger, verſetzte Silveſter, das Gewiſſen

erſcheint in jeder ernſten Vollendung, in jeder gebildeten Wahrheit. Jede durch Nachdenken zu einem Weltbild umgearbeitete Neigung und Fertigkeit wird zu einer Erſcheinung, zu einer Verwandlung des Gewiſſens. Alle Bildung führt zu dem, was man nicht anders wie Freiheit nennen kann, ohnerachtet damit nicht ein Begriff, ſondern der ſchaffende Grund alles Daſeyns bezeichnet werden ſoll. Dieſe Freiheit iſt Meiſterſchaft. Der Meiſter übt freie Gewalt nach Abſicht und in beſtimmter und überdachter Folge aus. Die Gegenſtände ſeiner Kunſt ſind ſein, und ſtehen in ſeinem Belieben, und er wird von ihnen nicht gefeſſelt oder gehemmt. Und gerade dieſe allumfaſſende Freiheit, Meiſterſchaft oder Herrſchaft iſt das Weſen, der Trieb des Gewiſſens. In ihm offenbart ſich die heilige Eigenthümlichkeit, das unmittelbare Schaffen der Perſönlichkeit, und jede Handlung des Meiſters iſt zugleich Kundwerdung der hohen, einfachen, unverwickelten Welt, — Gottes Wort.

Alſo iſt auch das, was ehemals, wie mir däucht, Tugendlehre genannt wurde, nur die Religion, als Wiſſenſchaft, die ſogenannte Theologie im eigentlichen Sinne? Nur eine Geſetzordnung, die ſich zur Gottesverehrung verhält, wie die Natur zu Gott? Ein Wortbau, eine Gedankenfolge, welche die Oberwelt bezeichnet, vorſtellt und ſie auf einer gewiſſen Stufe der Bildung vertritt? Die Religion für das Vermögen der Einſicht und des Urtheils? Der Richtſpruch, das Geſetz der Auflöſung und Beſtimmung aller möglichen Verhältniſſe eines perſönlichen Weſens?

Allerdings iſt das Gewiſſen, ſagte Silveſter, der

eingeborne Mittler jedes Menſchen. Es vertritt die Stelle Gottes auf Erden, und iſt daher Vielen das Höchſte und Letzte. Aber wie entfernt war die bisherige Wiſſenſchaft, die man Tugend- oder Sittenlehre nannte, von der reinen Geſtalt dieſes erhabenen, weitumfaſſenden, perſönlichen Gedankens. Das Gewiſſen iſt der Menſchen eigenſtes Weſen in voller Verklärung, der himmliſche Urmenſch. Es iſt nicht dies und jenes, es gebietet nicht in allgemeinen Sprüchen, es beſteht nicht aus einzelnen Tugenden. Es giebt nur eine Tugend, den reinen, ernſten Willen, der im Augenblick der Entſcheidung unmittelbar ſich entſchließt und wählt. In lebendiger, eigenthümlicher Untheilbarkeit bewohnt es und beſeelt es das zärtliche Sinnbild des menſchlichen Körpers, und vermag alle geiſtigen Gliedmaßen in die wahrhafteſte Thätigkeit zu verſetzen.

O trefflicher Vater! unterbrach ihn Heinrich, mit welcher Freude erfüllt mich das Licht, das aus euren Worten ausgeht! Alſo iſt der wahre Geiſt der Fabel eine freundliche Verkleidung des Geiſtes der Tugend, und der eigentliche Geiſt der untergeordneten Dichtkunſt, die Regſamkeit des höchſten, eigenthümlichſten Daſeyns. Eine überraſchende Selbſtheit iſt zwiſchen einem wahrhaften Liede und einer edlen Handlung. Das müßige Gewiſſen in einer glatten nicht widerſtehenden Welt wird zum feſſelnden Geſpräche, zur alleserzählenden Fabel. In den Fluren und Hallen dieſer Urwelt lebt der Dichter, und die Tugend iſt der Geiſt ſeiner irdiſchen Bewegungen und Einflüſſe: ſo wie dieſe die unmittelbar wirkende Gottheit unter den

Menſchen und das wunderbare Wiederlicht der höheren Welt iſt, ſo iſt es auch die Fabel. Wie ſicher kann nun der Dichter den Eingebungen ſeiner Begeiſterung, oder, wenn auch er einen höhern, überirdiſchen Sinn hat, höhern Weſen folgen, und ſich ſeinem Berufe mit kindlicher Demuth überlaſſen. Auch in ihm redet die höhere Stimme des Weltalls, und ruft mit bezaubernden Sprüchen in erfreulichere, bekanntere Welten. Wie ſich die Religion zur Tugend verhält, ſo die Begeiſterung zur Fabellehre, und wenn in heiligen Schriften die Geſchichten der Offenbarung aufbehalten ſind, ſo bildet in der Fabellehre das Leben einer höheren Welt ſich in wunderbar entſtandenen Dichtungen auf mannichfache Weiſe ab. Fabel und Geſchichte begleiten ſich in den innigſten Beziehungen auf den verſchlungenſten Pfaden und in den ſeltſamſten Verkleidungen, und die Bibel und die Fabellehre ſind Stern = Bilder Eines Umlaufs.

Ihr redet völlig wahr, ſagte Silveſter, und nun wird es euch wohl begreiflich ſeyn, daß die ganze Natur nur durch den Geiſt der Tugend beſteht, und immer beſtändiger werden ſoll. Er iſt das allzündende, allbelebende Licht, innerhalb der irdiſchen Umfaſſung. Vom Sternhimmel, dieſem erhabenen Dom des Sternreichs, bis zu dem krauſen Teppich einer bunten Wieſe, wird alles durch ihn erhalten, durch ihn mit uns verknüpft und uns verſtändlich gemacht, und durch ihn die unbekannte Bahn der unendlichen Naturgeſchichte bis zur Verklärung fortgeleitet.

Ja, und ihr habt vorher ſo ſchön für mich die

Tugend an die Religion angeſchloſſen. Alles was die Erfahrung und die irdiſche Wirkſamkeit begreift, macht den Bezirk des Gewiſſens aus, welches dieſe Welt mit höheren Welten verbindet. Bei höheren Sinnen entſteht Religion, und was vorher unbegreifliche Nothwendigkeit unſerer innerſten Natur ſchien, ein Allgeſetz ohne beſtimmten Inhalt, wird nun zu einer wunderbaren, einheimiſchen, unendlich mannichfaltigen, und durchaus befriedigenden Welt, zu einer unbegreiflich innigen Gemeinſchaft aller Seligen in Gott, und zur vernehmlichen, vergötternden Gegenwart des allerperſönlichſten Weſens, oder ſeines Willens, ſeiner Liebe in unſerm tiefſten Selbſt.

Die Unſchuld eures Herzens macht euch zum Propheten, erwiederte Silveſter: euch wird alles verſtändlich werden, und die Welt und ihre Geſchichte verwandelt ſich euch in die heilige Schrift, ſo wie ihr an der heiligen Schrift das große Beiſpiel habt, wie in einfachen Worten und Geſchichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne. — Mich hat die Beſchäftigung mit der Natur dahin geführt, wohin euch die Luſt und Begeiſterung der Sprache gebracht haben. Kunſt und Geſchichte haben mich die Natur kennen gelehrt. Meine Eltern wohnten in Sizilien, unweit dem weltberühmten Berge Aetna. Ein bequemes Haus von vormaliger Bauart, welches verdeckt von uralten Kaſtanienbäumen dicht an den felſigen Ufern des Meeres, die Zierde eines mit mannichfaltigen Gewächſen beſetzten Gartens ausmachte,

war ihre Wohnung. In der Nähe lagen viele Hütten, in denen ſich Fiſcher, Hirten und Winzer aufhielten. Unſre Kammern und Keller waren mit allem, was das Leben erhält und erhöht, reichlich verſehn, und unſer Hausgeräthe ward durch wohlerdachte Arbeit auch den verborgenen Sinnen angenehm. Es fehlte auch ſonſt nicht an mannichfaltigen Gegenſtänden, deren Betrachtung und Gebrauch das Gemüth über das gewöhnliche Leben und ſeine Bedürfniſſe erhoben, es zu einem angemeſſenen Zuſtande vorzubereiten, und ihm den lautern Genuß ſeiner vollen, eigenthümlichen Natur zu verſprechen und zu gewähren ſchienen. Man ſah ſteinerne Menſchen-Bilder, mit Geſchichten bemalte Gefäße, kleinere Steine mit den deutlichſten Figuren, und andere Geräthſchaften mehr, die aus andern und erfreulicheren Zeiten zurückgeblieben ſeyn mochten. Auch lagen in Fächern übereinander viele Pergamentrollen, auf denen in langen Reihen von Buchſtaben die Kenntniſſe und Geſinnungen, die Geſchichten und Gedichte jener Vergangenheit in anmuthigen und künſtlichen Ausdrücken bewahrt ſtanden. Der Ruf meines Vaters, den er ſich als geſchickter Sterndeuter zuwege brachte, zog ihm zahlreiche Anfragen und Beſuche, ſelbſt aus entlegneren Ländern zu, und da das Vorwiſſen der Zukunft den Menſchen eine ſehr ſeltne und köſtliche Gabe dünkte, ſo glaubten ſie ihre Mittheilungen gut belohnen zu müſſen, ſo daß mein Vater durch die erhaltenen Geſchenke in den Stand geſetzt wurde, die Koſten ſeiner bequemen und genußreichen Lebensart hinreichend beſtreiten zu können.

Weiter iſt der Verfaſſer nicht in Ausarbeitung dieſes zweiten Theils gekommen. Dieſen nannte er die Erfüllung, ſo wie den erſten die Erwartung, weil hier alles aufgelöſ't und erfüllt werden ſollte, was jener hatte ahnden laſſen. Es war die Abſicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch ſechs Romane zu ſchreiben, in denen er ſeine Anſichten der Phyſik, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geſchichte, der Politik und der Liebe, ſo wie im Ofterdingen die der Poeſie niederlegen wollte. Ohne mein Erinnern wird der unterrichtete Leſer ſehen, daß der Verfaſſer ſich in dieſem Gedichte nicht genau an die Zeit, oder an die Perſon jenes bekannten Minneſängers gebunden hat, obgleich alles an ihn und ſein Zeitalter erinnern ſoll. Nicht nur für die Freunde des Verfaſſers, ſondern für die Kunſt ſelbſt, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt, daß er dieſen Roman nicht hat beendigen können, deſſen Originalität und große Abſicht ſich im zweiten Theile noch mehr als im erſten würde gezeigt haben. Denn es war ihm nicht darum zu thun, dieſe oder jene Begebenheit darzuſtellen, eine Seite der Poeſie aufzufaſſen, und ſie durch Figuren und Geſchichten zu erklären, ſondern er wollte, wie auch ſchon im letzten Kapitel des erſten Theils beſtimmt angedeutet iſt, das eigentliche Weſen der Poeſie ausſprechen, und ihre innerſte Abſicht erklären. Darum verwandelt ſich Natur, Hiſtorie, der Krieg und das bürgerliche Leben mit ſeinen gewöhnlichſten Vorfällen in Poeſie, weil dieſe der Geiſt iſt, der alle Dinge belebt.

Ich will den Verſuch machen, ſo viel es mir aus

Geſprächen mit meinem Freunde erinnerlich iſt, und ſo viel ich aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſehen kann, dem Leſer einen Begriff von dem Plan und dem Inhalte des zweiten Theiles dieſes Werkes zu verſchaffen.

Dem Dichter, welcher das Weſen ſeiner Kunſt im Mittelpunkt ergriffen hat, erſcheint nichts widerſprechend und fremd, ihm ſind die Räthſel gelöſ't, durch die Magie der Fantaſie kann er alle Zeitalter und Welten verknüpfen, die Wunder verſchwinden und alles verwandelt ſich in Wunder: ſo iſt dieſes Buch gedichtet, und beſonders findet der Leſer in dem Mährchen, welches den erſten Theil beſchließt, die kühnſten Verknüpfungen; hier ſind alle Unterſchiede aufgehoben, durch welche Zeitalter von einander getrennt erſcheinen, und eine Welt der andern als feindſelig begegnet. Durch dieſes Mährchen wollte ſich der Dichter hauptſächlich den Uebergang zum zweiten Theile machen, in welchem die Geſchichte unaufhörlich aus dem Gewöhnlichſten in das Wundervollſte überſchweift, und ſich beides gegenſeitig erklärt und ergänzt; der Geiſt, welcher den Prolog in Verſen hält, ſollte nach jedem Kapitel wiederkehren, und dieſe Stimmung, dieſe wunderbare Anſicht der Dinge fortſetzen. Durch dieſes Mittel blieb die unſichtbare Welt mit dieſer ſichtbaren in ewiger Verknüpfung. Dieſer ſprechende Geiſt iſt die Poeſie ſelber, aber zugleich der ſideriſche Menſch, der mit der Umarmung Heinrichs und Mathildens geboren iſt. Im folgenden Gedichte, welches ſeine Stelle im Ofterdingen finden ſollte, hat der Verfaſſer auf die leichteſte Weiſe den innern Geiſt ſeiner Bücher ausgedrückt:

Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüſſel aller Kreaturen,
Wenn die, ſo ſingen oder küſſen,
Mehr als die Tiefgelehrten wiſſen,
Wenn ſich die Welt ins freie Leben,
Und in die Welt wird zurück begeben,
Wenn dann ſich wieder Licht und Schatten
Zu ächter Klarheit werden gatten,
Und man in Mährchen und Gedichten
Erkennt die ew'gen Weltgeſchichten,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Weſen fort.

Der Gärtner, welchen Heinrich ſpricht, iſt derſelbe alte Mann, der ſchon einmal Ofterdingens Vater aufgenommen hatte, das junge Mädchen, welches Cyane heißt, iſt nicht ſein Kind, ſondern die Tochter des Grafen von Hohenzollern; ſie iſt aus dem Morgenlande gekommen, zwar früh, aber doch kann ſie ſich ihrer Heimath erinnern; ſie hat lange in Gebirgen, in welchen ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erzogen iſt, ein wunderliches Leben geführt: einen Bruder hat ſie früh verloren, einmal iſt ſie ſelbſt in einem Grabgewölbe dem Tode ſehr nahe geweſen, aber hier hat ſie ein alter Arzt auf eine ſeltſame Weiſe vom Tode errettet. Sie iſt heiter und freundlich und mit den Wunderbaren ſehr vertraut. Sie erzählt dem Dichter ſeine eigene Geſchichte, als wenn ſie dieſelbe einſt von ihrer Mutter ſo gehört hätte. — Sie ſchickt ihn nach einem entlegenen Kloſter, deſſen Mönche als eine Art von Geiſterkolonie erſcheinen, alles iſt hier wie eine myſtiſche, magiſche Loge. Sie ſind die Prieſter des heiligen Feuers in

jungen Gemüthern. Er hört den fernen Geſang der Brüder; in der Kirche ſelbſt hat er eine Viſion. Mit einem alten Mönch ſpricht Heinrich über Tod und Magie; er hat Ahndungen vom Tode und dem Stein der Weiſen; er beſucht den Kloſtergarten und den Kirchhof; über dem letztern findet ſich folgendes Gedicht:

Lobt doch unſre ſtillen Feſte,
Unſre Gärten, unſre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräthe,
Unſer Hab' und Gut.
Täglich kommen neue Gäſte,
Dieſe früh, die andern ſpäte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebens = Glut.

Tauſend zierliche Gefäße,
Einſt bethaut mit tauſend Thränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerter,
Sind in unſerm Schatz:
Viel Kleinodien und Juwelen
Wiſſen wir in dunklen Höhlen,
Keiner kann den Reichthum zählen,
Zählt er auch ohn' Unterlaß.

Kinder der Vergangenheiten,
Helden aus den grauen Zeiten,
Der Geſtirne Rieſengeiſter,
Wunderlich geſellt,
Holde Frauen, ernſte Meiſter,
Kinder und verlebte Greiſe
Sitzen hier in Einem Kreiſe,
Wohnen in der alten Welt.

Keiner wird ſich je beſchweren,
Keiner wunſchen fort zu gehen,
Wer an unſern vollen Tiſchen
Einmal fröhlich ſaß.
Klagen ſind nicht mehr zu hören,
Keine Wunder mehr zu ſehen,
Keine Thränen abzuwiſchen;
Ewig läuft das Stundenglas.

Tiefgerührt von heil'ger Güte
Und verſenkt in ſel'ges Schauen
Steht der Himmel im Gemüthe,
Wolkenloſes Blau;
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in dieſem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.

Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wolluſt räthſelhafter Spiele,
Wir nur kennen euch,
Wir nur ſind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.

Uns ward erſt die Liebe, Leben;
Innig wie die Elemente
Miſchen wir des Daſeyns Fluten,
Brauſend Herz mit Herz.
Lüſtern ſcheiden ſich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Iſt der Liebe höchſtes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.

Leiſer Wünſche ſüßes Plaudern
Hören wir allein, und ſchauen
Immerdar in ſel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balſamfrüchten,
Wird zu weichen zarten Brüſten,
Opfer kühner Luſt.

Immer wächst und blüht Verlangen
Am Geliebten feſtzuhangen,
Ihn im Innern zu empfangen,
Eins mit ihm zu ſeyn,
Seinem Durſte nicht zu wehren,
Sich im Wechſel zu verzehren,
Von einander ſich zu nähren,
Von einander nur allein.

So in Lieb' und hoher Wolluſt
Sind wir immerdar verſunken,
Seit der wilde trübe Funken
Jener Welt erloſch;
Seit der Hügel ſich geſchloſſen,
Und der Scheiterhaufen ſprühte
Und dem ſchauernden Gemüthe
Nun das Erdgeſicht zerfloß.

Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmuth ſüße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unſre Glut.
Wunden giebts, die ewig ſchmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unſer aller Herzen,
Löſ't uns auf in Eine Flut.

Und in dieſer Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weiſe
In den Ocean des Lebens
Tief in Gott hinein;
Und aus ſeinem Herzen fließen
Wir zurück zu unſerm Kreiſe,
Und der Geiſt des höchſten Strebens
Taucht in unſre Wirbel ein.

Schüttelt eure goldnen Ketten
Mit Smaragden und Rubinen,
Und die blanken ſaubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsroſen auf den Wangen
Schwebt ins bunte Fabelreich.

Könnten doch die Menſchen wiſſen,
Unſre künftigen Genoſſen,
Daß bei allen ihren Freuden
Wir geſchäftig ſind:
Jauchzend würden ſie verſcheiden,
Gern das bleiche Daſeyn miſſen, —
O! die Zeit iſt bald verfloſſen,
Kommt, Geliebte, doch geſchwind!

Helft uns nur den Erdgeiſt binden,
Lernt den Sinn des Todes faſſen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verſchwinden,
Dein erborgtes Licht verblaſſen,
Werden Dich in kurzem binden,
Erdgeiſt, deine Zeit iſt um.

Dieſes Gedicht war vielleicht wiederum ein Prolog zu einem zweiten Kapitel. Jetzt ſollte ſich eine ganz neue Periode des Werkes eröffnen, aus dem ſtillſten Tode ſollte ſich das höchſte Leben hervorthun; er hat unter Todteu gelebt, und ſelbſt mit ihnen geſprochen, das Buch ſollte faſt dramatiſch werden, und der epiſche Ton gleichſam nur die einzelnen Scenen verknüpfen und leicht erklären. Heinrich befindet ſich plötzlich in dem unruhigen Italien, das von Kriegen zerrüttet wird; er ſieht ſich als Feldherr an der Spitze eines Heeres. Alle Elemente des Krieges ſpielen in poetiſchen Farben; er überfällt mit einem flüchtigen Haufen eine feindliche Stadt, hier erſcheint als Epiſode die Liebe eines vornehmen Piſaners zu einem Florentiniſchen Mädchen. Kriegslieder. „Ein großer Krieg, wie ein Zweikampf, durchaus edel, philoſophiſch, human. Geiſt der alten Chevalerie. Ritterſpiel. Geiſt der bacchiſchen Wehmuth. — Die Menſchen müſſen ſich ſelbſt untereinander tödten, das iſt edler als durch das Schickſal fallen. Sie ſuchen den Tod. — Ehre, Ruhm iſt des Kriegers Luſt und Leben. Im Tode und als Schatten lebt der Krieger. Todesluſt iſt Kriegergeiſt. — Auf Erden iſt der Krieg zu Hauſe. Krieg muß auf Erden ſeyn.“ — In Piſa findet Heinrich den Sohn des Kaiſers Friedrich des Zweiten, der ſein vertrauter Freund wird. Auch nach Loretto kommt er. Mehrere Lieder ſollten hier folgen.

Von einem Sturm wird der Dichter nach Griechenland verſchlagen. Die alte Welt mit ihren Helden und Kunſtſchätzen erfüllt ſein Gemüth. Er ſpricht mit ei-

nem Griechen über die Moral. Alles wird ihm aus jener Zeit gegenwärtig, er lernt die alten Bilder und die alte Geſchichte verſtehn. Geſpräche über die griechiſchen Staatsverfaſſungen; über Mythologie.

Nachdem Heinrich die Heldenzeit und das Alterthum hat verſtehen lernen, kommt er nach dem Morgenlande, nach welchem ſich von Kindheit auf ſeine Sehnſucht gerichtet hatte. Er beſucht Jeruſalem; er lernt orientaliſche Gedichte kennen. Seltſame Begebenheiten mit den Ungläubigen halten ihn in einſamen Gegenden zurück, er findet die Familie des morgenländiſchen Mädchens (ſ. d. 1. Th.); die dortige Lebensweiſe einiger nomadiſchen Stämme. Perſiſche Mährchen, Erinnerungen aus der älteſten Welt. Immer ſollte das Buch unter den verſchiedenſten Begebenheiten denſelben Farben-Charakter behalten, und an die blaue Blume erinnern: durchaus ſollten zugleich die entfernteſten und verſchiedenartigſten Sagen verknüpft werden, griechiſche, orientaliſche, bibliſche und chriſtliche mit Erinnerungen und Andeutungen der indiſchen wie der nordiſchen Mythologie. Die Kreuzzüge. Das Seeleben. Heinrich geht nach Rom. Die Zeit der römiſchen Geſchichte.

Mit Erfahrungen geſättigt kehrt Heinrich nach Deutſchland zurück. Er findet ſeinen Großvater, einen tiefſinnigen Charakter, Klingsohr iſt in ſeiner Geſellſchaft. Abendgeſpräche mit den beiden.

Heinrich begiebt ſich an den Hof Friedrichs, er lernt den Kaiſer perſönlich kennen. Der Hof ſollte eine ſehr würdige Erſcheinung machen, die Darſtellung

der beſten, größten und wunderbarſten Menſchen aus der ganzen Welt verſammelt, deren Mittelpunkt der Kaiſer ſelbſt iſt. Hier erſcheint die große Pracht, und die wahre große Welt. Deutſcher Charakter und Deutſche Geſchichte werden deutlich gemacht. Heinrich ſpricht mit dem Kaiſer über Regierung, über Kaiſerthum, dunkle Reden von Amerika und Oſt-Indien. Die Geſinnungen eines Fürſten. Myſtiſcher Kaiſer. Das Buch de tribus impostoribus.

Nachdem nun Heinrich auf eine neue und größere Weiſe als im erſten Theile, in der Erwartung, wiederum die Natur, Leben und Tod, Krieg, Morgenland, Geſchichte und Poeſie erlebt und erfahren hat, kehrt er wie in eine alte Heimath in ſein Gemüth zurück. Aus dem Verſtändniß der Welt und ſeiner ſelbſt entſteht der Trieb zur Verklärung; die wunderbarſte Mährchenwelt tritt nun ganz nahe, weil das Herz ihrem Verſtändniß völlig geöffnet iſt.

In der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſinger finden wir einen ziemlich unverſtändlichen Wettgeſang des Heinrich von Ofterdingen und Klingsohr mit andern Dichtern: ſtatt dieſes Kampfſpieles wollte der Verfaſſer einen andern ſeltſamen poetiſchen Streit darſtellen, den Kampf des guten und böſen Prinzips in Geſängen der Religion und Irreligion, die unſichtbare Welt der ſichtbaren entgegengeſtellt. „In bacchiſcher Trunkenheit wetten die Dichter aus Enthuſiasmus um den Tod.“ Wiſſenſchaften werden prötiſirt, auch die Mathematik ſtreitet mit. Indianiſche Pflanzen werden beſungen; Indiſche Mythologie in neuer Verklärung.

Dieſes iſt der letzte Akt Heinrichs auf Erden, der Uebergang zu ſeiner eignen Verklärung. Dieſes iſt die Auflöſung des ganzen Werks, die Erfüllung des Mährchens, welches den erſten Theil beſchließt. Auf die übernatürlichſte und zugleich natürlichſte Weiſe wird alles erklärt und vollendet; die Scheidewand zwiſchen Fabel und Wahrheit, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart iſt eingefallen: Glauben, Fantaſie, Poeſie ſchließen die innerſte Welt auf.

Heinrich kommt in Sophiens Land, in eine Natur wie ſie ſeyn könnte, in eine allegoriſche, nachdem er mit Klingsohr über einige ſonderbare Zeichen und Ahndungen geſprochen hat. Dieſe erwachen hauptſächlich bei einem alten Liede, welches er zufällig ſingen hört, in welchem ein tiefes Waſſer an einer verborgenen Stelle beſchrieben wird. Durch dieſen Geſang erwachen längſtvergeſſene Erinnerungen, er geht nach dem Waſſer, und findet einen kleinen goldenen Schlüſſel, welchen ihm vor Zeiten ein Rabe geraubt hatte, und den er niemals hatte wiederfinden können. Dieſen Schlüſſel hatte ihm bald nach Mathildens Tode ein alter Mann gegeben, mit dem Bedeuten, er ſollte ihn zum Kaiſer bringen, der würde ihm ſagen, was damit zu thun ſey. Heinrich geht zum Kaiſer, welcher hoch erfreut iſt, und ihm eine alte Urkunde giebt, in welcher geſchrieben ſteht, daß der Kaiſer ſie einem Manne zum Leſen geben ſollte, welcher ihm einſt einen goldenen Schlüſſel zufällig bringen würde; dieſer Mann würde an einem verborgenen Orte ein altes talismaniſches Kleinod, einen Karfunkel zur Krone finden, zu welchem die Stelle noch

leer gelaſſen ſey. Der Ort ſelbſt iſt auch im Pergament beſchrieben. — Nach dieſer Beſchreibung macht ſich Heinrich auf den Weg nach einem Berge, er trifft unterwegs den Fremden, der ihm und ſeinen Eltern zuerſt von der blauen Blume erzählt hatte, er ſpricht mit ihm über die Offenbarung. Er geht in den Berg hinein, und Cyane folgt ihm treulich nach.

Bald kommt er in jenes wunderbare Land, in welchem Luft und Waſſer, Blumen und Thiere von ganz verſchiedener Art ſind, als in unſerer irdiſchen Natur. Zugleich verwandelt ſich das Gedicht ſtellenweiſe in ein Schauſpiel. „Menſchen, Thiere, Pflanzen, Steine und Geſtirne, Elemente, Töne, Farben kommen zuſammen wie Eine Familie, handeln und ſprechen wie Ein Geſchlecht.“ — „Blumen und Thiere ſprechen über den Menſchen.“ — „Die Mährchenwelt wird ganz ſichtbar, die wirkliche Welt ſelbſt wird wie ein Mährchen angeſehen.“ Er findet die blaue Blume; es iſt Mathilde, die ſchläft und den Karfunkel hat; ein kleines Mädchen, ſein und Mathildens Kind, ſitzt bei einem Sarge und verjüngt ihn. — „Dieſes Kind iſt die Urwelt, die goldene Zeit am Ende.“ — „Hier iſt die chriſtliche Religion mit der heidniſchen ausgeſöhnt. Die Geſchichte des Orpheus, der Pſyche, und andere werden beſungen.“

Heinrich pflückt die blaue Blume und erlöſ't Mathilden von ihrem Zauber, aber ſie geht ihm wieder verloren; er erſtarrt im Schmerz und wird ein Stein. „Edda (die blaue Blume, die Morgenländerin, Mathilde) opfert ſich an dem Steine, er verwandelt

ſich in einen klingenden Baum. Cyane haut den Baum um, und verbrennt ſich mit ihm, er wird ein goldener Widder. Edda, Mathilde muß ihn opfern, er wird wieder ein Menſch. Während dieſer Verwandlungen hat er allerlei wunderliche Geſpräche.

Er iſt glücklich mit Mathilden, die zugleich die Morgenländerin und Cyane iſt. Das froheſte Feſt des Gemüths wird gefeiert. Alles vorhergehende war Tod, letzter Traum und Erwachen." Klingsohr kommt wieder als König von Atlantis. Heinrichs Mutter iſt Fantaſie, der Vater iſt der Sinn, Schwaning iſt der Mond, der Bergmann iſt der Antiquar, auch zugleich das Eiſen. Kaiſer Friedrich iſt Arktur. Auch der Graf von Hohenzollern und die Kaufleute kommen wieder." Alles fließt in eine Allegorie zuſammen. Cyane bringt dem Kaiſer den Stein; aber Heinrich iſt nun ſelbſt der Dichter aus jenem Mährchen, welches ihm vordem die Kaufleute erzählten.

Das ſelige Land leidet nur noch von einer Bezauberung, indem es dem Wechſel der Jahreszeiten unterworfen iſt. Heinrich zerſtört das Sonnenreich. Mit einem großen Gedicht, wovon nur der Anfang aufgeſchrieben iſt, ſollte das ganze Werk beſchloſſen werden.

Die Vermählung der Jahreszeiten.

Tief in Gedanken ſtand der neue Monarch. Er gedachte
Jetzt des nächtlichen Traums, und der Erzählungen auch,
Als von der himmliſchen Blume zuerſt er gehört, und getroffen
Still von der Weiſſagung, mächtige Liebe gefühlt.
Noch dünkt ihn, er höre die tief eindringende Stimme,
Eben verließe der Gaſt erſt den geſelligen Kreis.
Flüchtige Schimmer des Mondes erhellten die klappernden Fenſter,
Und in des Jünglings Bruſt tobte verzehrende Glut.
Edda, ſagte der König, was iſt des liebenden Herzens
Innigſter Wunſch? was iſt ihm der unſäglichſte Schmerz?
Sag' es, wir wollen ihm helfen, die Macht iſt unſer, und herrlich
Werde die Zeit, nun du wieder den Himmel beglückſt. —
„Wären die Zeiten nicht ſo ungeſellig, verbände
Zukunft mit Gegenwart und mit Vergangenheit ſich;
Schlöſſe Frühling ſich an Herbſt, und Sommer an Winter,
Wäre zu ſpielendem Ernſt Jugend mit Alter gepaart:
Dann, mein ſüßer Gemahl, verſiegte die Quelle der Schmerzen,
Aller Empfindungen Wunſch wäre dem Herzen gewährt.“
Alſo die Königin; freudig umſchlang ſie der ſchöne Geliebte:
Ausgeſprochen fürwahr haſt du ein himmliſches Wort,
Was ſchon längſt auf den Lippen der tiefer Fühlenden ſchwebte,
Aber den deinigen erſt rein und gedeihlich entklang.
Führe man ſchnell den Wagen herbei, wir haben ſie ſelber,
Erſtlich die Zeiten des Jahres, dann auch des Menſchengeſchlechts. —

Sie fahren zur Sonne, und holen zuerſt den Tag, dann zur Nacht; dann nach Norden, um den Winter, alsdann nach Süden, um den Sommer zu finden; von Oſten bringen ſie den Frühling, von Weſten den Herbſt. Dann eilen ſie zur Jugend, dann zum Alter, zur Vergangenheit, wie zur Zukunft.

Dieſes iſt, was ich dem Leſer aus meinen Erinnerungen, und aus einzelnen Worten und Winken in den Papieren meines Freundes habe geben können. Die Ausarbeitung dieſer großen Aufgabe würde ein bleibendes Denkmal einer neuen Poeſie geweſen ſeyn. Ich habe in dieſer Anzeige lieber trocken und kurz ſeyn wollen, als in die Gefahr gerathen, von meiner Fantaſie etwas hinzuzuſetzen. Vielleicht rührt manchen Leſer das Fragmentariſche dieſer Verſe und Worte ſo wie mich, der nicht mit einer andächtigern Wehmuth ein Stückchen von einem zertrümmerten Bilde des Raphael oder Correggio betrachten würde.

L. T.

Vermiſchte Schriften.

Vermiſchte Schriften.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererſcheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit ſeinen Farben, ſeinen Stralen und Wogen, ſeiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerſte Seele athmet es der raſtloſen Geſtirne Rieſenwelt, und ſchwimmt tanzend in ſeiner blauen Flut; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die ſinnige, ſaugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgeſtaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den ſinnvollen Augen, dem ſchwebenden Gange, und den zartgeſchloſſenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdiſchen Natur ruft es jede Kraft zu zahlloſen Verwandlungen, knüpft und löſ't unendliche Bündniſſe, hängt ſein himmliſches Bild jedem irdiſchen Weſen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unausſprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft verſenkt: wüſt und einſam iſt ihre Stelle. In den Saiten der Bruſt weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinunterſinken, und mit der Aſche mich vermiſchen. — Fernen der Er-

innerung, Wünſche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen ſchlug die luſtigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu ſeinen Kindern wiederkommen, die mit der Unſchuld Glauben ſeiner harren?

Was quillt auf einmal ſo ahndungsvoll unterm Herzen, und verſchluckt der Wehmuth weiche Luft? Haſt auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältſt du unter deinem Mantel, das mir unſichtbar kräftig an die Seele geht? Köſtlicher Balſam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die ſchweren Flügel des Gemüths hebſt du empor. Dunkel und unausſprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernſtes Antlitz ſeh' ich, froh erſchrocken, das ſanft und andachtsvoll ſich zu mir neigt, und unter unendlich verſchlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindiſch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und geſegnet des Tages Abſchied! — Alſo nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säeteſt du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmliſcher, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter ſehen ſie, als die bläſſeſten jener zahlloſen Heere; unbedürftig des Lichts durchſchauen ſie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unſäglicher Wolluſt füllt. Preis der Weltkönigin, der

hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin ſeliger Liebe! Sie ſendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du haſt die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menſchen gemacht. Zehre mit Geiſterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich miſche, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdiſchen Gewalt? Unſelige Geſchäftigkeit verzehrt den himmliſchen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemeſſen ward dem Lichte ſeine Zeit; aber zeitlos und raumlos iſt der Nacht Herrſchaft. — Ewig iſt die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu ſelten nicht der Nacht Geweihte in dieſem irdiſchen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wiſſen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfſt. Sie fühlen dich nicht in der goldenen Flut der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöl, und in dem braunen Safte des Mohns. Sie wiſſen nicht, daß du es biſt, der des zarten Mädchens Buſen umſchwebt, und zum Himmel den Schooß macht; ahnden nicht, daß aus alten Geſchichten du himmelöffnend entgegentrittſt, und den Schlüſſel trägſt zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimniſſe ſchweigender Bote.

3.

Einſt da ich bittre Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöſ't meine Hoffnung zerrann, und ich einſam

ſtand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Geſtalt meines Lebens barg; einſam, wie noch kein Einſamer war, von unſäglicher Angſt getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherſchaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloſchnen Leben mit unendlicher Sehnſucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsſchauer, und mit einemmale riß das Band der Geburt des Lichtes Feſſel. Hin floh die irdiſche Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zuſammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeiſterung, Schlummer des Himmels kamſt über mich: die Gegend hob ſich ſacht empor, über der Gegend ſchwebte mein entbundener, neugeborner Geiſt. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke ſah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtauſende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halſe weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erſte, einzige Traum, und erſt ſeitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und ſein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen ſeyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe ſcheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerſchöpflicher Traum ſeyn wird. Himmliſche Müdigkeit

fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kriſtallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooße quillt, an deſſen Fuß die irdiſche Flut bricht, wer ſie gekoſtet hat, wer oben ſtand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinüberſah in das neue Land, in der Nacht Wohnſitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauſet.

Oben baut er ſich Hütten — Hütten des Friedens, ſehnt ſich und liebt, ſchaut hinüber, bis die willkommenſte aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdiſche ſchwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöſ't in verborgenen Gängen auf das jenſeitige Gebiet, wo es, wie Düfte, ſich mit entſchlummerten Lieben miſcht. Noch weckſt du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flößeſt fröhliches Leben mir ein: aber du lockſt mich von der Erinnerung mooſigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umſchauen, wo du mich brauchſt; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdroſſen verfolgen deines künſtlichen Werks ſchönen Zuſammenhang; gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr ſinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaß und die Regeln des Wunderſpiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der ſchaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannſt du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen?

Faſſen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben ſie mir wieder den zärtlichen Druck und das koſende Wort? Haſt du mit Farben und leichtem Umriß ſie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wolluſt, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeiſtert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankſt du all deine Herrlichkeit. Du verflögeſt in dir ſelbſt, im endloſen Raum zergingeſt du, wenn ſie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdeſt und flammend die Welt zeugteſt. Wahrlich ich war, eh du wareſt: die Mutter ſchickte mit meinen Geſchwiſtern mich, zu bewohnen deine Welt, ſie zu heiligen mit Liebe, daß ſie ein ewig angeſchautes Denkmal werde; zu bepflanzen ſie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften ſie nicht, dieſe göttlichen Gedanken; noch ſind der Spuren unſerer Offenbarung wenig. Einſt zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirſt wie unſer einer, und voll Sehnſucht und Inbrunſt auslöſcheſt und ſtirbſt. In mir fühl' ich deiner Geſchäftigkeit Ende, himmliſche Freiheit, ſelige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unſrer Heimath, deinen Widerſtand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben iſt vergebens. Unverbrennlich ſteht das Kreuz, eine Siegesfahne unſers Geſchlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einſt ein Stachel
Der Wolluſt ſeyn.

Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich ſchaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verliſcht dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! ſauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entſchlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balſam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Muth,
Und ſterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menſchen weitverbreitete Stämme herrſchte vor Zeiten ein eiſernes Schickſal mit ſtummer Gewalt. Eine dunkle, ſchwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten ſtand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die

Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Rieſe trug die ſelige Welt. Feſt unter Bergen lagen die Urſöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerſtörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeſchlecht und deſſen Verwandten, die fröhlichen Menſchen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den kriſtallenen Grotten ſchwelgte ein üppiges Volk. Flüſſe, Bäume, Blumen und Thiere hatten menſchlichen Sinn. Süßer ſchmeckte der Wein von ſichtbarer Jugendfülle geſchenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende mütterliche Göttin, empor wachſend in vollen goldenen Garben; der Liebe heil'ger Rauſch, ein ſüßer Dienſt der ſchönſten Götterfrau. Ein ewig buntes Feſt der Himmelskinder und der Erdbewohner rauſchte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geſchlechter verehrten kindlich die zarte, tauſendfältige Flamme, als das Höchſte der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entſetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tiſchen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten ſelbſt die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Bruſt mit Troſt erfüllte.
Geheimnißvoll war dieſes Unholds Pfad,
Deß Wuth kein Flehn und keine Gabe ſtillte;
Es war der Tod, der dieſes Luſtgelag
Mit Angſt und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeſchieden,
Was hier das Herz in ſüßer Wolluſt regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnſucht, langes Weh bewegt,

Schien matter Traum dem Todten nur beſchieden,
Ohnmächt'ges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genuſſes
Am Felſen des unendlichen Verdruſſes.

Mit kühnem Geiſt und hoher Sinnenglut
Verſchönte ſich der Menſch die grauſe Larve,
Ein ſanfter Jüngling löſcht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinn'rung ſchmilzt in kühler Schattenflut:
So ſang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthſelt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernſte Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt ſich. Des jungen Geſchlechts Luſtgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüſten Raum ſtrebten die unkindlichen, wachſenden Menſchen. Die Götter verſchwanden mit ihrem Gefolge. Einſam und leblos ſtand die Natur. Mit eiſernen Ketten band ſie die dürre Zahl und das ſtrenge Maaß. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeßliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beſchwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverſchwiſternde Himmelsgenoſſin, die Fantaſie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erſtarrte Flur, und die erſtarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten ſich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmliſches Zeichen: den Schleier der

Nacht warfen ſie über ſich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooß, in ihn kehrten die Götter zurück, ſchlummerten ein, um in neuen herrlichern Geſtalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der ſeligen Unſchuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erſchien mit niegeſehenem Angeſicht die neue Welt. In der Armuth dichteriſcher Hütte, ein Sohn der erſten Jungfrau und Mutter, geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahndende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerſt der neuen Zeit Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten ſie ihm mit Glanz und Duft, den höchſten Wundern der Natur. Einſam entfaltete das himmliſche Herz ſich zu einem Blüthenkelche allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahndungsſeligen Buſen der lieblich ernſten Mutter. Mit vergötternder Inbrunſt ſchaute das weiſſagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach ſeinen Geliebten, den Sproſſen ſeines Götterſtamms, unbekümmert über ſeiner Tage irdiſches Schickſal. Bald ſammelten die kindlichſten Gemüther, von inniger Liebe wunderſam ergriffen, ſich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in ſeiner Nähe. Unerſchöpfliche Worte und der Botſchaften fröhlichſte fielen wie Funken eines göttlichen Geiſtes von ſeinen freundlichen Lippen. Von ferner Küſte, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Paläſtina, und ergab ſein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling biſt du, der ſeit langer Zeit
Auf unſern Gräbern ſteht in tiefem Sinnen;
Ein tröſtlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menſchheit freudiges Beginnen;
Was uns geſenkt in tiefe Traurigkeit,
Zieht uns mit ſüßer Sehnſucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du biſt der Tod und machſt uns erſt geſund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indoſtan, das Herz von ſüßer Liebe trunken, und ſchüttete in feurigen Geſängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tauſend Herzen ſich zu ihm neigten, und die fröhliche Botſchaft tauſendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abſchied ward das köſtliche Leben ein Opfer des tiefen menſchlichen Verfalls: er ſtarb in jungen Jahren, weggeriſſen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und ſeinen zagenden Freunden. Der unſäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund. In entſetzlicher Angſt nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, ſchwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal ſah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe löſende Hand, und er entſchlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brauſende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entſiegelt ward das Geheimniß: himmliſche Geiſter hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel ſaßen bei dem Schlummernden, aus ſeinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit er-

ſtieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaßne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; ſehen dich noch immer, freudig erſchreckt, auferſtehn, und ſich mit dir; ſehen dich weinen mit ſüßer Inbrunſt an der Mutter ſeligem Buſen, ernſt mit den Freunden wandeln, Worte ſagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; ſehen dich eilen mit voller Sehnſucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menſchheit, und der goldnen Zukunft unverſieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmliſchem Triumphe; ſie war die Erſte in der neuen Heimath bei dir. Lange Zeiten entfloſſen ſeitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung ſich, und tauſende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnſucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmliſchen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmliſchen Todes, und ſind in Ewigkeit dein.

Gehoben iſt der Stein,
Die Menſchheit iſt erſtanden:
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.
Der herbſte Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod,
Die Lampen brennen helle,
Die Jungfrau'n ſind zur Stelle,
Um Oel iſt keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge ſchon,
Und riefen uns die Sterne
Mit Menſchenzung' und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tauſend Herzen ſich;
In dieſem Schattenleben
Verlangten ſie nur dich;
Sie hoffen zu geneſen
Mit ahndungsvoller Luſt,
Drückſt du ſie, heil'ges Weſen,
An deine treue Bruſt.

So Manche, die ſich glühend
In bitt'rer Qual verzehrt,
Und dieſer Welt entfliehend
Nach dir ſich hingekehrt;
Die hülfreich uns erſchienen,
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen,
Um ewig da zu ſeyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Vor Schmerz, wer liebend glaubt;
Der Liebe ſüße Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnſucht ihm zu lindern,
Begeiſtert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm ſein Herz bewacht.

Getroſt, das Leben ſchreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von innrer Glut geweitet
Verklärt ſich unſer Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden ſie genießen,
Und lichte Sterne ſeyn.

Die Lieb' iſt frei gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unſer aller Sonne
Iſt Gottes Angeſicht.

6.

Sehnſucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Iſt froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geſchwind am Himmelsufer an.

Gelobt ſey uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Luſt der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was ſollen wir auf dieſer Welt
Mit unſrer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangeſtellt:
Was ſoll uns denn das Neue?
O! einſam ſteht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angeſicht
Die Menſchen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch Mancher ſeinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten;
Und wenn auch Luſt und Leben ſprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott ſelbſt ſich kund gegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht ſein ſüßes Leben,
Und Angſt und Schmerz nicht von ſich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnſucht ſehn wir ſie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieſer Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durſt geſtillet.
Wir müſſen nach der Heimath gehn,
Um dieſe heil'ge Zeit zu ſehn.

Was hält noch unſre Rückkehr auf?
Die Liebſten ruhn ſchon lange.
Ihr Grab ſchließt unſern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu ſuchen haben wir nichts mehr,
Das Herz iſt ſatt, die Welt iſt leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchſtrömt uns ſüßer Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen ſcholl
Ein Echo unſrer Trauer.
Die Lieben ſehnen ſich wohl auch,
Und ſandten uns der Sehnſucht Hauch.

Hinunter zu der ſüßen Braut,
Zu Jeſus, dem Geliebten!
Getroſt! die Abenddämm'rung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unſre Banden los,
Und ſenkt uns in des Vaters Schooß.

Geiſtliche Lieder.

1.

Was wär' ich ohne dich geweſen?
Was würd' ich ohne dich nicht ſeyn?
Zu Furcht und Aengſten auserleſen,
Ständ' ich in weiter Welt allein.
Nichts wüßt' ich ſicher, was ich liebte,
Die Zukunft wär' ein dunkler Schlund;
Und wenn mein Herz ſich tief betrübte,
Wem thät ich meine Sorge kund?

Einſam verzehrt von Lieb und Sehnen,
Erſchien mir nächtlich jeder Tag;
Ich folgte nur mit heißen Thränen
Dem wilden Lauf des Lebens nach.
Ich fände Unruh im Getümmel,
Und hoffnungsloſen Gram zu Haus.
Wer hielte ohne Freund im Himmel,
Wer hielte da auf Erden aus?

Hat Chriſtus ſich mir kund gegeben,
Und bin ich ſeiner erſt gewiß,
Wie ſchnell verzehrt ein lichtes Leben
Die bodenloſe Finſterniß!
Mit ihm bin ich erſt Menſch geworden;
Das Schickſal wird verklärt durch ihn,

Und Indien muß ſelbſt im Norden
Um den Geliebten fröhlich blühn.

Das Leben ward zur Liebesſtunde,
Die ganze Welt ſpricht Lieb' und Luſt,
Ein heilend Kraut wächst jeder Wunde,
Und frei und voll klopft jede Bruſt.
Für alle ſeine tauſend Gaben
Bleib' ich ſein demuthvolles Kind;
Gewiß ihn unter uns zu haben,
Wenn zwei auch nur verſammelt ſind.

O! geht hinaus auf allen Wegen,
Und holt die Irrenden herein,
Streckt jedem eure Hand entgegen,
Und ladet froh ſie zu uns ein.
Der Himmel iſt bei uns auf Erden,
Im Glauben ſchauen wir ihn an;
Die eines Glaubens mit uns werden,
Auch denen iſt er aufgethan.

Ein alter, ſchwerer Wahn von Sünde
War feſt an unſer Herz gebannt;
Wir irrten in der Nacht wie Blinde,
Von Reu und Luſt zugleich entbrannt,
Ein jedes Werk ſchien uns Verbrechen,
Der Menſch ein Götterfeind zu ſeyn,
Und ſchien der Himmel uns zu ſprechen,
So ſprach er nur von Tod und Pein.

Das Herz, des Lebens reiche Quelle,
Ein böſes Weſen wohnte drinn;
Und wards in unſerm Geiſte helle,

So war nur Unruh der Gewinn.
Ein eiſern Band hielt an der Erde
Die bebenden Gefangnen feſt;
Furcht vor des Todes Richterſchwerte
Verſchlang der Hoffnung Ueberreſt.

Da kam ein Heiland, ein Befreier,
Ein Menſchenſohn voll Lieb' und Macht,
Und hat ein allbelebend Feuer
In unſerm Innern angefacht.
Nun ſahn wir erſt den Himmel offen,
Als unſer altes Vaterland;
Wir konnten glauben nun und hoffen,
Und fühlten uns mit Gott verwandt.

Seitdem verſchwand bei uns die Sünde,
Und fröhlich wurde jeder Schritt;
Man gab zum ſchönſten Angebinde
Den Kindern dieſen Glauben mit;
Durch ihn geheiligt zog das Leben
Vorüber wie ein ſel'ger Traum,
Und, ew'ger Lieb' und Luſt ergeben,
Bemerkte man den Abſchied kaum.

Noch ſteht in wunderbarem Glanze
Der heilige Geliebte hier,
Gerührt von ſeinem Dornenkranze
Und ſeiner Treue weinen wir.
Ein jeder Menſch iſt uns willkommen,
Der ſeine Hand mit uns ergreift,
Und in ſein Herz mit aufgenommen,
Zur Frucht des Paradieſes reift.

2.

Fern im Oſten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnſucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung!

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel ſel'ges Kind,
Schaffend im Geſang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längſt verſtiebte Funken hier zuſammen.

Ueberall entſpringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu ſtiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte.

Laſſe ſeine milden Blicke
Tief in deine Seele gehn,
Und von ſeinem ew'gen Glücke
Sollſt du dich ergriffen ſehn.
Alle Herzen, Geiſter und die Sinnen
Werden einen neuen Tanz beginnen.

Greife dreiſt nach ſeinen Händen,
Präge dir ſein Antlitz ein,
Mußt dich immer nach ihm wenden,
Blüthe nach dem Sonnenſchein;

Wirſt du nur das ganze Herz ihm zeigen,
Bleibt er wie ein treues Weib dir eigen.

Unſer iſt ſie nun geworden,
Gottheit, die uns oft erſchreckt,
Hat im Süden und im Norden
Himmelskeime raſch geweckt,
Und ſo laß im vollen Gottes=Garten,
Treu uns jede Knoſp' und Blüthe warten.

3.

Wer einſam ſitzt in ſeiner Kammer,
Und ſchwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarſchaft umher erſcheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund ſieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein ſüßes Weh hinunter zieht; —

Es iſt, als lägen Wunderſchätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloſer Bruſt er greift.

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entſetzlich lang und bang vor ihm,
Er ſchweift umher, allein und irre,
Und ſucht ſich ſelbſt mit Ungeſtüm.

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einſt, wie dir zu Muth,

Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Weſen tröſten,
Das innig liebte, litt und ſtarb;
Das ſelbſt für die, die ihm am wehſten
Gethan, mit tauſend Freuden ſtarb.

Er ſtarb, und dennoch alle Tage
Vernimmſt du ſeine Lieb' und ihn,
Und kannſt getroſt in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erſtorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So iſt auch ſeines ewig dein.

Was du verlorſt, hat er gefunden;
Du triffſt bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was ſeine Hand dir wiedergiebt.

4.

Unter tauſend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tauſend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns geſtorben ſey.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm geſtochen
Welkte Herz und Blüthe mir;

Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunſch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich ſo im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angſt und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geſchoben,
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich ſah, und wen an ſeiner
Hand erblickte, frage Keiner,
Ewig werd' ich dieß nur ſehn;
Und von allen Lebensſtunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen ſtehn.

5.

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur iſt,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt:
Weiß ich nichts von Leide,
Fühle nichts, als Andacht, Lieb' und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laſſ' ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderſtabe
Treugeſinnt nur meinem Herrn;
Laſſe ſtill die Andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf' ich fröhlich ein,
Ewig wird zu ſüßer Labe
Seines Herzens Flut mir ſeyn,
Die mit ſanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig, wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingeſenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdiſchen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,
Iſt mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe,
Wie ein Erbtheil in die Hand:
Längſt vermißte Brüder
Find' ich nun in ſeinen Jüngern wieder.

6.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgeſtorben ſey.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingſt für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieſes Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du geſtorben biſt,

Und mancher von den Deinen —
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Haſt du ſo viel gethan,
Und doch biſt du verklungen,
Und keiner denkt daran.

Du ſtehſt voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibſt du dennoch treu;
Die treuſte Liebe ſieget,
Am Ende fühlt man ſie,
Weint bitterlich und ſchmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O! laſſe nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig ſeyn mit dir.
Einſt ſchauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und ſinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

7.

Hymne.

Wenige wiſſen
Das Geheimniß der Liebe,
Fühlen Unerſättlichkeit
Und ewigen Durſt.

Des Abendmahls
Göttliche Bedeutung
Iſt den irdiſchen Sinnen Räthſel;
Aber wer jemals
Von heißen, geliebten Lippen
Athem des Lebens ſog,
Wem heilige Glut
In zitternde Wellen das Herz ſchmolz,
Wem das Auge aufging,
Daß er des Himmels
Unergründliche Tiefe maß,
Wird eſſen von ſeinem Leibe
Und trinken von ſeinem Blute
Ewiglich.
Wer hat des irdiſchen Leibes
Hohen Sinn errathen?
Wer kann ſagen,
Daß er das Blut verſteht?
Einſt iſt alles Leib,
Ein Leib,
In himmliſchem Blute
Schwimmt das ſelige Paar. —
O! daß das Weltmeer
Schon erröthete,
Und in duftiges Fleiſch
Aufquölle der Fels!
Nie endet das ſüße Mahl,
Nie ſättigt die Liebe ſich.
Nicht innig, nicht eigen genug
Kann ſie haben den Geliebten.

Von immer zärteren Lippen
Verwandelt wird das Genoſſene
Inniglicher und näher.
Heißere Wolluſt
Durchbebt die Seele,
Durſtiger und hungriger
Wird das Herz:
Und ſo währet der Liebe Genuß
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Hätten die Nüchternen
Einmal gekoſtet,
Alles verließen ſie,
Und ſetzten ſich zu uns
An den Tiſch der Sehnſucht,
Der nie leer wird.
Sie erkennten der Liebe
Unendliche Fülle,
Und prieſen die Nahrung
Von Leib und Blut.

8.

Weinen muß ich, immer weinen:
Möcht' er einmal nur erſcheinen,
Einmal nur von Ferne mir.
Heil'ge Wehmuth! ewig währen
Meine Schmerzen, meine Zähren;
Gleich erſtarren möcht' ich hier.

Ewig ſeh ich ihn nur leiden,
Ewig bittend ihn verſcheiden.
O! daß dieſes Herz nicht bricht,

Meine Augen ſich nicht ſchließen,
Ganz in Thränen zu zerfließen,
Dieſes Glück verdient' ich nicht.

Weint denn keiner nicht von allen?
Soll ſein Name ſo verfallen?
Iſt die Welt auf einmal todt?
Werd' ich nie aus ſeinen Augen
Wieder Lieb' und Leben ſaugen?
Iſt er nun auf ewig todt?

Todt, — was kann, was ſoll das heißen?
O! ſo ſagt mir doch, ihr Weiſen,
Sagt mir dieſe Deutung an.
Er iſt ſtumm, und alle ſchweigen,
Keiner kann auf Erden zeigen,
Wo mein Herz ihn finden kann.

Nirgend kann ich hier auf Erden
Jemals wieder glücklich werden,
Alles iſt ein düſtrer Traum.
Ich bin auch mit ihm verſchieden,
Läg' ich doch mit ihm in Frieden
Schon im unterird'ſchen Raum.

Du, ſein Vater und der meine,
Sammle du doch mein Gebeine
Zu dem ſeinigen nur bald.
Grün wird bald ſein Hügel ſtehen
Und der Wind darüber wehen,
Und verweſen die Geſtalt.

Wenn ſie ſeine Liebe wüßten,
Alle Menſchen würden Chriſten,

Ließen alles andre ſtehn;
Liebten alle nur den Einen,
Würden alle mit mir weinen
Und im bittern Weh vergehn.

9.

Ich ſag' es jedem, daß er lebt
Und auferſtanden iſt,
Daß er in unſrer Mitte ſchwebt
Und ewig bei uns iſt.

Ich ſag' es jedem, jeder ſagt
Es ſeinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt ſcheint die Welt dem neuen Sinn
Erſt wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus ſeiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Verſank des Todes Graun,
Und jeder kann nun leicht und hehr
In ſeine Zukunft ſchaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf ſeinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen ſchließt,

Vom Wiederſehn, ſpät oder früh,
Wird dieſer Schmerz verſüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein jeder friſcher glühn,
Denn herrlich wird ihm dieſe Saat
In ſchönern Fluren blühn.

Er lebt, und wird nun bei uns ſeyn,
Wenn alles uns verläßt!
Und ſo ſoll dieſer Tag uns ſeyn
Ein Weltverjüngungs-Feſt.

10.

Es giebt ſo bange Zeiten,
Es giebt ſo trüben Muth,
Wo alles ſich von weiten
Geſpenſtiſch zeigen thut.

Es ſchleichen wilde Schrecken,
So ängſtlich leiſe her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerſchwer.

Die ſichern Stützen ſchwanken,
Kein Halt der Zuverſicht;
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnſinn ſteht und locket
Unwiderſtehlich hin.
Der Puls des Lebens ſtocket,
Und ſtumpf iſt jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
Zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben,
Und hilft in Angſt und Schmerz?

Geh zu dem Wunderſtamme,
Gieb ſtiller Sehnſucht Raum,
Aus ihm geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Du ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land.

11.

Ich weiß nicht, was ich ſuchen könnte,
Wär' jenes liebe Weſen mein,
Wenn er mich ſeine Freude nennte,
Und bei mir wär', als wär' ich ſein.

So Viele gehn umher und ſuchen
Mit wild verzerrtem Angeſicht,
Sie heißen immer ſich die Klugen,
Und kennen dieſen Schatz doch nicht.

Der eine denkt, er hats ergriffen,
Und was er hat, iſt nichts als Gold;
Der will die ganze Welt umſchiffen,
Nichts als ein Name wird ſein Sold.

Der läuft nach einem Siegerkranze
Und Der nach einem Lorbeerzweig,

Und ſo wird von verſchiednem Glanze
Getäuſcht ein jeder, keiner reich.

Hat er ſich euch nicht kund gegeben?
Vergaßt ihr, wer für euch erblich?
Wer uns zu Lieb' aus dieſem Leben
In bittrer Qual verachtet wich?

Habt ihr von ihm denn nichts geleſen,
Kein armes Wort von ihm gehört?
Wie himmliſch gut er uns geweſen,
Und welches Gut er uns beſcheert?

Wie er vom Himmel hergekommen,
Der ſchönſten Mutter hohes Kind?
Welch Wort die Welt von ihm vernommen,
Wie viel durch ihn geneſen ſind?

Wie er von Liebe nur beweget
Sich ganz uns hingegeben hat,
Und in die Erde ſich geleget
Zum Grundſtein einer Gottesſtadt?

Kann dieſe Botſchaft euch nicht rühren,
Iſt ſo ein Menſch euch nicht genug,
Und öffnet ihr nicht eure Thüren
Dem, der den Abgrund für euch ſchlug?

Laßt ihr nicht alles willig fahren,
Thut gern auf jeden Wunſch Verzicht;
Wollt euer Herz nur ihm bewahren,
Wenn er euch ſeine Huld verſpricht?

Nimm du mich hin, du Held der Liebe!
Du biſt mein Leben, meine Welt,

Wenn nichts vom Irdiſchen mir bliebe,
So weiß ich, wer mich ſchadlos hält.

Du giebſt mir meine Lieben wieder,
Du bleibſt in Ewigkeit mir treu,
Anbetend ſinkt der Himmel nieder,
Und dennoch wohneſt du mir bei.

12.

Wo bleibſt du Troſt der ganzen Welt?
Herberg' iſt dir ſchon längſt beſtellt.
Verlangend ſieht ein jedes dich,
Und öffnet deinem Segen ſich.

Geuß, Vater, ihn gewaltig aus,
Gieb ihn aus deinem Arm heraus:
Nur Unſchuld, Lieb' und ſüße Schaam
Hielt ihn, daß er nicht längſt ſchon kam.

Treib ihn von dir in unſern Arm,
Daß er von deinem Hauch noch warm;
In ſchweren Wolken ſammle ihn,
Und laß ihn ſo hernieder ziehn.

In kühlen Strömen ſend' ihn her,
In Feuerflammen lodre er,
In Luft und Oel, in Klang und Thau
Durchdring' er unſrer Erde Bau.

So wird der heil'ge Kampf gekämpft,
So wird der Hölle Grimm gedämpft,
Und ewig blühend geht allhier
Das alte Paradies herfür.

Die Erde regt ſich, grünt und lebt,
Des Geiſtes voll ein jedes ſtrebt
Den Heiland lieblich zu empfahn,
Und beut die vollen Brüſt' ihm an.

Der Winter weicht, ein neues Jahr
Steht an der Krippe Hochaltar:
Es iſt das erſte Jahr der Welt,
Die ſich das Kind erſt ſelbſt beſtellt.

Die Augen ſehn den Heiland wohl,
Und doch ſind ſie des Heilands voll,
Von Blumen wird ſein Haupt geſchmückt,
Aus den'n er ſelbſt holdſelig blickt.

Er iſt der Stern, er iſt die Sonn',
Er iſt des ew'gen Lebens Bronn,
Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
Schimmert ſein kindlich Angeſicht.

In allen Dingen ſein kindlich Thun,
Seine heiße Liebe wird nimmer ruhn,
Er ſchmiegt ſich ſeiner unbewußt
Unendlich feſt an jede Bruſt.

Ein Gott für uns, ein Kind für ſich
Liebt er uns all' herzinniglich,
Wird unſre Speiſ' und unſer Trank,
Treuſinn iſt ihm der liebſte Dank.

Das Elend wächst je mehr und mehr,
Ein düſtrer Gram bedrückt uns ſehr,
Laß, Vater, den Geliebten gehn,
Mit uns wirſt du ihn wieder ſehn.

13.

Wenn in bangen trüben Stunden
Unſer Herz beinah verzagt,
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angſt in unſerm Innern nagt;
Wir der Treugeliebten denken,
Wie ſie Gram und Kummer drückt,
Wolken unſern Blick beſchränken,
Die kein Hoffnungsſtrahl durchblickt:

O! dann neigt ſich Gott herüber,
Seine Liebe kommt uns nah,
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht ſein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des friſchen Lebens,
Lispelt Muth und Troſt uns zu;
Und wir beten nicht vergebens
Auch für die Geliebten Ruh.

14.

Wer einmal, Mutter, dich erblickt,
Wird vom Verderben nie beſtrickt,
Trennung von dir muß ihn betrüben,
Ewig wird er dich brünſtig lieben;
Und deiner Huld Erinnerung
Bleibt fortan ſeines Geiſtes höchſter Schwung.

Ich mein' es herzlich gut mit dir,
Was mir gebricht, ſiehſt du in mir.
Laß, ſüße Mutter, dich erweichen,
Einmal gieb mir ein frohes Zeichen,

Mein ganzes Daſeyn ruht in dir,
Nur einen Augenblick ſey du bei mir.

Oft, wenn ich träumte, ſah ich dich
So ſchön, ſo herzensinniglich,
Der kleine Gott auf deinen Armen
Wollt' des Geſpielen ſich erbarmen;
Du aber hobſt den hehren Blick
Und gingſt in tiefe Wolkenpracht zurück.

Was hab' ich Armer, dir gethan?
Noch bet' ich dich voll Sehnſucht an,
Sind deine heiligen Kapellen
Nicht meines Lebens Ruheſtellen?
Gebenedeite Königin,
Nimm dieſes Herz mit dieſem Leben hin!

Du weißt, geliebte Königin,
Wie ich ſo ganz dein eigen bin.
Hab' ich nicht ſchon ſeit langen Jahren
Im Stillen deine Huld erfahren?
Als ich kaum meiner noch bewußt,
Sog ich ſchon Milch aus deiner ſel'gen Bruſt.

Unzähligmal ſtandſt du bei mir,
Mit Kindesluſt ſah ich nach dir,
Dein Kindlein gab mir ſeine Hände,
Daß es dereinſt mich wieder fände;
Du lächelteſt voll Zärtlichkeit
Und küßteſt mich: o himmelſüße Zeit!

Fern ſteht nun dieſe ſel'ge Welt,
Gram hat ſich längſt zu mir geſellt,
Betrübt bin ich umher gegangen,

Hab' ich mich denn ſo ſchwer vergangen?
Kindlich berühr' ich deinen Saum,
Erwecke mich aus dieſem ſchweren Traum.

Darf nur ein Kind dein Antlitz ſchaun,
Und deinem Beiſtand feſt vertraun,
So löſe doch des Alters Binde,
Und mache mich zu deinem Kinde:
Die Kindeslieb' und Kindestreu
Wohnt mir von jener goldnen Zeit noch bei.

15.

Ich ſehe dich in tauſend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich ſchildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar ſüßer Himmel
Mir ewig im Gemüthe ſteht.

Vermiſchte Gedichte.

1.

An Tieck.

Ein Kind voll Wehmuth und voll Treue,
Verſtoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue,
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang,
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längſt verfallnen Bank

Ein altes Buch mit Gold verſchloſſen,
Und nie gehörte Worte drinn;
Und, wie des Frühlings zarte Sproſſen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es ſitzt, und lieſ't, und ſchauet
In den Kryſtall der neuen Welt,
An Gras und Sternen ſich erbauet,
Und dankbar auf die Kniee fällt,

So hebt ſich ſacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann,
Im ſchlichten Rock, und kommt mit heiterm
Geſicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich ſind die Züge,
So kindlich und ſo wunderbar;
Es ſpielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar ſeltſam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend ſeine Hände,
Es iſt des Buches hoher Geiſt,
Der ihm der ſauern Wallfahrt Ende
Und ſeines Vaters Wohnung weiſ't.

Du knieſt auf meinem öden Grabe,
So öffnet ſich der heil'ge Mund,
Du biſt der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg, als armer Knabe,
Hab' ich ein himmliſch Buch geſehn,
Und konnte nun durch dieſe Gabe
In alle Kreaturen ſehn.

Es ſind an mir durch Gottes Gnade
Der höchſten Wunder viel geſchehn;
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen ſtehn.

Ich habe treulich aufgeſchrieben,
Was innre Luſt mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit iſt da, und nicht verborgen
Soll das Myſterium mehr ſeyn.
In dieſem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröthe,
Des Friedens Bote ſollſt du ſeyn.
Sanft wie die Luft in Harf' und Flöte,
Hauch' ich dir meinen Athem ein.

Gott ſey mit dir! Geh hin und waſche
Die Augen dir mit Morgenthau.
Sey treu dem Buch und meiner Aſche,
Und bade dich im ew'gen Blau.

Du wirſt das letzte Reich verkünden,
Das tauſend Jahre ſoll beſtehn;
Wirſt überſchwenglich Weſen finden,
Und Jakob Böhmen wiederſehn.

2.

In ſtiller Treue ſieht man gern ihn walten,
Nicht wie die Meiſten, mag er ſinnlos ſchweifen,
Er will die dargebotne Recht' ergreifen
Der beſſern Zukunft, um ſie feſt zu halten.
Reichfarbig wird ſich dieſe Knosp' entfalten,
Das Auge ſich für ferne Welten ſchleifen,
Zum Meiſter wird der treue Lehrling reifen,
Und um ſich her ein neues Reich geſtalten.

Wie fröhlich kann dankbar ein Freund verkünden
Was ſeinem Geiſt ſich längſt vergnüglich zeigte,
Wenn er des Jünglings Wandel ſtill bedachte.

O! möchte jede Treue — Treue finden,
Und daß zu dem der Lilienſtab ſich neigte,
Der Luſt und Leben kranken Herzen brachte.

3.

A n —

Was paßt, das muß ſich runden,
Was ſich verſteht, ſich finden,
Was gut iſt, ſich verbinden,
Was liebt, zuſammen ſeyn.
Was hindert, muß entweichen,
Was krumm iſt, muß ſich gleichen,
Was fern iſt, ſich erreichen,
Was keimt, das muß gedeihn.

Gieb treulich mir die Hände,
Sey Bruder mir, und wende
Den Blick, vor deinem Ende,
Nicht wieder weg von mir.
Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!

4.

Alle Menſchen ſeh' ich leben,
Viele leicht vorüber ſchweben,
Wen'ge mühſam vorwärts ſtreben,
Doch nur Einem iſt gegeben
Leichtes Streben, ſchwebend Leben.

Wahrlich, der Genuß ziemt Thoren,
An der Zeit ſind ſie verloren,
Gleichen ganz den Ephemeren.
In dem Streit mit Sturm und Wogen

Wird der Weiſe fortgezogen,
Kämpft, um niemals aufzuhören,
Und ſo wird die Zeit betrogen,
Endlich unters Joch gebogen,
Muß des Weiſen Macht vermehren.

Ruh' iſt Göttern nur gegeben,
Ihnen ziemt der Ueberfluß,
Doch für uns iſt Handeln Leben,
Macht zu üben nur Genuß.

5.

Es färbte ſich die Wieſe grün
Und um die Hecken ſah ich's blühn;
Tagtäglich ſah ich neue Kräuter,
Mild war die Luft, der Himmel heiter:
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Und immer dunkler ward der Wald,
Auch bunter Sänger Aufenthalt,
Es drang mir bald auf allen Wegen
Ihr Klang in ſüßem Duft entgegen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Es quoll und trieb nun überall,
Mit Leben, Farben, Duft und Schall;
Sie ſchienen gern ſich zu vereinen,
Daß alles möchte lieblich ſcheinen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

So dacht' ich: iſt ein Geiſt erwacht,
Der alles ſo lebendig macht,
Und der mit tauſend ſchönen Waaren
Und Blüthen ſich will offenbaren?
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Vielleicht beginnt ein neues Reich,
Der lockre Staub wird zum Geſträuch,
Der Baum nimmt thieriſche Geberden,
Das Thier ſoll gar zum Menſchen werden.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Wie ich ſo ſtand und bei mir ſann,
Ein mächt'ger Trieb in mir begann:
Ein freundlich Mädchen kam gegangen
Und nahm mir jeden Sinn gefangen.
Ich wußte nicht, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

Uns barg der Wald vor Sonnenſchein;
Das iſt der Frühling! fiel mir ein;
Und kurz, ich ſah, daß jetzt auf Erden
Die Menſchen ſollten Götter werden.
Nun wußt' ich wohl, wie mir geſchah,
Und wie das wurde, was ich ſah.

6.

Der Himmel war umzogen,
Es war ſo trüb' und ſchwül,
Heiß kam der Wind geflogen,
Und trieb ſein ſeltſam Spiel.

Ich ſchlich in tiefem Sinnen,
Von ſtillem Gram verzehrt. —
Was ſoll ich nun beginnen?
Mein Wunſch blieb unerhört.

Wenn Menſchen könnten leben
Wie kleine Vögelein,
So wollt' ich zu ihr ſchweben,
Und fröhlich mit ihr ſeyn.

Wär' hier nichts mehr zu finden,
Wär' Feld und Staude leer,
So flögen, gleich den Winden,
Wir über's dunkle Meer.

Wir blieben bei dem Lenze,
Und von dem Winter weit,
Wir hätten Frücht' und Kränze,
Und immer gute Zeit.

Die Myrthe ſproßt im Tritte
Der Wohlfahrt leicht hervor,
Doch um des Elends Hütte
Schießt Unkraut nur empor.

Mir wär ſo bang zu Muthe,
Da ſprang ein Kind heran,
Schwang fröhlich ſeine Ruthe
Und ſah mich freundlich an.

Warum mußt du dich grämen?
O! weine doch nicht ſo,
Kannſt meine Gerte nehmen,
Dann wirſt du wieder froh.

Ich nahm ſie, und es hüpfte
Mit Freuden wieder fort,
Und ſtille Rührung knüpfte
Sich an des Kindes Wort.

Wie ich ſo bei mir dachte:
Was ſoll die Ruthe dir?
Schwankt' aus den Büſchen ſachte
Ein grüner Glanz zu mir.

Die Königin der Schlangen
Schlich durch die Dämmerung;
Sie ſchien gleich goldnen Spangen
In wunderbarem Prunk.

Ihr Krönchen ſah ich funkeln
Mit bunten Strahlen weit,
Und alles war im Dunkeln
Mit grünem Gold beſtreut.

Ich nahte mich ihr leiſe
Und traf ſie mit dem Zweig:
So wunderbarer Weiſe
Ward ich unſäglich reich.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menſchen. Wer ſie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entſtehen ſehn; Figuren, die zu jener großen Chiffernſchrift zu gehören ſcheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierſchalen, in Wolken, im Schnee, in Kryſtallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Waſſern, im Innern und Aeußern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menſchen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und geſtrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilſpänen um den Magnet her, und ſonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahndet man den Schlüſſel dieſer Wunderſchrift, die Sprachlehre derſelben; allein die Ahndung will ſich ſelbſt in keine feſte Formen fügen, und ſcheint kein höherer Schlüſſel werden zu wollen. Ein Alcaheſt ſcheint über die Sinne der Menſchen ausgegoſſen zu ſeyn. Nur augenblicklich ſcheinen ihre Wünſche, ihre Gedanken ſich zu verdichten. So entſtehen ihre Ahndungen, aber nach kurzen Zeiten ſchwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich ſagen: die Unverſtändlichkeit ſey Folge nur des Unverſtandes; dieſer ſuche, was er

habe, und alſo niemals weiter finden könne. Man verſtehe die Sprache nicht, weil ſich die Sprache ſelber nicht verſtehe, nicht verſtehen wolle; die ächte Sanſcrit ſpräche, um zu ſprechen, weil Sprechen ihre Luſt und ihr Weſen ſey.

Nicht lange darauf ſprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft ſpricht, iſt des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimniſſen dünkt uns ſeine Schrift, denn ſie iſt ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unſerm Lehrer ſprach gewiß die Stimme, denn er verſteht die Züge zu verſammeln, die überall zerſtreut ſind. Ein eignes Licht entzündet ſich in ſeinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unſern Augen ſpäht, ob auch in uns aufgegangen iſt das Geſtirn, das die Figur ſichtbar und verſtändlich macht. Sieht er uns traurig, daß die Nacht nicht weicht, ſo tröſtet er uns, und verheißt dem ämſigen, treuen Seher künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb die Sinne zu üben, zu beſchäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen ſah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. Ins Luftmeer ſah er ohne Raſt, und ward nicht müde ſeine Klarheit, ſeine Bewegungen, ſeine Wolken, ſeine Lichter zu betrachten. Er ſammelte ſich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte ſie auf mannichfache Weiſe ſich in Reihen. Auf Menſchen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres ſaß er, ſuchte Muſcheln. Auf ſein Gemüth und ſeine Gedanken lauſchte er ſorgſam. Er wußte

nicht, wohin ihn ſeine Sehnſucht trieb. Wie er größer ward, ſtrich er umher, beſah ſich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menſchen; ſtieg in Höhlen, ſah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in ſonderbare Felſenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemiſcht, gepaart, und alſo ordneten ſich ſelbſt in ihm oft ſeltſame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zuſammentreffungen. Nun ſah er bald nichts mehr allein. — In große, bunte Bilder drängten ſich die Wahrnehmungen ſeiner Sinne: er hörte, ſah, taſtete und dachte zugleich. Er freute ſich, Fremdlinge zuſammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menſchen, bald die Menſchen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er ſpielte mit den Kräften und Erſcheinungen, er wußte wo und wie er dies und jenes finden, und erſcheinen laſſen konnte, und griff ſo ſelbſt in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun ſeitdem aus ihm geworden iſt, thut er nicht kund. Er ſagt uns, daß wir ſelbſt von ihm und eigner Luſt geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen ſey. Mehrere von uns ſind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück und lernten ein Gewerbe treiben. Einige ſind von ihm ausgeſendet worden, wir wiſſen nicht wohin; er ſuchte ſie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erſt da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, ſo wollte er ihm den Unterricht übergeben.

Es hatte große dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte ſeine Haut, und ſeine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unſere Blumen, Steine, Federn, alles gern geſchenkt. Es lächelte unendlich ernſt, und uns ward ſeltſam wohl mit ihm zu Muthe. Einſt wird er wiederkommen, ſagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrſtunden auf. — Einen ſchickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig ſah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Kryſtalle ſuchten oder Blumen. In die Ferne ſah er ſchlecht, bunte Reihen gut zu legen wußte er nicht. Er zerbrach alles ſo leicht. Doch hatte keiner einen ſolchen Trieb und ſolche Luſt am Sehen und Hören. Seit einer Zeit, — vorher eh jenes Kind in unſern Kreis trat, — ward er auf einmal heiter und geſchickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder und die Nacht brach ein. Wir waren ſeinetwegen ſehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmrung kam, hörten wir in einem nahen Haine ſeine Stimme. Er ſang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer ſah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder ſehen werde. In unſre Mitte trat er bald, und brachte, mit unausſprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unſcheinbares Steinchen von ſeltſamer Geſtalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küßte ihn lange, dann ſah er uns mit naſſen Augen an, und legte dieſes Steinchen auf einen leeren Platz,

der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen ſich berührten.

Ich werde dieſer Augenblicke nie fortan vergeſſen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehn eine helle Ahndung dieſer wunderbaren Welt in unſern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeſchickter als die Andern, und minder gern ſcheinen ſich die Schätze der Natur von mir finden zu laſſen. Doch iſt der Lehrer mir gewogen, und läßt mich in Gedanken ſitzen, wenn die Andern ſuchen gehn. So wie dem Lehrer iſt mir nie geweſen. Mich führt alles in mich ſelbſt zurück. Was einmal die zweite Stimme ſagte, habe ich wohl verſtanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir iſt, als wären ſie nur Bilder, Hüllen, Zierden, verſammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieſes liegt mir immer in Gedanken. Sie ſuch' ich nicht, in ihnen ſuch' ich oft. Es iſt, als ſollten ſie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau ſteht, nach der mein Geiſt ſich ſehnt. Mir hat der Lehrer nie davon geſagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniß dünkt es mir. Gern hätt' ich jenes Kind gefragt, in ſeinen Zügen fand ich Verwandtſchaft; auch ſchien in ſeiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, ſicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Buſen offen, die Zunge frei geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht ſo. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiß ich nicht. Mir ſcheint

es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir ſelber zu geſtehen, allein zu innig dringt ſich mir der Glaube auf: einſt find' ich hier, was mich beſtändig rührt; ſie iſt zugegen. Wenn ich mit dieſem Glauben hier umher gehe, ſo tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zuſammen, und alle ſind nach Einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes ſo bekannt, ſo lieb; und was mir ſeltſam noch erſchien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade dieſe Fremdheit iſt mir fremd, und darum hat mich immer dieſe Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er iſt mir juſt ſo unbegreiflich lieb. Ich weiß es, er verſteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunſch geſprochen. Vielmehr will er, daß wir den eignen Weg verfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu dieſen Wohnungen, zu dieſer heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will alſo meine Figur beſchreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Inſchrift dort, den Schleier hebt, ſo müſſen wir Unſterbliche zu werden ſuchen; wer ihn nicht heben will, iſt kein ächter Lehrling zu Sais.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menſchen darauf dachten, die mannichfachen Gegenſtände ihrer Sinne mit einem gemeinſchaftlichen Namen zu bezeichnen, und ſich entgegen zu ſetzen. Durch Uebung werden

Entwickelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Brechungen des Lichtſtrahls vergleichen kann. So hat ſich auch nur allmählich unſer Innres in ſo mannichfaltige Kräfte zerſpaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch dieſe Zerſpaltung zunehmen. Vielleicht iſt es nur krankhafte Anlage der ſpätern Menſchen, wenn ſie das Vermögen verlieren, dieſe zerſtreuten Farben ihres Geiſtes wieder zu miſchen und nach Belieben den alten einfachen Naturſtand herzuſtellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter ſie ſind, deſto vereinigter, deſto vollſtändiger und perſönlicher fließt jeder Naturkörper, jede Erſcheinung in ſie ein: denn der Natur des Sinnes entſpricht die Natur des Eindrucks, und daher mußte jenen früheren Menſchen alles menſchlich, bekannt und geſellig vorkommen; die friſcheſte Eigenthümlichkeit mußte in ihren Anſichten ſichtbar werden; jede ihrer Aeußerungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorſtellungen mußten mit der ſie umgebenden Welt übereinſtimmen, und einen treuen Ausdruck derſelben darſtellen. Wir können daher die Gedanken unſerer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniß, als eine Selbſtabbildung des damaligen Zuſtandes der irdiſchen Natur betrachten, und beſonders an ihnen, als den ſchicklichſten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniß deſſelben, das damalige Verhältniß zu ſeinen Bewohnern, und ſeiner Bewohner zu ihm, beſtimmt abnehmen. Wir finden, daß gerade

die erhabenſten Fragen zuerſt ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigten, und daß ſie den Schlüſſel dieſes wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmaſſe der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahndung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieß jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freilich nicht ohne Beihülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoßender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewißheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als Menſchengeſchichte zu behandeln, überall nur menſchliche Begebenheiten und Ver-

hältniſſe zu finden, iſt eine fortwandernde, in den verſchiedenſten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und ſcheint an wunderbarer Wirkung, und leichter Ueberzeugung beſtändig den Vorrang gehabt zu haben. Auch ſcheint die Zufälligkeit der Natur ſich wie von ſelbſt an die Idee menſchlicher Perſönlichkeit anzuſchließen, und letztere am willigſten, als menſchliches Weſen verſtändlich zu werden. Daher iſt auch wohl die Dichtkunſt das liebſte Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde geweſen, und am hellſten iſt in Gedichten der Naturgeiſt erſchienen. Wenn man ächte Gedichte lieſ't und hört, ſo fühlt man einen innern Verſtand der Natur ſich bewegen, und ſchwebt, wie der himmliſche Leib derſelben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforſcher und Dichter haben durch Eine Sprache ſich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen ſammelten und in großen, geordneten Maſſen aufſtellten, haben dieſe für menſchliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeßliche Natur zu mannichfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zerſplittert und gebildet. Wenn dieſe mehr das Flüſſige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, ſuchten jene mit ſcharfen Meſſerſchnitten den innern Bau und die Verhältniſſe der Glieder zu erforſchen. Unter ihren Händen ſtarb die freundliche Natur, und ließ nur todte, zuckende Reſte zurück; dagegen ſie vom Dichter, wie durch geiſtvollen Wein, noch mehr beſeelt, die göttlichſten und munterſten Einfälle hören ließ, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel ſtieg, tanzte und weiſſagte, jeden

Gaſt willkommen hieß, und ihre Schätze frohen Muths verſchwendete. So genoß ſie himmliſche Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforſcher nur dann ein, wenn ſie krank und gewiſſenhaft war. Dann gab ſie ihm Beſcheid auf jede Frage, und ehrte gern den ernſten, ſtrengen Mann. Wer alſo ihr Gemüth recht kennen lernen will, muß ſie in der Geſellſchaft der Dichter ſuchen, dort iſt ſie offen und ergießt ihr wunderſames Herz. Wer ſie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren ſtrebt, muß ihre Krankenſtube, ihr Beinhaus fleißig beſuchen.

Man ſteht mit der Natur gerade in ſo unbegreiflich verſchiedenen Verhältniſſen wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt, und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte göttlich, und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte. Man kann nicht ſagen, daß es eine Natur gebe, ohne etwas Ueberſchwengliches zu ſagen, und alles Beſtreben nach Wahrheit in den Reden und Geſprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es iſt ſchon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollſtändig zu begreifen, zur Sehnſucht ſich veredelt, zur zarten, beſcheidenen Sehnſucht, die ſich das fremde, kalte Weſen gern gefallen läßt, wenn ſie nur einſt auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es iſt ein geheimnißvoller Zug nach allen Seiten in unſerm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt ſich rings verbreitend. Liegt nun die wunderſame ſinnliche und unſinnliche Natur rund um

uns her, ſo glauben wir es ſey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeußerung unſrer Sympathie mit ihr: nur ſucht der eine hinter dieſen blauen, fernen Geſtalten noch eine Heimath, die ſie ihm verhüllen, eine Geliebte ſeiner Jugend, Eltern und Geſchwiſter, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenſeits warteten unbekannte Herrlichkeiten ſeiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter verſteckt, und ſtreckt verlangend ſeine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bei dieſer herrlichen Umgebung ruhig ſtehen, und ſuchen ſie nur ſelbſt in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfaſſen, vergeſſen über der Vereinzelung den blitzenden Faden nicht, der reihenweiſe die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden ſich beſeligt in der Beſchauung dieſes lebendigen, über nächtlichen Tiefen ſchwebenden Schmucks. So entſtehn mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigſten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andere fröhliche Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller, wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor. Dazwiſchen waren

andere ſinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur große, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beſchäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu ſchaffen. — Sie theilten ſich geſellig in das große Werk; die einen ſuchten die verſtummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andre legten ihre Ahndungen und Bilder ſchönerer Geſchlechter in Erz und Steine nieder, bauten ſchönere Felſen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelaſſenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberſchwemmungen, und pflegten die edleren Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen ſich miſchen und ordnen, und Wald und Wieſe, Quellen und Felſen wieder zu lieblichen Gärten zuſammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um ſie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen ſich der armen, verlaßnen, für Menſchenſitte empfänglichen Thiere an, und ſäuberten die Wälder von den ſchädlichen Ungeheuern, dieſen Mißgeburten einer entarteten Phantaſie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, ſie ward ſanfter und erquicklicher, und ließ ſich willig zur Beförderung der menſchlichen Wünſche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an menſchlich ſich zu regen, ihre Phantaſien wurden heiterer, ſie ward wieder umgänglich, und antwortete dem

freundlichen Frager gern, und ſo ſcheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der ſie den Menſchen Freundin, Tröſterin, Prieſterin und Wunderthäterin war, als ſie unter ihnen wohnte, und ein himmliſcher Umgang die Menſchen zu Unſterblichen machte. Dann werden die Geſtirne die Erde wieder beſuchen, der ſie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinſterung: dann legt die Sonne ihren ſtrengen Zepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geſchlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zuſammen. Dann finden ſich die alten verwaiſten Familien, und jeder Tag ſieht neue Begrüßungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt ſich neu erglimmende Aſche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnſtätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geſchichte wird zum Traum einer unendlichen, unabſehlichen Gegenwart.

Wer dieſes Stamms und dieſes Glaubens iſt, und gern auch das Seinige zu dieſer Entwilderung der Natur beitragen will, geht in den Werkſtätten der Künſtler umher, belauſcht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunſt, wird nimmer müde die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verſchmäht keinen mühſeligen Gang, wenn ſie ihm winkt, und ſollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet ſicher unſägliche Schätze, das Grubenlichtchen ſteht am Ende ſtill, und wer weiß, in welche himmliſche Geheimniſſe

ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdiſchen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiß weiter ab vom Ziele, als wer ſich ſelbſt einbildet, er kenne ſchon das ſeltſame Reich, und wiſſe mit wenig Worten ſeine Verfaſſung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von ſelbſt geht keinem, der los ſich riß und ſich zur Inſel machte, das Verſtändniß auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menſchen, die nicht wiſſen, was ſie thun, kann dies begegnen. Langer, unabläſſiger Umgang, freie und künſtliche Betrachtung, Aufmerkſamkeit auf leiſe Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das ſind die weſentlichen Erforderniſſe eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem ſein Wunſch gedeihen wird. Nicht weiſe ſcheint es, eine Menſchenwelt ohne volle aufgeblühte Menſchheit begreifen und verſtehn zu wollen. Kein Sinn muß ſchlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach ſind, ſo müſſen ſie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erſchlafft ſeyn. So wie man einen künftigen Maler in dem Knaben ſieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Farben zu Figuren bunt verknüpft, ſo ſieht man einen künftigen Weltweiſen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Raſt nachſpürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zuſammenträgt, und froh iſt, wenn er einer neuen Erſcheinung, einer neuen Kraft und Kenntniß Meiſter und Beſitzer geworden iſt.

Nun dünkt es Einigen, es ſey der Mühe gar nicht werth, den endloſen Zerſpaltungen der Natur nachzu-

gehn, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinſte Korn der feſten Körper, nie die einfachſte Faſer finden werde, weil alle Größe vor- und rückwärts ſich ins Unendliche verliert, ſo ſey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zuſammenſetzungen, neue Erſcheinungen bis ins Unendliche. Sie ſchienen dann nur ſtill zu ſtehn, wenn unſer Fleiß ermatte, und ſo verſchwende man die edle Zeit mit müßigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnſinn, ein feſter Schwindel an der entſetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, ſo weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umſchwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefräßigkeit, des tollſten Uebermuths, eine unglücksſchwangere Unermeßlichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine deſto grauſendere Nacht, und Schrecken aller Art müßten jeden Beobachter zur Gefühlloſigkeit ängſtigen. Wie ein Heiland ſtehe dem armen Menſchengeſchlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnſinnigſte am glücklichſten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieſes rieſenmäßigen Triebwerks ſey ſchon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel: denn jeder Reiz ſcheine ein wachſender Wirbel, der bald ſich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine ſchreckenvolle Nacht mit ſich fortreiße. Hier ſey die liſtige Fallgrube des menſchlichen Verſtandes, den die Natur überall als ihren größten Feind zu vernichten

ſuche. Heil der kindlichen Unwiſſenheit und Schuldloſigkeit der Menſchen, welche ſie die entſetzlichen Gefahren nicht gewahr werden ließe, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnſitze herlägen, und jeden Augenblick über ſie hereinzubrechen bereit wären. Nur innre Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menſchen bis jetzo erhalten, indeß könne jener große Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo ſich die ſämmtlichen Menſchen durch einen großen gemeinſchaftlichen Entſchluß aus dieſer peinlichen Lage, aus dieſem furchtbaren Gefängniſſe reißen, und durch eine freiwillige Entſagung ihrer hieſigen Beſitzthümer auf ewig ihr Geſchlecht aus dieſem Jammer erlöſen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten ſie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltſamen Vertilgung, oder einer noch entſetzlicheren Ausartung in Thiere, durch ſtufenweiſe Zerſtörung der Denkorgane, durch Wahnſinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felſen, Stürmen und Wogen müſſe nothwendig die Menſchen dieſen Gegenſtänden verähnlichen, und dieſe Verähnlichung, Verwandlung und Auflöſung des Göttlichen und Menſchlichen in unbändige Kräfte ſey der Geiſt der Natur, dieſer fürchterlich verſchlingenden Macht: und ſey nicht alles, was man ſehe, ſchon ein Raub des Himmels, eine große Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibſel eines ſchrecklichen Mahls?

Wohl, ſagen Muthigere, laßt unſer Geſchlecht einen langſamen, wohldurchdachten Zerſtörungskrieg mit dieſer Natur führen. Mit ſchleichenden Giften müſſen

wir ihr beizukommen ſuchen. Der Naturforſcher ſey ein edler Held, der ſich in den geöffneten Abgrund ſtürze, um ſeine Mitbürger zu erretten. Die Künſtler haben ihr ſchon manchen geheimen Streich beigebracht, fahrt nur ſo fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht ſie lüſtern nach ſich ſelbſt. Benutzt jene Zwiſte, um ſie, wie jenen feuerſpeienden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muß ſie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menſchenkindern. Entfernte Brüder ſind zu Einem Zweck mit uns vereint; das Sternenrad wird das Spinnrad unſers Lebens werden, und dann können wir durch unſere Sklaven ein neues Dſchinniſtan uns bauen. Mit innerm Triumph laßt uns ihren Verwüſtungen, ihren Tumulten zuſehen, ſie ſoll an uns ſich ſelbſt verkaufen, und jede Gewaltthat ſoll ihr zur ſchweren Buße werden. In den begeiſternden Gefühlen unſrer Freiheit laßt uns leben und ſterben, hier quillt der Strom, der ſie einſt überſchwemmen und zähmen wird, und in ihm laßt uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfriſchen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freiheit iſt genug, ſie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaß und Ziel zu ſetzen.

Sie haben recht, ſprechen Mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freiheit ſitzen wir und ſpähn; er iſt der große Zauberſpiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung ſich enthüllt, in ihm baden die zarten Geiſter und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern ſehn wir hier aufgeſchloſſen.

Was brauchen wir die trübe Welt der ſichtbaren Dinge mühſam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in dieſem Quell. Hier offenbart ſich der wahre Sinn des großen, bunten, verwirrten Schauſpiels: und treten wir von dieſen Blicken voll in die Natur, ſo iſt uns alles wohlbekannt, und ſicher kennen wir jede Geſtalt. Wir brauchen nicht erſt lange nachzuforſchen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande ſind genug, um uns zu verſtändigen. So iſt uns alles eine große Schrift, wozu wir den Schlüſſel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des großen Uhrwerks wiſſen. Nur wir genießen die Natur mit vollen Sinnen, weil ſie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängſtigen und helle Beſonnenheit uns zuverſichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, ſagt ein ernſter Mann zu dieſen. Erkennen ſie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer ſelbſt? Sie ſelbſt verzehren ſich in wilder Gedankenloſigkeit. Sie wiſſen nicht, daß ihre Natur ein Gedankenſpiel, eine wüſte Phantaſie ihres Traumes iſt. Ja wohl iſt ſie ihnen ein entſetzliches Thier, eine ſeltſame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Menſch ſieht ohne Schaudern dieſe Brut ſeiner regelloſen Einbildungskraft, denn er weiß, daß es nichtige Geſpenſter ſeiner Schwäche ſind. Er fühlt ſich Herr der Welt, ſein Ich ſchwebt mächtig über dieſem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über dieſem endloſen Wechſel erhaben ſchweben. Einklang ſtrebt ſein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unend-

lichkeit hinaus ſtets einiger mit ſich ſelbſt und ſeiner Schöpfung um ſich her ſeyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirkſamkeit einer hohen ſittlichen Weltordnung, der Veſte ſeines Ichs, immer heller hervortreten ſehen. Der Sinn der Welt iſt die Vernunft: um derentwillen iſt ſie da, und wenn ſie erſt der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft iſt, ſo wird ſie einſt zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre ſie der Menſch als Sinnbild ſeines Gemüths, das ſich mit ihm in unbeſtimmbare Stufen veredelt. Wer alſo zur Kenntniß der Natur gelangen will, übe ſeinen ſittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne ſeines Innern gemäß, und wie von ſelbſt wird die Natur ſich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln iſt jener große und einzige Verſuch, in welchem alle Räthſel der mannigfaltigſten Erſcheinungen ſich löſen. Wer ihn verſteht, und in ſtrengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiß, iſt ewiger Meiſter der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die ſich kreuzenden Stimmen. Es ſcheint ihm jede Recht zu haben, und eine ſonderbare Verwirrung bemächtigt ſich ſeines Gemüths. Allmählig legt ſich der innre Aufruhr, und über die dunkeln ſich an einander brechenden Wogen ſcheint ein Geiſt des Friedens heraufzuſchweben, deſſen Ankunft ſich durch neuen Muth und überſchauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein muntrer Geſpiele, dem Roſen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeigeſprungen, und ſah ihn in ſich geſenkt ſitzen. Du Grübler, rief er, biſt

auf ganz verkehrtem Wege. So wirſt du keine großen Fortſchritte machen. Das Beſte iſt überall die Stimmung. Iſt das wohl eine Stimmung der Natur? Du biſt noch jung, und fühlſt du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnſucht deine Bruſt erfüllen? Wie kannſt du nur in der Einſamkeit ſitzen? Sitzt die Natur einſam? Den Einſamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menſchen wird er einheimiſch, der Geiſt, der ſich mit tauſend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unſichtbare Geliebte dich umgiebt. Bei unſern Feſten löſ't ſich ſeine Zunge, er ſitzt oben an und ſtimmt Lieder des fröhlichſten Lebens an. Du haſt noch nicht geliebt, du Armer; beim erſten Kuß wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tauſend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen: horche wohl.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Menſch. Er war ſehr gut, aber auch über die Maaßen wunderlich. Er grämte ſich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer ſtill vor ſich hin, ſetzte ſich einſam, wenn die Andern ſpielten und fröhlich waren, und hing ſeltſamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren ſein liebſter Aufenthalt, und dann ſprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felſen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närriſches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürriſch und ernſthaft, ungeachtet ſich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und

der Gimpel alle Mühe gaben ihn zu zerſtreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weiſen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwiſchen, ein großer dicker Stein machte lächerliche Bocksſprünge, die Roſe ſchlich ſich freundlich hinter ihm herum, kroch durch ſeine Locken, und der Epheu ſtreichelte ihm die ſorgenvolle Stirn. Allein der Mißmuth und Ernſt waren hartnäckig. Seine Eltern waren ſehr betrübt, ſie wußten nicht was ſie anfangen ſollten. Er war geſund und aß, nie hatten ſie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und luſtig geweſen, wie keiner; bei allen Spielen voran, von allen Mädchen gern geſehn. Er war recht bildſchön, ſah aus wie gemalt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köſtliches, bildſchönes Kind, ſah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirſchrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachſen, brandrabenſchwarze Augen. Wer ſie ſah, hätte mögen vergehen, ſo lieblich war ſie. Damals war Roſenblüthe, ſo hieß ſie, dem bildſchönen Hyacinth, ſo hieß er, von Herzen gut, und er hatte ſie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wußtens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerſt geſagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt, die Häuſer ihrer Eltern lagen nahe beiſammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an ſeinem Fenſter ſtand und Roſenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäuſefang da vorbeiliefen, da ſahen ſie die beiden ſtehn, und lachten und kicherten oft ſo laut, daß ſie es hörten und böſe wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere

Vertrauen geſagt, die ſagte es ihrer Freundin, der

Stachelbeere, die ließ nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; ſo erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, ſo riefs von allen Seiten: Roſenblüthchen iſt mein Schätzchen! Nun ärgerte ſich Hyacinth, und mußte doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eyderchen geſchlüpft kam, ſich auf einen warmen Stein ſetzte, mit dem Schwänzchen wedelte und ſang:

Roſenblüthchen, das gute Kind,
Iſt geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter ſey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geſchwind;
Merkt ſie aber das fremde Geſicht,
Denkt nur an, da erſchrickt ſie nicht,
Fährt, als merkte ſie kein Wort,
Immer nur mit Küſſen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbei. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erſtaunlich weit gereiſt, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entſetzliche Augenbrauen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und ſeltſamen Figuren hineingewebt. Er ſetzte ſich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth ſehr neugierig, und ſetzte ſich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er ſeinen weißen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, ſo hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erſtaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und iſt drei

Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Roſenblüthchen hat genug den alten Herenmeiſter verwünſcht, denn Hyacinth iſt ganz verſeſſen auf ſeine Geſpräche geweſen, und hat ſich um nichts bekümmert; kaum daß er ein wenig Speiſe zu ſich genommen. Endlich hat jener ſich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelaſſen, das kein Menſch leſen konnte. Dieſer hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann iſt er tiefſinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Roſenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er ſich wenig aus ihr gemacht, und iſt immer für ſich geblieben. Nun begab ſichs, daß er einmal nach Hauſe kam, und war wie neu geboren. Er fiel ſeinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muß fort in fremde Lande, ſagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich geſund werden müßte, das Buch hat ſie ins Feuer geworfen, und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euren Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüßt Roſenblüthchen. Ich hätte ſie gern geſprochen, ich weiß nicht, wie mir iſt, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, ſo kommen gleich mächtigere Gedanken dazwiſchen; die Ruhe iſt fort, Herz und Liebe mit, ich muß ſie ſuchen gehn. Ich wollt' euch gern ſagen, wohin, ich weiß ſelbſt nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verſchleierte Jungfrau. Nach der iſt mein Gemüth entzündet. Lebt

wohl. Er riß ſich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergoſſen Thränen. Roſenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildniſſe, über Berge und Ströme, dem geheimnißvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Iſis): Menſchen und Thiere, Felſen und Bäume. Manche lachten, manche ſchwiegen, nirgends erhielt er Beſcheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen ſich ihm in den Weg, es ſtürmte immerfort; dann fand er unabſehliche Sandwüſten, glühenden Staub, und wie er wandelte, ſo veränderte ſich auch ſein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte ſich, er wurde ſanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leiſen, aber ſtarken Zuge, in den ſein ganzes Gemüth ſich auf= lös'te. Es lag wie viele Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfal= tiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büſche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verſtand ihre Sprache nicht, ſie ſchienen auch nicht zu ſprechen, und doch erfüllten ſie auch ſein Herz mit grünen Farben und kühlem ſtillen Weſen. Immer höher wuchs jene ſüße Sehnſucht in ihm, und immer breiter und ſaftiger wurden die Blätter, immer lauter und luſtiger die Vögel und Thiere, balſamiſcher die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heißer ſeine Liebe. Die Zeit ging immer ſchneller, als ſähe ſie ſich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem kryſtallnen Quell und einer Menge Blumen, die

kamen in ein Thal herunter zwiſchen ſchwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüßten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, ſagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnſitz der Iſis? Hier herum muß er ſeyn, und ihr ſeyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geiſterfamilie iſt auf der Reiſe und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeß ſind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, ſo wirſt du ſchon mehr erfahren. Die Blumen und die Quelle lächelten, wie ſie das ſagten, boten ihm einen friſchen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längſt geſuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köſtlichen Gewächſen verſteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnſucht, und die ſüßeſte Bangigkeit durchdrang ihn in dieſer Behauſung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmliſchen Wohlgedüften entſchlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligſte führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll ſeltſamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechſelnden Accorden. Es dünkte ihm alles ſo bekannt, und doch in nie geſehener Herrlichkeit, da ſchwand auch der letzte irdiſche Anflug, wie in Luft verzehrt, und er ſtand vor der himmliſchen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleier, und — Roſenblüthchen ſank in ſeine Arme. Eine ferne Muſik umgab die Geheimniſſe des liebenden Wieder=

ſehns, die Ergießungen der Sehnſucht, und ſchloß alles Fremde von dieſem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Roſenblüthchen unter ſeinen frohen Eltern und Geſpielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath und ihr Feuer; denn damals bekamen die Menſchen ſo viel Kinder, als ſie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten ſich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle ſtanden leer und hell da, und das wunderbare Geſpräch in zahlloſen Sprachen unter den tauſendfaltigen Naturen, die in dieſen Sälen zuſammengebracht und in mannigfaltigen Ordnungen aufgeſtellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte ſpielten gegen einander. Sie ſtrebten in ihre Freiheit, in ihre alten Verhältniſſe zurück. Wenige ſtanden auf ihrem eigentlichen Platze, und ſahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um ſich her zu. Die Uebrigen klagten über entſetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooße der Natur, wo ſie eine gemeinſchaftliche Freiheit vereinigte, und jedes von ſelbſt erhielt, was es bedurfte. O! daß der Menſch, ſagten ſie, die innre Muſik der Natur verſtände, und einen Sinn für äußere Harmonie hätte. Aber er weiß ja kaum, daß wir zuſammen gehören, und keins ohne das andere beſtehen kann. Er kann nichts liegen laſſen, tyranniſch trennt er uns und greift in lauter Diſſonanzen umher. Wie glücklich könnte er ſeyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unſern großen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er ſie mit Recht nennt. In

jener Zeit verſtand er uns, wie wir ihn verſtanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er ſucht, was wir nicht wiſſen und ahnden können, und ſeitdem iſt er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahndet wohl die unendliche Wolluſt, den ewigen Genuß in uns, und darum hat er eine ſo wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimniſſe der Farben, die Freuden des Waſſers ſind ihm nicht fremd; in den Antiken ahndet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die ſüße Leidenſchaft für das Weben der Natur, das Auge für unſre entzückenden Myſterien. Lernte er nur einmal fühlen! Dieſen himmliſchen, dieſen natürlichſten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, erſehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls iſt ein inneres Licht, was ſich in ſchönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Geſtirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meiſter eines unendlichen Spiels und vergäße alle thörichten Beſtrebungen in einem ewigen, ſich ſelbſt nährenden und immer wachſenden Genuſſe. Das Denken iſt nur ein Traum des Fühlens, ein erſtorbenes Fühlen, ein blaßgraues, ſchwaches Leben.

Wie ſie ſo ſprachen, ſtrahlte die Sonne durch die hohen Fenſter, und in ein ſanftes Säuſeln verlor ſich der Lärm des Geſprächs; eine unendliche Ahndung durchdrang alle Geſtalten, die lieblichſte Wärme verbreitete ſich über alle, und der wunderbarſte Natur-

geſang erhob ſich aus der tiefſten Stille. Man hörte Menſchenſtimmen in der Nähe, die großen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reiſende ſetzten ſich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landſchaft lag in ſchöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor ſich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannigfaltige Speiſen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Geſpräch unter ihnen.

Auf alles, was der Menſch vornimmt, muß er ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit oder ſein Ich richten, ſagte endlich der Eine, und wenn er dieſes gethan hat, ſo entſtehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zuſammenziehungen und Figurationen einer elaſtiſchen Flüſſigkeit zu ſeyn ſcheinen, auf eine wunderbare Weiſe in ihm. Sie verbreiten ſich von dem Punkte, wo er den Eindruck feſt ſteckte, nach allen Seiten mit lebendiger Beweglichkeit, und nehmen ſein Ich mit fort. Er kann dieſes Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er ſeine Aufmerkſamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumſchweifen läßt, denn ſie ſcheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elaſtiſchen Medium erregt, oder ſeine Brechungen in demſelben, oder überhaupt ein ſeltſames Spiel der Wellen dieſes Meers mit der ſtarren Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Höchſt merkwürdig iſt es, daß der Menſch erſt in dieſem Spiele ſeine Eigen-

thümlichkeit, ſeine ſpecifiſche Freiheit recht gewahr wird, und daß es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als ſey er nun erſt in der Welt zu Hauſe, und verbreite jetzt erſt das Licht des Tages ſich über ſeine innere Welt. Er glaubt es am höchſten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu ſtören, zugleich die gewöhnlichen Geſchäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beide Wahrnehmungen: die Außenwelt wird durchſichtig, und die Innenwelt mannichfaltig und bedeutungsvoll, und ſo befindet ſich der Menſch in einem innig lebendigen Zuſtande zwiſchen zwei Welten in der vollkommenſten Freiheit und dem freudigſten Machtgefühl. Es iſt natürlich, daß der Menſch dieſen Zuſtand zu verewigen und ihn über die ganze Summe ſeiner Eindrücke zu verbreiten ſucht; daß er nicht müde wird, dieſe Aſſociationen beider Welten zu verfolgen, und ihren Geſetzen und ihren Sympathien und Antipathien nachzuſpüren. Den Inbegriff deſſen, was uns rührt, nennt man die Natur, und alſo ſteht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaßen unſers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimnißvolle Beziehungen unſers Körpers laſſen unbekannte und geheimnißvolle Verhältniſſe der Natur vermuthen, und ſo iſt die Natur jene wunderbare Gemeinſchaft, in die unſer Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaße ſeiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt ſich, ob wir die Natur der Naturen durch dieſe ſpecielle Natur wahrhaft begreifen lernen

können, und in wiefern unſre Gedanken und die Intenſität unſrer Aufmerkſamkeit durch dieſelbe beſtimmt werden, oder ſie beſtimmen, und dadurch von der Natur losreißen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man ſieht wohl, daß dieſe innern Verhältniſſe und Einrichtungen unſers Körpers vor allen Dingen erforſcht werden müſſen, ehe wir dieſe Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es ließe ſich jedoch auch denken, daß wir überhaupt erſt uns mannichfach im Denken müßten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zuſammenhang unſers Körpers verſuchen, und ſeinen Verſtand zum Verſtändniß der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freilich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in dieſem Geſchäft, ſo wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und ſie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müßte man alle Eindrücke aufmerkſam betrachten, das dadurch entſtehende Gedankenſpiel ebenfalls genau bemerken, und ſollten dadurch abermals neue Gedanken entſtehn, auch dieſen zuſehn, um ſo allmählig ihren Mechanismus zu erfahren und durch eine oftmalige Wiederholung, die mit jedem Eindruck beſtändig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterſcheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erſt einige Bewegungen, als Buchſtaben der Natur, herausgebracht, ſo würde das Dechiffriren immer leichter von ſtatten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand

ſetzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompoſitionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es iſt wohl viel gewagt, ſagte ein Anderer, ſo aus den äußerlichen Kräften und Erſcheinungen der Natur ſie zuſammen ſetzen zu wollen, und ſie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar geſtalteten Fall, bald für eine Zweiheit oder Dreiheit, oder für irgend eine andere ſeltſamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daß ſie das Erzeugniß eines unbegreiflichen Einverſtändniſſes unendlich verſchiedener Weſen wäre, das wunderbare Band der Geiſterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laßt es gewagt ſeyn, ſprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt iſt, das der kühne Fiſcher auswirft, deſto glücklicher wird der Fang. Man ermuntre nur jeden, ſeinen Gang ſo weit als möglich fortzuſetzen, und jeder ſey willkommen, der mit einer neuen Phantaſie die Dinge überſpinnt. Glaubſt du nicht, daß es gerade die gut ausgeführten Syſteme ſeyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu ſeiner großen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und dieſe Vergleichung wird uns das ſonderbare Land erſt kennen lehren. Die Erkenntniß der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verſchieden ſeyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erſcheinungen in Bewegung zu ſetzen, er wird auf der Natur, wie auf einem großen Inſtrument

phantaſiren können, und doch wird er die Natur nicht verſtehn. Dies iſt die Gabe des Naturhiſtorikers, des Zeitenſehers, der vertraut mit der Geſchichte der Natur, und bekannt mit der Welt, dieſem höheren Schauplatz der Naturgeſchichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weiſſagend verkündigt. Noch iſt dieſes Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Geſandte haben einzelne Worte dieſer höchſten Wiſſenſchaft fallen laſſen, und es iſt nur zu verwundern, daß die ahndungsvollen Geiſter ſich dieſe Ahndung haben entgehn laſſen, und die Natur zur einförmigen Maſchine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geſchichte, und die Natur, dieſes einzige Ganze, womit der Menſch ſich vergleichen kann, ſollte nicht ſo gut wie der Menſch in einer Geſchichte begriffen ſeyn, oder welches eins iſt, einen Geiſt haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn ſie keinen Geiſt hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menſchheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieſer geheimnißvollen Frage, oder die Frage zu dieſer unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur den Menſchen ſeyn kann, begann ein ſchöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen ſagen, daß ſich die Menſchheit in ihnen in der vollkommenſten Auflöſung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen ſeinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden ſie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derſelben nicht fremd, und ſie ſuchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umſonſt.

Für ſie hat die Natur alle Abwechſelungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geiſtvollſte, lebendigſte Menſch überraſcht ſie durch ſinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, große Ideen und Bizarrerieen. Der unerſchöpfliche Reichthum ihrer Phantaſie läßt keinen vergebens ihren Umgang aufſuchen. Alles weiß ſie zu verſchönern, zu beleben, zu beſtätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewußtloſer, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrſchen ſcheint, ſo ſieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menſchlichen Herzen im Zuſammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind iſt eine Luftbewegung, die manche äußere Urſachen haben kann, aber iſt er dem einſamen, ſehnſuchtsvollen Herzen nicht mehr, wenn er vorüberſauſ't, von geliebten Gegenden herweht und mit tauſend dunkeln, wehmüthigen Lauten den ſtillen Schmerz in einen tiefen melodiſchen Seufzer der ganzen Natur aufzulöſen ſcheint? Fühlt nicht ſo auch im jungen beſcheidnen Grün der Frühlingswieſen der junge Liebende ſeine ganze blumenſchwangre Seele mit entzückender Wahrheit ausgeſprochen, und iſt je die Ueppigkeit einer nach ſüßer Auflöſung in goldnen Wein lüſternen Seele köſtlicher und erwecklicher erſchienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die ſich unter den breiten Blättern halb verſteckt? Man beſchuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichſam nur zu gute, ja man begnügt ſich ohne tiefere Unterſuchung, ihrer Phantaſie jene wunderliche Natur zuzuſchreiben,

die manches ſieht und hört, was andere nicht ſehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnſinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben ſchaltet und waltet; aber mir ſcheinen die Dichter noch bei weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnden und mit der Phantaſie nur ſo zu ſpielen, wie ein Kind mit dem Zauberſtabe ſeines Vaters ſpielt. Sie wiſſen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan ſind, welche Welten ihnen gehorchen müſſen. Iſt es denn nicht wahr, daß Steine und Wälder der Muſik gehorchen, und von ihr gezähmt, ſich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die ſchönſten Blumen um die Geliebte, und freuen ſich ſie zu ſchmücken? Wird für ſie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? Drückt nicht die ganze Natur, ſo gut wie das Geſicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zuſtand eines jeden der höheren, wunderbaren Weſen aus, die wir Menſchen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in ſeine Wellen hinabſchaue, und die Gedanken in ſeinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genußvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein luſtiges Kind oder ein Wilder die Thiere verſtehn. — Ob jemand die Steine und Geſtirne ſchon verſtand, weiß ich nicht, aber gewiß muß dieſer ein erhabnes Weſen geweſen ſeyn. In jenen Statuen, die aus einer untergegangenen Zeit der Herrlichkeit des Menſchengeſchlechts übrig geblieben ſind, leuchtet allein ſo ein tiefer Geiſt, ſo ein ſeltſames

Verſtändniß der Steinwelt hervor, und überzieht den ſinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachſen ſcheint. Das Erhabene wirkt verſteinernd, und ſo dürften wir uns nicht über das Erhabne der Natur und ſeine Wirkungen wundern, oder nicht wiſſen, wo es zu ſuchen ſey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden ſeyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menſchen?

Ueber dieſe Rede war der, welcher zuerſt geſprochen hatte, in tiefe Betrachtung geſunken, die fernen Berge wurden bunt gefärbt, und der Abend legte ſich mit ſüßer Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn ſagen: Um die Natur zu begreifen, muß man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entſtehen laſſen. Bei dieſer Unternehmung muß man ſich bloß von der göttlichen Sehnſucht nach Weſen, die uns gleich ſind, und den nothwendigen Bedingungen dieſelben zu vernehmen, beſtimmen laſſen, denn wahrhaftig die ganze Natur iſt nur als Werkzeug und Medium des Einverſtändniſſes vernünftiger Weſen begreiflich. Der denkende Menſch kehrt zur urſprünglichen Function ſeines Daſeyns, zur ſchaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wiſſen in der wundervollſten Wechſelverbindung ſtanden, zu jenem ſchöpferiſchen Moment des eigentlichen Genuſſes, des innern Selbſtempfängniſſes. Wenn er nun ganz in die Beſchauung dieſer Urerſcheinung verſinkt, ſo entfaltet ſich vor ihm in neu entſtehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeßliches Schauſpiel, die Erzeugungsgeſchichte der Natur,

und jeder feſte Punkt, der ſich in der unendlichen Flüſſigkeit anſetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die ſorgfältige Beſchreibung dieſer innern Weltgeſchichte iſt die wahre Theorie der Natur; durch den Zuſammenhang ſeiner Gedankenwelt in ſich, und ihre Harmonie mit dem Univerſum, bildet ſich von ſelbſt ein Gedankenſyſtem zur getreuen Abbildung und Formel des Univerſums. Aber die Kunſt des ruhigen Beſchauens, der ſchöpferiſchen Weltbetrachtung iſt ſchwer; unaufhörliches ernſtes Nachdenken und ſtrenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beifall der müheſcheuenden Zeitgenoſſen, ſondern nur eine Freude des Wiſſens und Wachens, eine innigere Berührung des Univerſums ſeyn.

Ja, ſagte der Zweite, nichts iſt ſo bemerkenswerth, als das große Zugleich in der Natur. Ueberall ſcheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts ſind alle Naturkräfte thätig, und ſo repräſentirt und verwandelt ſie ſich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zuſammen, und iſt, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiß in welche eigne Art von Ferne ſie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieſes Naturſyſtem nur eine Sonne iſt im Univerſo, die durch Bande an daſſelbe geknüpft iſt, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüſſe, die zunächſt in unſerm Geiſte ſich deutlicher vernehmen laſſen, und aus ihm heraus den Geiſt des Univerſums über dieſe Natur ausgießen, und den Geiſt dieſer Natur an andere Naturſyſteme vertheilen.

Wenn der Denker, ſprach der Dritte, mit Recht als Künſtler den thätigen Weg betritt, und durch eine geſchickte Anwendung ſeiner geiſtigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthſelhaft ſcheinende Figur zu reduciren ſucht — ja man möchte ſagen die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachſchreibt, ſo muß der Liebhaber der Natur dieſes kühne Unternehmen bewundern, und ſich auch über das Gedeihen dieſer menſchlichen Anlage freuen. Billig ſtellt der Künſtler die Thätigkeit oben an, denn ſein Weſen iſt Thun und Hervorbringen mit Wiſſen und Willen, und ſeine Kunſt iſt, ſein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf ſeine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip ſeiner Welt Thätigkeit, und ſeine Welt ſeine Kunſt. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit ſichtbar, und nur der gedankenloſe Menſch wirft die unleſerlichen, wunderlich gemiſchten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Prieſter dieſe neue, erhabne Meßkunſt auf den Altar zu der magnetiſchen Nadel, die ſich nie verirrt, und zahlloſe Schiffe auf dem pfadloſen Ozean zu bewohnten Küſten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Außer dem Denker giebt es aber noch andere Freunde des Wiſſens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und alſo, ohne Beruf zu dieſer Kunſt, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige ſind geſchäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandt-

ſchaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollſtändigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erſcheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tauſend Geſtalten ſich verwandelnden Geiſt derſelben mit ſtetem Blicke feſt, und gehn dann an dieſem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkſtätte, um eine vollſtändige Verzeichnung dieſer labyrinthiſchen Gänge entwerfen zu können. Sind ſie mit dieſer mühſeligen Arbeit fertig, ſo iſt auch unvermerkt ein höherer Geiſt über ſie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden ſeinen Weg vorzuſchreiben. Unermeßlicher Nutzen ſegnet ihre mühſame Arbeit, und der Grundriß ihrer Karte wird auf eine überraſchende Weiſe mit dem Syſteme des Denkers übereinſtimmen, und ſie werden, dieſem zum Troſt, gleichſam den lebendigen Beweis ſeiner abſtrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müßigſten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunſt verehrter Weſen, die ihnen nützliche Kenntniß der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerkſamkeit in dieſem kurzen Leben nicht Geſchäften widmen, und dem Dienſte der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen ſuchen ſie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das große Schauſpiel der Kräfte, ruhig ihrem Schickſale in dieſem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewußtſeyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Weſen ſie erfüllt, und die Natur ſie nur als Abbild und Eigenthum derſelben rührt. Was

brauchen dieſe glücklichen Seelen zu wiſſen, die das beſte Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieſer irdiſchen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überſtrömenden himmliſchen Feuers lodern? Oft erfahren dieſe liebenden Kinder in ſeligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimniſſen der Natur, und thun ſie in unbewußter Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forſcher, um jedes Kleinod zu ſammeln, was ſie in ihrer Unſchuld und Freude haben fallen laſſen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und ſucht durch ſeine Geſänge, dieſe Liebe, dieſen Keim des goldnen Alters, in andre Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt ſich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Luſt, wenn ihm das innerſte Leben der Natur in ſeiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wolluſt, ſich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflöſender Dunſt, und er bebend in ſüßer Angſt in den dunkeln lockenden Schooß der Natur verſinkt, die arme Perſönlichkeit in den überſchlagenden Wogen der Luſt ſich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeßlichen Zeugungskraft, ein verſchluckender Wirbel im großen Ozean übrig bleibt! Was iſt die überall erſcheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren ſüße Frucht in wollüſtigen Tropfen heruntertbaut. Das Waſſer, dieſes erſtgeborne Kind luftiger Verſchmelzungen, kann ſeinen wollüſtigen Ur=

ſprung nicht verläugnen, und zeigt ſich als Element der Liebe und der Miſchung mit himmliſcher Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weiſen im Waſſer den Urſprung der Dinge geſucht, und wahrlich ſie haben von einem höhern Waſſer, als dem Meer- und Quellwaſſer geſprochen. In jenem offenbaret ſich nur das Urflüſſige, wie es im flüſſigen Metall zum Vorſchein kommt, und darum mögen die Menſchen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben ſich noch in die Geheimniſſe des Flüſſigen vertieft, und manchem iſt dieſe Ahndung des höchſten Genuſſes und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durſte offenbaret ſich dieſe Weltſeele, dieſe gewaltige Sehnſucht nach dem Zerfließen. Die Berauſchten fühlen nur zu gut dieſe überirdiſche Wonne des Flüſſigen, und am Ende ſind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerfließungen, Regungen jener Urgewäſſer in uns. Selbſt der Schlaf iſt nichts als die Flut jenes unſichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menſchen ſtehn an den berauſchenden Flüſſen, und hören nicht das Wiegenlied dieſer mütterlichen Gewäſſer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie dieſe Wellen, lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, dieſen ſchwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden; liebten und erzeugten ſich die Geſchlechter der Menſchen in ewigen Spielen; wurden beſucht von den Kindern des Himmels, und erſt in jener großen Begebenheit, welche heilige Sagen die

Sündflut nennen, ging dieſe blühende Welt unter; ein feindliches Weſen ſchlug die Erde nieder, und einige Menſchen blieben, geſchwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie ſeltſam, daß gerade die heiligſten und reizendſten Erſcheinungen der Natur in den Händen ſo todter Menſchen ſind, als die Scheidekünſtler zu ſeyn pflegen! ſie, die den ſchöpferiſchen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniß der Liebenden, Myſterien der höhern Menſchheit ſeyn ſollten, werden mit Schamloſigkeit und ſinnlos von rohen Geiſtern hervorgerufen, die nie wiſſen werden, welche Wunder ihre Gläſer umſchließen. Nur Dichter ſollten mit dem Flüſſigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkſtätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menſchen ihre Flamme und ihre Flüſſe verehren, und ſich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Städte ſich wieder dünken, die das Meer oder ein großer Strom beſpült, und jede Quelle würde wieder die Freiſtätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geiſtreichen Menſchen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Waſſer, und jeder Strom verſpricht ihnen, in die bunte Ferne, in ſchönere Gegenden ſie zu führen. Es iſt nicht bloß Wiederſchein, daß der Himmel im Waſſer liegt, es iſt eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarſchaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeßliche Höhe will, ſo verſinkt die glückliche Liebe gern in die endloſe Tiefe. Aber es iſt umſonſt, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt

nicht ſehen, und wenn man ihm noch ſo viel von Farben und Lichtern und fernen Geſtalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein innres naturerzeugendes und abſonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von ſelbſt, überall die Natur an allem erkennt und unterſcheidet und mit angeborner Zeugungsluſt, in inniger mannichfaltiger Verwandtſchaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, ſich mit allen Naturweſen vermiſcht, ſich gleichſam in ſie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Naturſinn hat, der genießt die Natur, indem er ſie ſtudirt, und freut ſich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerſchöpflichkeit im Genuſſe, und bedarf nicht, daß man ihn mit unnützen Worten in ſeinen Genüſſen ſtöre. Ihm dünkt vielmehr, daß man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungeſtört und aufmerkſam genug ſie beſchauen könne. Er fühlt ſich in ihr, wie am Buſen ſeiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieſer ſeine erlangten Einſichten in ſüßen vertraulichen Stunden. Glücklich preiſ' ich dieſen Sohn, dieſen Liebling der Natur, dem ſie verſtattet ſie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewigdauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüſſe, eine Kette der Wolluſt, und ſeine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus ſeyn.

Unter dieſer Rede hatte ſich der Lehrer mit ſeinen Lehrlingen der Geſellſchaft genähert. Die Reiſenden ſtanden auf, und begrüßten ihn ehrfurchtsvoll. Eine

erfriſchende Kühlung verbreitete ſich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer ließ einen jener ſeltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goß ſich über die verſchiednen Geſtalten und Kleidungen aus. Es entſpann ſich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Muſik aus der Ferne ſich hören ließ, und eine kühlende Flamme aus Kryſtallſchaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reiſen. Voll Sehnſucht und Wißbegierde hatten ſie ſich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu ſuchen, deſſen entartete und verwilderte Reſte die heutige Menſchheit zu ſeyn ſchiene, deſſen hoher Bildung ſie noch die wichtigſten und unentbehrlichſten Kenntniſſe und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte ſie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menſchen mit überirdiſchen Gegenden und Bewohnern geweſen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Beſitz einiger glücklichen Weiſen unter unſern Vorfahren geweſen ſeyn mögen. Ihre Ausſprache war ein wunderbarer Geſang, deſſen unwiderſtehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und ſie zerlegten. Jeder ihrer Namen ſchien das Looſungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit ſchöpferiſcher Gewalt erregten dieſe Schwingungen alle Bilder der Welterſcheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht ſagen, daß das Leben des Univerſums ein ewiges,

tauſendſtimmiges Geſpräch ſey; denn in ihrem Spre=chen ſchienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichſte vereinigt zu ſeyn. Die Trümmer dieſer Sprache, wenigſtens alle Nachrichten von ihr, aufzuſuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reiſe geweſen, und der Ruf des Alterthums hatte ſie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vor=ſtehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu er=halten, und vielleicht in den großen Sammlungen aller Art ſelbſt Aufſchlüſſe zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniß, eine Nacht im Tempel ſchlafen, und ſeinen Lehrſtunden einige Tage beiwohnen zu dür=fen. Sie erhielten was ſie wünſchten, und freuten ſich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze ſeiner Er=fahrungen ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Be=merkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geſchichten und Beſchreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geſchäft ſeines Alters, den unterſchiednen Naturſinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu ſchärfen, und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüten und Früch=ten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu ſeyn, iſt ein ſchönes und heiliges Amt, ſagte der Lehrer. Nicht der bloße Umfang und Zuſammenhang der Kenntniſſe, nicht die Gabe, dieſe Kenntniſſe leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigen=thümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauſchen, ſelbſt nicht die Geſchicklich=keit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerſchei=

nungen in leicht faßliche und treffend beleuchtete Gemälde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zuſammenſtellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne ſpannen und befriedigen, oder den Geiſt durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erforderniß eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun iſt, als um die Natur, dem iſt es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnſucht nach der Natur ſpürt, wer in ihr alles ſucht und gleichſam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns iſt, der wird nur den für ſeinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr ſpricht, deſſen Reden die wunderbare, unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die ſich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die urſprünglich günſtige Anlage eines ſolchen natürlichen Gemüths muß durch unabläſſigen Fleiß von Jugend auf, durch Einſamkeit und Stillſchweigen, weil vieles Reden ſich nicht mit der ſteten Aufmerkſamkeit verträgt, die ein ſolcher anwenden muß, durch kindliches, beſcheidnes Weſen und unermüdliche Geduld unterſtützt und ausgebildet ſeyn. Die Zeit läßt ſich nicht beſtimmen, wie bald einer ihrer Geheimniſſe theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erſt im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forſcher wird nie alt, jeder ewige Trieb iſt außer dem Gebiete der Lebenszeit, und je mehr die äußere Hülle verwittert, deſto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern. Auch haftet dieſe Gabe nicht an äußerer Schönheit, oder Kraft,

oder Einſicht, oder irgend einem menſchlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehn und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft ſchienen dieſe Menſchen einfältiger und ungeſchickter zu ſeyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des großen Haufens. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß bei großer Beredtſamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben, und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwickelung dieſes Sinns am leichteſten und öfterſten ſtatt zu finden. Wenn jede Kunſt in der Erkenntniß der Mittel, einen geſuchten Zweck zu erreichen, eine beſtimmte Wirkung und Erſcheinung hervorzubringen, und in der Fertigkeit, dieſe Mittel zu wählen und anzuwenden, beſteht, ſo muß derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverſtändniß mehreren Menſchen gemein zu machen, dieſe Anlage in den Menſchen vorzüglich zu entwickeln, und zu pflegen, zuerſt auf die natürlichen Anläſſe dieſer Entwickelung ſorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieſer Kunſt der Natur abzulernen

ſuchen. Mit Hülfe dieſer erlangten Einſichten wird er ſich ein Syſtem der Anwendung dieſer Mittel bei jedem gegebenen Individuum, auf Verſuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, ſich dieſes Syſtem bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthuſiasmus ſein belohnendes Geſchäft anfangen. Nur dieſen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andere bloße Naturaliſt nur zufällig und ſympathetiſch, wie ein Naturerzeugniß ſelbſt, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Fragmente vermiſchten Inhalts.

1.

Philoſophie und Phyſik.

Alles, was man denkt, denkt ſelbſt: iſt ein Denkproblem. —

Die abſtrakten Wörter ſind die Gasarten unter den Wörtern: das Unſichtbare. —

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wieder erſcheint. Nicht bloß etwa nur Einmal, ſo im Anfang, wie bei vielen philoſophiſchen Syſtemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreſſivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bei vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu ſeyn. —

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines transcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ichs zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie Andre wahrhaft verſtehen lernen. —

Vor der Abſtraktion iſt alles eins, aber ein Chaos; nach der Abſtraktion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freie Verbindung ſelbſtſtändiger, ſelbſtbeſtimmter Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannichfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung iſt die Probe des Rationalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der rationalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage ſeyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey?“ —

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Lokes, den meiſten Beifall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den erſten Zeiten der Entdeckung der Urtheils-kraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieſes Fundes ſtieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieſes Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt ſehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein unge-wöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeuges neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten, und allgemeinſten Seiten der Menſch-heit mußte vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bei allen Völkern ſo hoch geſchätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unſre jetzigen, genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schick-ſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles ſo gemein wäre, wie jetzt Sittenſprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten. —

Der ächte Gewinnſt bei Fichte und Kant iſt in der Methode in der Regulariſation des Genies.

Aus Fichtes Vorausſetzung der Logik, und ſeiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt ſeine ganze Philoſophie nothwendig. Angewandte Logik iſt die Wiſſenſchafts-Lehre. Daß die Philoſophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Weſen, ſie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wiſſenſchaftslehre iſt nichts anders als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zuſammenſtimmung mit

der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rückſicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und deſſen, was ſie leiſten kann. —

Der Geiſt iſt die ſanktionirende, ausſprechende, rechtskräftig machende Macht. Das ſprechende Glied iſt das klügſte, und dünkt es ſich zu ſeyn; ſo der Geiſt. —

Der Wiſſenstrieb iſt aus Geheimniß und Wiſſen wunderbar gemiſcht oder zuſammengeſetzt. —

Die gewöhnliche Logik iſt die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; ſie enthält bloß die Verhältniſſe der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Phyſiologie der Begriffe. Die logiſchen Begriffe verhalten ſich aber zu einander, wie die Worte ohne Gedanken. — Die Logik beſchäftigt ſich bloß mit dem todten Körper der Denklehre. — Die Metaphyſik iſt die reine Dynamik des Denkens, ſie handelt von den urſprünglichen Denkkräften, ſie beſchäftigt ſich mit der bloßen Seele der Denklehre. Die metaphyſiſchen Begriffe verhalten ſich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man ſich über die beharrliche Unvollendung beider Wiſſenſchaften, jede trieb ihr Weſen für ſich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner paſſen. Gleich von Anfang ſuchte man ſie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtſchaft deutete; aber jeder Verſuch mißlang, da eine von beiden immer dabei litt, und ihren weſentlichen Karakter einbüßte. Es blieb bei metaphyſiſcher Logik und logiſcher Metaphyſik, aber keine war, was ſie ſeyn ſollte. Der Phyſiologie und Pſychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht beſſer. In

der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts entſtand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindlichen Maſſen thürmten ſich ſtärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermäßig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jetzt behaupten einige, es habe ſich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es ſey ein Keim der Vereinigung entſtanden, der allmählig wachſen, und alles zu einer untheilbaren Geſtalt aſſimiliren werde; dieſes Prinzip des ewigen Friedens dringe unwiderſtehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wiſſenſchaft und Ein Geiſt, wie Ein Prophet und Ein Gott ſeyn. —

Der rohe, discurſive Denker iſt der Scholaſtiker. Der ächte Scholaſtiker iſt ein myſtiſcher Subtiliſt; aus logiſchen Atomen baut er ſein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunſtſtück an ihre Stelle zu ſetzen. Sein Ziel iſt ein unendliches Automat. Ihm entgegengeſetzt iſt der rohe, intuitive Dichter: dieſer iſt ein myſtiſcher Makrolog; er haßt Regel und feſte Geſtalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrſcht ſtatt ihrer in der Natur; alles iſt belebt; kein Geſetz, Willkühr und Wunder überall. Er iſt bloß dynamiſch. So regt ſich der philoſophiſche Geiſt zuerſt in völlig getrennten Maſſen. Auf der zweiten Stufe der Kultur fangen dieſe Maſſen an ſich zu berühren, mannichfaltig genug; ſo wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beſchränkte entſteht, ſo entſtehen auch hier Eklektiker ohne Zahl; die Zeit der Mißverſtändniſſe beginnt. Der Beſchränkteſte iſt auf dieſer Stufe der bedeutendſte, der

reinſte Philoſoph der zweiten Stufe. Dieſe Klaſſe iſt ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im ſtrengſten Sinne, eingeſchränkt. Die Philoſophen der erſten Klaſſe ſehen mit Verachtung auf die zweite herab, ſie ſagen, ſie ſey alles nur ein wenig, und mithin nichts; ſie halten ihre Anſichten für Folgen der Schwäche, für Inconſequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweite Klaſſe wiederum die erſte, und giebt ihr Schwärmerei Schuld, die bis zum Wahnwitz abſurd ſey. Wenn von einer Seite Scholaſtiker und Alchymiſten gänzlich geſpalten, die Eklektiker hingegen Eins zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene ſind im Weſentlichen indirekt eines Sinnes, nämlich über die abſolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, ſie gehen beide vom Abſoluten aus; dagegen die Bornirten im Weſentlichen mit ſich ſelbſt uneins, und nur im Abgeleiteten übereinſtimmend ſind. Jene ſind unendlich, aber einförmig, dieſe beſchränkt, aber mannichfaltig; jene haben das Genie, dieſe das Talent; jene die Ideen, dieſe die Handgriffe; jene ſind Köpfe ohne Hände, dieſe Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe erſteigt der Künſtler, der Werkzeug und Genie zugleich iſt. Er findet, daß jene urſprüngliche Trennung der abſoluten philoſophiſchen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung ſeines eignen Weſens ſey, deren Beſtehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daß ſo heterogen auch dieſe Thätigkeiten ſind, ſich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehn, nach Gefallen ſeine

Polarität zu verändern. Er entdeckt alſo in ihnen nothwendige Glieder ſeines Geiſtes; er merkt, daß beide in einem gemeinſamen Princip vereinigt ſeyn müſſen. Er ſchließt daraus, daß der Eklekticismus nichts als das Reſultat des unvollſtändigen mangelhaften Gebrauchs dieſes Vermögens ſey. Es wird ihm mehr als wahrſcheinlich, daß der Grund dieſer Unvollſtändigkeit die Schwäche der productiven Imagination ſey, die es nicht vermöge, ſich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern ſchwebend zu erhalten und anzuſchauen. Die vollſtändige Darſtellung des durch dieſe Handlung zum Bewußtſeyn erhobenen ächt geiſtigen Lebens iſt die Philoſophie κατ' εξοχην: hier entſteht jene lebendige Reflexion, die ſich bei ſorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich geſtalteten geiſtigen Univerſo von ſelbſt ausdehnt: der Kern und der Keim einer alles befaſſenden Organiſation. Es iſt der Anfang einer wahrhaften Selbſtdurchdringung des Geiſtes, die nie endigt. —

Sophiſten ſind Leute, die aufmerkſam auf die Schwächen der Philoſophen und die Kunſtfehler, dieſelben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewiſſen unphiloſophiſchen, unwürdigen Zwecken zu benutzen ſuchen. Dieſe haben alſo eigentlich nichts mit der Philoſophie zu thun. Sind ſie aus Grundſatz unphiloſophiſch, ſo ſind ſie als Feinde der Philoſophie zu betrachten und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichſte Klaſſe derſelben ſind die Skeptiker aus reinem Haß der Philoſophie. Die übrigen Skeptiker ſind zum Theil ſehr achtungswerth, ſie ſind die Vorläufer

der dritten Periode. Sie haben ächt philoſophiſche Unterſcheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geiſtiger Potenz; ſie haben die gehörige Capacität, aber nicht die ſelbſt incitirende Kraft; ſie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Syſteme, keins vivificirt ſie ganz; ſie haben ächten Geſchmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müſſen polemiſch ſeyn. Alle Eklektiker ſind Skeptiker im Grunde, je mehr ſie umfaſſen, deſto ſkeptiſcher; dieſe letztere Bemerkung wird durch die Thatſache beſtätigt, daß die größten und beſten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigſten zu wiſſen bekannten. —

Philoſophiren iſt dephlegmatiſiren, vivificiren. Man hat bisher in der Unterſuchung der Philoſophie die Philoſophie erſt todt geſchlagen, und dann zergliedert und aufgelöſ't. Man glaubte, die Beſtandtheile des caput mortuum wären die Beſtandtheile der Philoſophie. Aber immer ſchlug jeder Verſuch der Reduction, oder der Wiederzuſammenſetzung, fehl. Erſt in den neueſten Zeiten hat man die Philoſophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daß man ſo die Kunſt erhielte, Philoſophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit iſt das Merkmal der logiſchen Nützlichkeit. Es giebt logiſche Philiſter und logiſche Künſtler. Ein andres Kriterium der Art iſt das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philoſophie muß ſich lernen laſſen. Noch ein ſolches Kriterium ſchließt das Axiom in ſich: die Philoſophie

muß nichts anticonventionelles enthalten, ſie muß mit der herrſchenden Religion, den herrſchenden Sitten, Meinungen u. ſ. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philoſophie darf ſchlechterdings nicht die Grenzen der ſinnlichen Erkenntniß überſchreiten. Ein anderes: ſie darf ſich nicht mit der Poeſie gemein machen; noch ein andres: ſie muß nicht à la portée von gewöhnlichen Menſchen ſeyn, eine eigne Sprache führen, bloß in Hörſälen zu Hauſe ſeyn. Nein, ſagt ein andres, umgekehrt, ſie muß amüſant, beim Handwerker und Bauer zu Hauſe, recht gemein und bequem, immer bei der Hand, zu allen Dingen zu brauchen ſeyn, ſie muß keine Religion haben und über die Moraliſten die Achſel zucken, zu allem Ja ſagen und noch dazu ein recht umſtändliches Ja, von allem etwas verſtehn u. ſ. w. So prägt jeder in ſeine Beſtellung den liebſten Wunſch ſeines Herzens, die Forderungen ſeiner Natur, ſeinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philoſophie zu wiſſen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philoſophie wie ihre Dienſtboten und Wünſche. Am Ende haſſen ſie alle Art davon, und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben ſie von der Philoſophie los zu ſeyn, und ſind mehr, als je, in den Händen dieſes Dämons, der ſie nun gut füttert und pflegt, um ſie zu einem ſchmackhaften Biſſen für ſich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor dieſen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, dieſen Proteus zu faſſen und feſt zu halten, weil ſie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter

meinen, Proteus ſey eine Fabel müßiger Köpfe, ſie haben ihn nie geſehn und empfunden, und läugnen ihn beſtimmt: deſto beſſere Unterthanen ſind ſie für ihn. —

Der ächte philoſophiſche Akt iſt Selbſttödtung, dies iſt der reale Anfang aller Philoſophie, dahin geht alles Bedürfniß des philoſophiſchen Jüngers, und nur dieſer Akt entſpricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcentendalen Handlung. —

Die Philoſophie iſt, wie alle ſynthetiſche Wiſſenſchaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie iſt eine ideale, ſelbſterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen u. ſ. w. —

Fichte's Ausführung ſeiner Idee iſt wohl der beſte Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bei dem Menſchen iſt kein Ding unmöglich. —

Die Philoſophie iſt eine Selbſtſcheidungs= und Verbindungs=Kunſt, eine Selbſtſpezifications= und Generations=Kunſt. —

Die Analyſis iſt die Divinations= oder die Erfindungs=Kunſt auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen ſind verwandt. Air de famille nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern=Individuen diviniren können. Jede Familie entſteht aus zwei Principien, die Eins ſind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie iſt eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menſchheit. —

Die Philoſophie iſt von Grund aus antihiſtoriſch, ſie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, ſie iſt die Wiſſenſchaft des allgemeinen

Divinations = Sinns, ſie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bei der Geſchichte umgekehrt der Fall iſt. —

Synthetiſche Gedanken ſind aſſociirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippſchaften der Gedanken. Gedanken müſſen doch wohl im Reiche der Gedanken am beſten Beſcheid wiſſen. —

Der Sinn der Sokratie iſt, daß die Philoſophie überall, oder nirgend ſey, und daß man mit leichter Mühe ſich überall orientiren und das finden könne, was man ſuche. Sokratie iſt die Kunſt, von jedem gegebenen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und ſo die Verhältniſſe des Gegebenen zur Wahrheit genau zu beſtimmen. —

Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſeyn. —

Aller wirklicher Anfang iſt ein zweiter Moment. Alles was da iſt, erſcheint, iſt und erſcheint nur unter einer Vorausſetzung: ſein individueller Grund, ſein abſolutes Selbſt geht ihm voraus, muß wenigſtens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich iſt bloß idealiſch. Wenn es angefangen hätte, ſo hätte es ſo anfangen müſſen. Der Anfang iſt ſchon ein ſpäterer Begriff, der Anfang entſteht ſpäter als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir ſehn daraus, daß wir hier im Gebiet der Kunſt ſind, aber dieſe künſtliche Suppoſition iſt die Grundlage einer Wiſſenſchaft, die allemal aus künſtlichen Factis entſpringt. —

Ich = Nicht-Ich, der höchſte Satz aller Wiſſenſchaft und Kunſt. —

Eigentlich iſt der Kriticismus (die Erſchöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beim Studium der Natur auf uns ſelbſt, auf innre Beobachtung und Verſuche, und beim Studium unſrer Selbſt auf die Außenwelt, auf äußere Beobachtungen und Verſuche verweiſt; philoſophiſch betrachtet die fruchtbarſte aller Indicationen. — Sie läßt uns die Natur, oder Außenwelt, als ein menſchliches Weſen ahnden, ſie zeigt, daß wir alles nur ſo verſtehn können und ſollen, wie wir uns ſelbſt und unſre Geliebten, uns und euch, verſtehn. — Jetzt ſehn wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; ſehn, daß es auch eine Außenwelt in uns giebt, die mit unſerm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Außenwelt außer uns mit unſerm Aeußern ſteht, und jene und dieſe ſo verbunden ſind, wie unſer Inneres und Aeußeres; daß wir alſo nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Senſationen das Aeußere und die Körper der Natur. —

Philoſophismus iſt ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philoſophismus completirt, und umgekehrt. Beide ſymboliſiren ſich einander. —

Die wahre Philoſophie iſt durchaus realiſtiſcher Idealismus oder Spinozismus; ſie beruht auf höherem Glauben. Glauben iſt vom Idealismus unabtrennlich.

Fichtes Nicht-Ich iſt die Einheit aller Reize, das

ſchlechthin Reizende, und eben darum eine aſſimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genoſſen werden. —

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung, Schwärmerei oder Philiſterei. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Dieſe geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionsſymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltſamer Mittel vertrieben werden können. Beide Diſpoſitionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Kuren verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt Gewachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel. —

Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt indirekte Darſtellung der Wahrheit. Wahrhafte Darſtellung der Wahrheit iſt allein wahrhaft. Wahrhafte Darſtellung des Irrthums iſt zum Theil ſelbſt Irrthum. Entgegengeſetzte irrige Darſtellung des Irrthums giebt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muß man ſie auch polemiſirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Geſichtspunkte aus eine noch viel ſchlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie iſt der Grund einer falſchen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit iſt die Quelle alles Böſen und Ueblen. —

Die freie Generations-Methode der Wahrheit kann noch ſehr erweitert und ſimplificirt, überhaupt verbeſſert werden. — Man muß die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräſentiren können. —

Es giebt keine Philoſophie in Concreto. Philoſophie iſt wie der Stein der Weiſen, die Quadratur des Zirkels u. ſ. w., eine bloße nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wiſſenſchaft überhaupt; Fichtes Wiſſenſchafts-Lehre iſt die Beſchreibung dieſes Ideals. Es giebt, als concrete Wiſſenſchaften, nur Mathematik und Phyſik. Philoſophie iſt die Intelligenz ſelbſt; vollendete Philoſophie iſt vollendete Intelligenz.

Die Idee der Philoſophie iſt eine myſteriöſe Tradition. Philoſophie iſt überhaupt die Aufgabe zu wiſſen. Es iſt eine unbeſtimmte Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, ein Myſticismus des Wiſſenstriebes überhaupt; gleichſam der Geiſt der Wiſſenſchaften, mithin undarſtellbar, als im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darſtellung einer ſpeciellen Wiſſenſchaft. Da nun alle Wiſſenſchaften zuſammenhängen, wird die Philoſophie nie vollendet. Erſt im vollſtändigen Syſtem aller Wiſſenſchaften wird die Philoſophie recht ſichtbar ſeyn. —

Wir denken uns Gott perſönlich, wie wir uns

ſelbſt perſönlich denken. Gott iſt gerade ſo perſönlich und individuell, wie wir, denn unſer ſogenanntes Ich iſt nicht unſer wahres Ich, ſondern nur ſein Abglanz. —

Es giebt gewiſſe Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben ſcheinen, denn ſie ſind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch iſt ſchlechterdings kein äußerer Grund zu ihnen vorhanden. Es dünkt dem Menſchen, als ſey er in einem Geſpräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geiſtiges Weſen veranlaſſe ihn auf eine wunderbare Weiſe zur Entwickelung der evidenteſten Gedanken. Dieſes Weſen muß ein höheres Weſen ſeyn, weil es ſich mit ihm auf eine Art in Beziehung ſetzt, die keinem, an Erſcheinungen gebundenen Weſen möglich iſt. Es muß ein homogenes Weſen ſeyn, weil es ihn wie ein geiſtiges Weſen behandelt, und ihn nur zur ſeltenſten Selbſtthätigkeit auffordert. Dieſes Ich höherer Art verhält ſich zum Menſchen, wie der Menſch zur Natur, oder der Weiſe zum Kinde. Der Menſch ſehnt ſich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht=Ich ſich gleich zu machen ſucht. — Darthun läßt ſich dieſes Faktum nicht, jeder muß es ſelbſt erfahren. Es iſt ein Faktum höherer Art, das nur der höhere Menſch antreffen wird; die Menſchen aber ſollen ſtreben, es in ſich zu veranlaſſen. — Philoſophiren iſt eine Selbſtbeſprechung obiger Art, eine eigentliche Selbſtoffenbarung, Erregung des wirklichen Ich durch das Idealiſche Ich. Philoſophiren iſt der Grund aller andern Offenbarungen; der Entſchluß zu philoſophiren iſt eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daß es ſich beſin=

nen, erwachen und Geiſt ſeyn ſolle. Ohne Philoſophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philoſophie. —

Jede Aufmerkſamkeit auf Ein Objekt, oder (welches eins iſt) jede beſtimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniß hervor, denn mit dieſer Unterſcheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlaſſen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, ſondern ſie feſt im Auge behalten, uns glücklich zu dem erſehnten Ziel unſers Verlangens bringt. — Aechtes Geſammt-Philoſophiren iſt alſo ein gemeinſchaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bei welchem man ſich wechſelsweiſe im vorderſten Poſten ablöſet, auf dem die meiſte Anſtrengung gegen das antagoniſtiſche Element, worin man fliegt, vonnöthen iſt. Man folgt der Sonne, und reißt ſich von der Stelle los, die nach Geſetzen der Umſchwingung unſers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird (Sterben iſt ein ächt philoſophiſcher Akt). —

In jedem Syſtem, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Produkt u. ſ. w. ſeyn kann, iſt Eine Idee, Eine Bemerkung, oder ſind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erſtickt, oder ſind allein übrig geblieben. Im geiſtigen Natur-Syſtem muß man ſie überall zuſammen ſuchen, jedem ſeinen eigenthümlichen Boden, ſein Klima, ſeine beſte Pflege, ſeine eigenthümliche Nachbarſchaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies iſt das ächte Syſtem. Das

Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, iſt nicht unbedeutend. — Es iſt gleichſam über die ganze Erde verſtreut, und daher ſo unkenntlich geworden. Seine zerſtreuten Züge ſollen vereinigt ſein Skelett ſoll ausgefüllt werden, dies iſt die Regeneration des Paradieſes. —

Zur Welt ſuchen wir den Entwurf: dieſer Entwurf ſind wir ſelbſt. Was ſind Wir? Perſonificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muß ihm aber auch in der Freithätigkeit und Selbſtbeziehung gleich ſeyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Weſen des Geiſtes beſteht alſo in Zeugung, Gebärung und Erziehung ſeines Gleichen. Nur in ſo fern der Menſch alſo mit ſich ſelbſt eine glückliche Ehe führt, und eine ſchöne Familie ausmacht, iſt er überhaupt ehe= und familienfähig. —

Man muß ſich nie geſtehen, daß man ſich ſelbſt liebt. Das Geheimniß dieſes Geſtändniſſes iſt das Lebens=Prinzip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erſte Kuß in dieſem Verſtändniſſe iſt das Prinzip der Philoſophie, der Urſprung einer neuen Welt, der Anfang der abſoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachſenden Selbſtbundes. Wem gefiele nicht eine Philoſophie, deren Keim ein erſter Kuß iſt? Liebe populariſirt die Perſonalität, ſie macht Individualitäten mittheilbar und verſtändlich.

Alles, was dem ſich bildenden Menſchen noch ſchwer dünkt, das ſollte er gerade mit ſeinen Kräften verſuchen, um es mit großer Leichtigkeit und Geſchicklichkeit heben

und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus iſt nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philoſophie behandelt die Ehe von Natur und Geiſt. —

Die Philoſophie kann kein Brod backen, aber ſie kann uns Gott, Freiheit und Unſterblichkeit verſchaffen. Welche iſt nun praktiſcher: Philoſophie oder Oekonomie? (Verſchaffen iſt machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wiſſen etwas nur in ſo fern wir es ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger und mannichfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, deſto beſſer wiſſen wir es. Wir wiſſen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck deſſelben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtraction. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Concentricität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freiheit Nationen. —

Unſer ſämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müſſen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren

Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert. Dies iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modificationen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe. —

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſt gewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen, und die Möglichkeit, dieſelbe durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden, iſt unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Prinzip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes, ſich gleichſam zu einer ungeheuern Maſchine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer. —

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn

er nicht den Keim davon in ſich trägt? Was ich verſtehen ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition iſt ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name iſt nur eine Nota. — Schemhamphorasch, Name des Namens. Die reale Definition iſt ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberſte iſt abſolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetiſche über, von denen der höchſte wieder namenlos iſt. —

In ſich zurückgehen bedeutet bei uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bei den Geiſtern heißt analogiſch das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frei iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt. —

Jede Hineinſteigung, der Blick ins Innere, iſt zugleich Aufſteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir ſind auf einer Miſſion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen. —

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpiration keine Geiſtererſcheinung. Inſpiration iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht, an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg, in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andre Weiſe bei uns wirkſam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich werden. Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie ſie ſich für die irdiſche Welt ſchickt. Es iſt unvollkommener Zuſtand deſſelben, daß ihn dieſe Mitwirkung ſo ausſchließlich an dieſe Welt bindet. Daher iſt ſie ihrem Prinzip nach terminirt. —

Sinn iſt ein Werkzeug, ein Mittel. Ein abſoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So iſt jedes Ding das Mittel ſelbſt es kennen zu lernen, es zu

erfahren oder auf daſſelbe zu wirken. Um alſo eine Sache vollſtändig zu empfinden und kennen zu lernen, müßte ich ſie zu meinem Sinne und Gegenſtande zugleich machen, ich müßte ſie beleben, ſie zum abſoluten Sinn machen. — Wenn ich dieß aber nicht vollſtändig könnte oder wollte, ſo müßte ich mir einen Theil derſelben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entſtände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräſentative und nicht repräſentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied, oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied ſeyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewiſſe Weiſe vom Ganzen abgeſondert hätte. Nenne ich dieſes Welt, ſo würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige außer mir haben. Ich würde mir in theoretiſcher Hinſicht, in Rückſicht dieſes Sinns, als abhängig, und unter dem Einfluſſe der Welt erſcheinen. Ich würde mich ferner, in Betreff dieſes Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt ſehen; denn ſonſt würde ich meine Abſicht bei der Belebung nur unvollſtändig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch ſich ſelbſt, theils durch die Idee des Ganzen, durch ſeinen Geiſt, die Weltſeele, beſtimmt finden, und zwar beides als unzertrennlich vereinigt, ſo daß man genau weder das eine noch das andere ausſchließend ſagen könnte. Mein Körper würde mir nicht ſpecifiſch vom Ganzen verſchieden, ſondern nur

als eine Variation deſſelben vorkommen. Meine Erkenntniß des Ganzen würde alſo den Charakter der Analogie haben, dieſe würde ſich aber auf das innigſte und unmittelbarſte auf die directe und abſolute Erkenntniß des Gliedes beziehn. Beide zuſammen machten eine antithetiſch-ſynthetiſche Erkenntniß aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelſt des Unmittelbaren mittelbar, real und ſymboliſch zugleich. Alle Analogie iſt ſymboliſch. — Ich finde meinen Körper durch ſich und die Weltſeele zugleich beſtimmt und wirkſam. Mein Körper iſt ein kleines Ganzes, und hat alſo auch eine beſondre Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Prinzip. — — Was die Belebung des beſondern Gliedes betrifft, ſo finde ich mich in dieſer Hinſicht bloß durch mich ſelbſt, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung beſtimmt. Die Belebung ſelbſt aber betreffend, ſo iſt ſie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in ſo fern ich es in mir aufnehme; es iſt alſo eine Alienation meiner ſelbſt, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Subſtanz in die meinige zugleich: das neue Produkt iſt von den beiden Faktoren verſchieden, es iſt aus beiden gemiſcht. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Subſtanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in ſo fern ich ſie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich ſie ſo oder ſo beſtimmt vernehme. Jeder Action in jenem entſpricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beſchaffenheit dort

entſpricht eine vernehmende Erkenntniß-Beſchaffenheit in mir. Ich unterſcheide ſo viel Erkenntniß-Kräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort giebt. Hier entſtehen eben die ſonderbaren Widerſprüche in uns, über uns ſelbſt. Wir würden ohne dieſe Beſeelung keine ſolche Unterſcheidungen in uns machen. So entſtehen nur dieſe Kräfte in uns mittelſt dieſer Beſeelung. — Ich ſelbſt weiß mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiß, weil ich meinen Willen will, weil ich abſolut will. In mir iſt alſo Wiſſen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, beſonders noch vernehmen will, merke ich, daß ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daß ich darum weiß; ferner, daß ich etwas wiſſen kann und weiß, ohne daß ich es gewollt habe. —

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freilich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto lebendiger, mächtiger, genügender iſt die Ueberzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreien zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreies; eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit,

eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Faktum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beim Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bei der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beim Hören gewiſſer Worte, beim Leſen gewiſſer Stellen, bei gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andre mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Ueberfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Ueberfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr ſich unſre Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf

dieſen Sinn äußert, ſo entſtehen die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bei herrſchender Vernunft.

Kunſt unſern Willen total zu realiſiren. Wir müſſen den Körper wie die Seele in unſre Gewalt bekommen. Der Körper iſt das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müſſen alſo unſern Körper zum allfähigen Organ auszubilden ſuchen. Modification unſers Werkzeugs iſt Modification der Welt. —

Sonderbar, daß das Innre der Menſchen nur ſo dürftig betrachtet und ſo geiſtlos behandelt worden iſt. Die ſogenannte Pſychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder ſtehn ſollten. Wie wenig hat man noch die Phyſik für das Gemüth, und das Gemüth für die Außenwelt benutzt. Verſtand, Phantaſie, Vernunft, dies ſind die dürftigen Fachwerke des Univerſums in uns. Von ihren wunderbaren Vermiſchungen, Geſtaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzuſuchen und ihren geſelligen Verhältniſſen nachzuſpüren. Wer weiß, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorſtehn. —

Wir haben zwei Syſteme von Sinnen, die, ſo verſchieden ſie auch erſcheinen, doch auf das innigſte mit einander verwebt ſind. Ein Syſtem heißt der Körper, eins die Seele. Jenes ſteht in der Abhängigkeit von

äußern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äußere Welt nennen. Dieſes ſteht urſprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innrer Reize, den wir den Geiſt nennen, oder die Geiſterwelt. Gewöhnlich ſteht dieſes letztere Syſtem in einem Aſſociations-Nexus mit dem andern Syſtem, und wird von dieſem afficirt. Dennoch ſind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältniſſes anzutreffen, und man bemerkt bald, daß beide Syſteme eigentlich in einem vollkommenen Wechſelverhältniß ſtehen ſollten, in welchem jedes von ſeiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beide Welten, ſo wie beide Syſteme ſollen eine freie Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Uebergang von Monotonie zur Harmonie, wird freilich durch Disharmonie gehn und nur am Ende wird eine Harmonie entſtehn. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geiſterwelt. —

Iſt unſer Körper ſelbſt nichts, als eine gemeinſchaftliche Centralwirkung unſrer Sinne, haben wir Herrſchaft über die Sinne, vermögen wir ſie beliebig in Thätigkeit zu verſetzen, ſie gemeinſchaftlich zu centriren, ſo hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, ſind unſre Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des abſoluten Elements, ſo werden wir mit der Herrſchaft über dieſes Element auch unſre Sinne nach Gefallen modificiren und dirigiren können. — Der Maler hat ſo einigermaßen ſchon das Auge, der Muſiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das

Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr ſchon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philoſoph das abſolute Organ in ſeiner Gewalt, und wirkt durch ſie beliebig, ſtellt durch ſie Geiſterwelten dar. Genie iſt nichts, als Geiſt in dieſem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geiſt ſoll aber total Genie werden. —

Auf dieſelbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir ſie in Geberden äußern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unſre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieſelbe Art müſſen wir auch die innern Organe unſers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unſer ganzer Körper iſt ſchlechterdings fähig vom Geiſt in beliebige Bewegung geſetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Schaam, der Freude, der Phantaſie u. ſ. w. ſind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugſam Beiſpiele von Menſchen, die eine willkührliche Herrſchaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder ſein eigner Arzt ſeyn, und ſich ein vollſtändiges, ſicheres und genaues Gefühl ſeines Körpers erwerben können, dann wird der Menſch erſt wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht ſogar im Stande ſeyn, verlorne Glieder zu reſtauriren, ſich bloß durch ſeinen Willen zu tödten, und dadurch erſt wahre Aufſchlüſſe über Körper, Seele, Welt, Leben,

Tod und Geiſterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beſeelen; er wird ſeine Sinne zwingen, ihm die Geſtalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichſten Sinne in ſeiner Welt leben können. Dann wird er vermögend ſeyn, ſich von ſeinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird ſehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindſamen ihren Verſtand, die Leute von Verſtand ihr Herz. Kein Akt iſt gewöhnlicher in uns, als der Annihiliſationsakt. Eben ſo gewöhnlich iſt der Poſitionsakt. Wir ſetzen und nehmen etwas willkührlich ſo an, weil wir es wollen. Nicht aus bewußtem Eigenſinn, denn hier wird wirklich mit Hinſicht auf unſern Willen etwas feſtgeſetzt, ſondern aus inſtinktartigem Eigenſinn, der ebenfalls in der Trägheit ſeinen Grund hat. Es iſt ein äußerſt bequemes Verfahren, ſich aller Mühe des Forſchens zu überheben und allem innern und äußern Streit und Zwieſpalt ein Ende zu machen. Es iſt eine Art von Zauberei, durch die wir die Welt umher nach unſrer Bequemlichkeit und Laune beſtellen. —

Glaube iſt ſchon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und ſollen dieſes Vermögen, dieſe Fertigkeit noch unendlich vermehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unſre Seele hingegen vollkommen offen, ſo wäre unſer Geiſt was uns jetzt die äußere Welt iſt, und die innere Welt würde mit uns in eben dem

Verhältniſſe ſtehn, in welchem wir uns jetzt mit der äußern befinden, und wer weiß, ob wir einen Unterſchied gewahr würden, wenn wir beide Zuſtände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. ſ. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Beſtreben fühlen, uns jene Sinne zu verſchaffen, die wir jetzt äußere Sinne nennen. Vielleicht, daß wir nach und nach, durch mannichfache Beſtrebungen Augen, Ohren u. ſ. w. hervorbringen könnten, weil dann unſer Körper ſo in unſrer Gewalt ſtände, ſo einen Theil unſrer innern Welt ausmachte, wie jetzt unſre Seele. Unſer Körper dürfte ebenfalls nicht ſo abſolut ſinnlos ſeyn, ſo wenig wie unſre Seele. Wer weiß, ob er nicht in ſo fern nur ſinnlos erſchiene, weil er einen Theil unſer ſelbſt ausmachte, und die innre Selbſtſcheidung, wodurch der Körper erſt ſehend, hörend und fühlend für unſer Bewußtſeyn würde (unbeſchadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannigfaltige Art ſelbſt vernähmen), ſehr ſchwierig würde. Hier würde auch ein abſolut praktiſches und empiriſches Ich entſtehn. —

Durch Glauben armirt, verſtärkt man ſeine Kraft, ſeine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, geſpannte, permanente, ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſeyn? Das Phänomen der Reizbarkeit iſt Krampf. Alle Kraftäußerung iſt vorüberſchwindend. Bleibende Kraft iſt Stoff. Alle Kraft erſcheint nur im Uebergehn. —

Wir ſollen nicht bloß Menſchen, wir ſollen auch mehr als Menſchen ſeyn. Menſch iſt überhaupt ſo viel als Univerſum. Es iſt nichts Beſtimmtes. Es kann und ſoll etwas Beſtimmtes und Unbeſtimmtes zugleich ſeyn.

Alles, was der Menſch macht, iſt ein Menſch; oder (was das nämliche iſt) ein Beſtandtheil des Menſchen, ein menſchliches Weſen. —

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen, daß wir träumen. —

Unſer Leben iſt kein Traum, aber es ſoll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weiſe von der Leichtigkeit unſrer Seele, in jedes Object einzudringen, ſich in jedes ſogleich zu verwandeln. —

Der Buſen iſt die in Geheimnißſtand erhobene Bruſt — die moraliſirte Bruſt. Ein geſtorbener Menſch iſt ein in abſoluten Geheimnißſtand erhobener Menſch. —

Das Aeußere iſt ein in Geheimnißzuſtand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es iſt gewiß, daß eine Meinung ſehr viel gewinnt, ſobald ich weiß, daß irgend jemand davon überzeugt iſt, ſie wahrhaft annimmt. Freilich muß es auf eine Art ſeyn, deren Urſache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn ſie macht eine Meinung myſtiſch, reizend. Geheimniſſe ſind Armaturen, Condenſatoren des Divinations=, des Erkenntniß=Vermögens. —

Eine wahrhafte Liebe zu einer lebloſen Sache iſt

wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu ſich ſelbſt. Wenn der Menſch erſt ein wahrhaftes innerliches Du hat, ſo entſteht ein höchſt geiſtiger und ſinnlicher Umgang, und die höchſte Leidenſchaft iſt möglich. Genie iſt vielleicht nichts als Reſultat eines ſolchen innerlichen Pluralis. Die Geheimniſſe dieſes Umgangs ſind noch ſehr unbeleuchtet. —

Wünſche und Begehrungen ſind Flügel. Es giebt Wünſche und Begehrungen, die ſo wenig dem Zuſtande unſers irdiſchen Lebens angemeſſen ſind, daß wir ſicher auf einen Zuſtand ſchließen können, wo ſie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das ſie heben wird, und auf Inſeln, wo ſie ſich niederlaſſen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieſelbe Rolle hier ſpielte, wie die Veſte außer uns, der Aether, jene unſichtbare ſichtbare Materie, der Stein der Weiſen, der überall und nirgend, alles und nichts iſt? Inſtinkt oder Genie heißen wir ſie, ſie iſt überall vorher; ſie iſt die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weiſen im Raum iſt: Vernunft, Phantaſie, Verſtand und Sinn ſind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie iſt gleichſam Seele der Seele, ein Verhältniß zwiſchen Seele und Geiſt. Man kann das Subſtrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol iſt ein Analogon des Menſchen. —

Mit Inſtinct hat der Menſch angefangen, mit Inſtinct ſoll der Menſch endigen. Inſtinct iſt das Genie im Paradieſe, vor der Periode der Selbſtabſonderung

(Selbſterkenntniß). Der Menſch ſoll ſich ſelbzweien, und nicht allein das, ſondern auch ſelbdreien u. ſ. w. —

Was iſt die Natur? Ein encyklopädiſcher, ſyſtematiſcher Index, oder Plan unſers Geiſtes. Warum wollen wir uns mit dem bloßen Verzeichniß unſrer Schätze begnügen? Laßt ſie uns ſelbſt betrachten, und ſie mannichfaltig bearbeiten und benutzen. Das Fatum, das uns drückt, iſt die Trägheit unſers Geiſtes. Durch Erweiterung und Bildung unſrer Thätigkeit werden wir uns ſelbſt in das Fatum verwandeln. Alles ſcheint auf uns hereinzuſtrömen, weil wir nicht hinausſtrömen. Wir ſind negativ, weil wir wollen; je poſitiver wir werden, deſto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr ſeyn wird, ſondern wir Alles in Allem ſind. — Gott will Götter. —

Die Geiſterwelt iſt uns in der That ſchon aufgeſchloſſen, ſie iſt immer offenbar. Würden wir plötzlich ſo elaſtiſch, als es nöthig wäre, ſo ſähen wir uns mitten in ihr. Unſer jetziger mangelhafter Zuſtand macht immer eine Heilmethode nöthig, ſie beſtand ehemals in Faſten und moraliſchen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die ſtärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, iſt eine Mittheilung; ſo iſt die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geiſtes. Die Zeit iſt nicht mehr, wo der Geiſt Gottes verſtändlich war; der Sinn der Welt iſt verloren gegangen, wir ſind beim Buchſtaben ſtehen geblieben und haben das Erſcheinende über der Erſcheinung vergeſſen. — Ehemals war alles Geiſterſcheinung, jetzt ſehen wir nichts als todte Wieder-

holung, die wir nicht verſtehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht beſſerer Zeiten. —

Eine ächt ſynthetiſche Perſon iſt eine Perſon, die mehrere Perſonen zugleich iſt, ein Genius. Jede Perſon iſt der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Perſonen getheilt, doch auch Eine zu ſeyn. Die ächte Analyſe der Perſon als ſolche, bringt Perſonen hervor; die Perſon kann nur in Perſonen ſich vereinzeln, ſich zertheilen und zerſetzen. Eine Perſon iſt eine Harmonie, keine Miſchung, keine Bewegung, keine Subſtanz, wie die Seele. Geiſt und Perſon ſind Eins (Kraft und Urſache)!

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, ſo macht doch umgekehrt die äußern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben ſo viel iſt, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äußern Dingen machen könnt, ſo macht die äußern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur ſelbſtſtändigen, ſich von euch abſondernden, und nun euch fremd, d. h. äußerlich vorkommenden Seele machen, ſo verfahrt umgekehrt mit den äußerlichen Dingen und verwandelt ſie in Gedanken. Beide Operationen ſind idealiſtiſch; wer ſie beide vollkommen in ſeiner Gewalt hat, iſt der magiſche Idealiſt. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von dieſen beiden Operationen von der andern abhängig ſeyn?

Alle Ueberzeugung iſt unabhängig von der Naturwahrheit; ſie bezieht ſich auf die magiſche, oder die

Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in ſo fern ſie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fußt auf Ueberzeugung, und iſt mithin nur ein Nothbehelf im Zuſtande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfalls auf Wunderwahrheiten. —

Das Beſte am Brownſchen Syſtem iſt die große Zuverſicht, mit der Brown ſein Syſtem als allgemein geltend hinſtellt: es muß, es ſoll ſo ſeyn, Erfahrung und Natur mögen ſagen was ſie wollen. Darin liegt denn doch das Weſentliche jedes Syſtems, ſeine wirklich geltende Kraft: das Brownſche Syſtem wird dadurch zum ächten Stein für die Brownianer; dagegen läßt ſich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je größer der Magus, deſto willkührlicher ſein Verfahren, ſein Spruch, ſeine Mittel. Jeder thut nach ſeiner eignen Art Wunder. —

Wer mit dem Meißel malen, muſiciren u. ſ. w., kurz zaubern könnte, bedürfte des Meißels nicht; der Meißel wäre ein Ueberfluß.

Alle Bezauberung geſchieht durch partielle Indentification mit dem Bezauberten, den ich ſo zwingen kann, eine Sache ſo zu ſehn, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer iſt Poet. Der Prophet verhält ſich zum Zauberer, wie der Mann von Geſchmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelſt eines dem Schachſpiel ähnlichen Spiels Gedankenconſtructionen zu Stande

bringen. Das ehemalige logiſche Disputirſpiel glich ganz einem Brettſpiel. —

Die Magie iſt von Philoſophie u. ſ. w. ganz verſchieden, und bildet eine Welt, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt für ſich.

Alle Erfahrung iſt Magie, und nur magiſch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe iſt nichts als magiſches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille iſt nichts als magiſches kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht iſt Denken eine zu ſchnelle, zu ungeheure Kraft, um wirkſam zu ſeyn; oder die Dinge ſind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der phyſiſche Magus weiß die Natur zu beleben, und willkührlich, wie ſeinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Beſtimmung eines unbekannten Zufalls benutzen; er kann das Schickſal mit gleichem Glück in den Stellungen der Geſtirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren ſuchen. —

Sollte ein König, der zugleich moraliſches Genie iſt, nicht von ſelbſt unſterblich ſeyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes iſt die Hauptſorge des Künſtlers der Unſterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht ſagen, auch darin haben die Dichter auf eine ſonderbare Weiſe wahrgeſagt, daß die Muſen allein Unſterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern ſich etwa manche Gedanken der magiſchen Gränze? Werden manche ipso facto wahr? —

Der größte Zauberer würde der ſeyn, der ſich zugleich ſo bezaubern könnte, daß ihm ſeine Zaubereien wie fremde, ſelbſtmächtige Erſcheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall ſeyn?

Auch der Zufall iſt nicht unergründlich, er hat ſeine Regelmäßigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der ſcholaſtiſchen Philoſophie haben ſehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr myſtiſcher Gebrauch, ihre Perſonification, ihr muſikaliſcher Genuß, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erſchaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abſtrakten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtſchaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen ſonderbarer Combinationen und Verhältniſſe, gleichſam mit einer poetiſchen mathematiſchen und abſtrakten Welt an ſich. —

Die Scholaſtiker verwandelten alle Dinge in Abſtracta. Schade, daß ſie nicht zugleich in Beziehung auf dieſe Operation die entgegengeſetzte verſuchten, und über dieſes Verfahren nachdachten, oder Schlüſſe daraus zogen. —

Wären wir nicht von Grund aus mathematiſch, ſo nähmen wir gar keine Unterſchiede u. ſ. w. wahr. —

Die Mathematik iſt ächte Wiſſenſchaft, weil ſie gemachte Kenntniſſe enthält, Produkte geiſtiger Selbſtthätigkeit, weil ſie methodiſch genialiſirt. Sie iſt auch Kunſt, weil ſie genialiſches Verfahren in Regeln ge-

bracht hat, weil ſie lehrt Genie zu ſeyn, weil ſie die Natur durch Vernunft erſetzt. — Die höhere Mathematik beſchäftigt ſich mit dem Geiſte der Größen, mit ihrem politiſchen Prinzip, mit der Größenwelt. —

Das höchſte und reinſte iſt das gemeinſte, das verſtändlichſte; daher iſt die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je ſchwieriger und verwickelter eine Wiſſenſchaft wird, deſto abgeleiteter, unreiner und vermiſchter iſt ſie. —

Die ganze Mathematik iſt eigentlich eine Gleichung im Großen für die andern Wiſſenſchaften. —

Was ihr die Logarithmen ſind, das iſt ſie den andern Wiſſenſchaften. —

Der Begriff der Mathematik iſt der Begriff der Wiſſenſchaft überhaupt. —

Alle Wiſſenſchaften ſollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik iſt wenig mehr als ein ſpeciell=empiriſches Organon. —

Sie iſt eine Subſtitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollſtändige Anwendbarkeit iſt ein nothwendiges Poſtulat ihres Begriffs. —

Sie iſt der vollgültige Zeuge des Natur=Idealismus. —

Der innige Zuſammenhang, die Sympathie des Weltalls, iſt ihre Baſis.

Zahlen ſind, wie Zeichen und Worte, Erſcheinungen, Repräſentationen κατ᾽ ἐξοχήν.

Ihre Verhältniſſe ſind Weltverhältniſſe. Die reine

Mathematik iſt die Anſchauung des Verſtandes, als Univerſum. —

Wunder, als widernatürliche Facta, ſind amathematiſch, aber es giebt kein Wunder in dieſem Sinn, und was man ſo nennt, iſt gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik iſt nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik iſt das eigentliche Element des Magiers. —

In der Muſik erſcheint ſie förmlich als Offenbarung, als ſchaffender Idealismus. —

Hier legitimirt ſie ſich als himmliſche Geſandtin, κατ’ ανθρωπον. —

Aller Genuß iſt muſikaliſch, mithin mathematiſch. —

Das höchſte Leben iſt Mathematik. —

Es kann Mathematiker der erſten Größe geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein großer Rechner ſeyn, ohne die Mathematik zu ahnden. —

Der ächte Mathematiker iſt Enthuſiaſt per se. Ohne Enthuſiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter iſt Mathematik. —

Alle göttlichen Geſandten müſſen Mathematiker ſeyn. —

Reine Mathematik iſt Religion.

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker ſind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wiſſen eintritt.

Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes=Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs=Methoden.

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neuern Phyſiker arbeiten ins Große, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſey; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſey. — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blüthenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind

die Extreme, die durch verſchiedene Mitglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkungen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Aechte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils

durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftprodukt oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit dieſes Planeten, iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Aechte Producte müſſen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organiſation iſt etwas Höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungs-

proceß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt, und beide wechſelſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt, auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Proceß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben. —

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygen in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte

ſichtbare Nahrungsmittel iſt, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, ſo ſind auch die Geſchlechtstheile die höchſten äußern Organe, die den Uebergang von ſichtbaren zu unſichtbaren Organen machen. —

Die Bäume ſcheinen unter allen Pflanzen die edelſten, weil ihre unzähligen Individuen ſo ſehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichſam ſchon Pflanzen auf Pflanzen ſind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. — Die Stein- und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrſchaft. —

Vernunftloſigkeit gehört in den Charakter des Thiers. Sichtbare Unvernunft iſt Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menſchenkörpers ſichtbare Vernünftigkeit. —

Der Menſch iſt diejenige Subſtanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polariſirt. Die Welt des Menſchen iſt Welt, iſt ſo mannichfach, als er mannichfach iſt. Die Welt der Thiere iſt ſchon viel ärmer, und ſo herunter. —

Die Denkorgane ſind die Weltzeugungs-, die Naturgeſchlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel iſt die Seele des Sternſyſtems, und dieſes ſein Körper. —

Alles angenehme Gefühl iſt Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur poſitiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rückſicht auf die Seele nimmt und das geheimnißvolle Band zwiſchen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt.

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen.—

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt

das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eigenes, Zueignung, iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können. Jetzt iſt der Geiſt aus Inſtinct Geiſt, ein Naturgeiſt; er ſoll ein Vernunftgeiſt, aus Beſonnenheit und durch Kunſt Geiſt ſeyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſo fern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entſteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und Ewigkeit gleichſam Raum und Zeit ausfüllen, ſo füllt Allmacht und Allgegenwart jene beiden Sphären. Gott iſt die Sphäre der Tugend (Zur Allmacht gehört Allwiſſenheit). —

Die Seele iſt ein conſonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchſtaben=Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht, ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus und endigen in Gott. Beide Weltumſegler begegnen ſich in korreſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beiſammen zu bleiben, und zugleich gemeinſchaftlich beide Reiſen zu machen. —

Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur. — —

Zum Experimentiren gehört Natur=Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiſte zu handeln. Der ächte Beobachter iſt Künſtler; er ahndet das Bedeutende, und weiß aus dem ſeltſamen, vorüberſtreichenden Gemiſch von Erſcheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebſt dem deutlichſten Verſtande und dem ruhigſten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erſt eine ganze Nation Leidenſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man erſt Fortſchritte auf dieſer koloſſaliſchen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehn. —

Wir leben in einem Thiere als paraſitiſche Thiere. Die Conſtitution dieſes Thiers beſtimmt die unſrige, et vice versa. Die Bedingungs=Verhältniſſe der

atmoſphäriſchen Beſtandtheile ſind vielleicht ſehr mit den Bedingungs-Verhältniſſen derſelben Beſtandtheile im organiſchen Körper übereinſtimmend. —

Die atmoſphäriſche Luft iſt kryſtalliniſcher Beſchaffenheit. —

Es kann oft regnen ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde ſind die Tropfen klein, wegen der ſchnellen Verdunſtung. Dieſe Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verſchluckungsfähigkeit, oder von dem Daſeyn eines niederſchlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines ſtarken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Waſſer; er befördert die Verdunſtung, und daher kein Regen zur ſelben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft ſagt, es ſey zu kalt zum Regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen ſetzen können: poſitive und negative Flamme? —

Sollten die ätheriſchen Oele die Pflanzenſeelen ſeyn, und darin auch der Unterſchied der Weine u. ſ. w. liegen? —

Galvanismus zwiſchen zwei, drei und mehreren Menſchen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht?

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Product, bei ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dies gerade umgekehrt?); der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anſchießen, Feſtwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet iſt, ſo macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Abſonderung kalt, und es laſſen ſich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Anſicht der Entſtehung und Verſchwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anſchießen, in dem wir hier verſchwinden? Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung ſeyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrſcheinlich, daß es die Sonne ſeyn könnte, wo wir wieder abgeſetzt werden. — —

Die Natur iſt Feindin ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die frühern dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration ſtehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künſtliches oder zufälliges Produkt ſeyn? Auch der Sitz der Seele iſt er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele iſt bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er iſt veränderlich, und ſo

auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenſchaften kennen lernt. —

Schmerz und Angſt bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Luſt und Unluſt ſind Traumproducte; die Seele iſt nur zum Theil wach; wo ſie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewiſſer Hinſicht der ganze Körper gehört), empfindet ſie Luſt und Unluſt. Schmerz und Kitzel ſind Senſationen der gebundenen Seele. —

Schlaf iſt ein vermiſchter Zuſtand des Körpers und der Seele; im Schlafe iſt Körper und Seele chemiſch verbunden. Im Schlafe iſt die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Menſch iſt neutraliſirt. Wachen iſt ein getheilter, polariſcher Zuſtand; im Wachen iſt die Seele punctirt, localiſirt. — Schlaf iſt Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen iſt Einwirkungsſtand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen.

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-

Proceß, Verbindungs=, Generations=Proceß. Die Flamme iſt das gefräßige κατ' ἐξοχήν.

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Ueberſättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachen iſt ein Abſonderungs=, dieſes ein Einſchluckungs=Proceß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen); dieſes iſt ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie Eſſen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte, Geſundheit bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. –

Iſt Denken auch Abſondern? Dann iſt Empfinden vielleicht Freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensproceß; Freß- und Abſonderungs-Proceß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspunkte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannichfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen

Geſundheits=Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte und erſte Unternehmen. Aeußere Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabei leiden, und vernachläßigt werden; denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf iſt nur den Planeten=Bewohnern eigen. Einſt wird der Menſch beſtändig zugleich ſchlafen und wachen. Der größte Theil unſers Körpers, unſrer Menſchheit ſelbſt, ſchläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen ſind. Die Blüthen ſind Allegorien des Bewußtſeyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung. Bei den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität. —

Unſere Sinne ſind höhere Thiere. Aus ihnen entſteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven ſind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Geſundheit iſt bloß wiſſenſchaftlich intereſſant. Krankheit gehört zur Individualiſirung. Es gilt hier, wie auch bei den menſchlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunſt von dem Doryphorus oder dem Canon gilt.

Krankheiten zeichnen den Menſchen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden iſt der Menſch geboren. Je hülfloſer, deſto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, iſt der Charakter der mit Geiſt verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Univerſalität, von der erhabenen Perſonalität des Geiſtes. —

Alles iſt von ſelbſt ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit iſt gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit iſt ein Zeichen (sit venia verbis) geiſtloſer Weſen. Die Vollendung iſt die Syntheſis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Univerſal-Arzney gegeben. Mit der Sen-

ſibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es iſt damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verſtoß gegen den Willen der Natur, die Urſache alles Uebels. Es giebt nur ſolche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entſtehn. Der ſittliche Menſch muß auch eine freie Natur haben, eine entgegenſtrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, beſonders langwierige, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Man muß ſie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen ſuchen. Iſt denn nicht das Leben des gebildeten Menſchen eine beſtändige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Menſch lebt durchaus für die Zukunft; ſein Leben iſt Kampf, ſeine Erhaltung und ſein Zweck Wiſſenſchaft und Kunſt. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, ſondern in Jahren u. ſ. w. zu leben, deſto edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden

ſtehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reiz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Krankheit iſt ein muſikaliſches Problem, die Heilung eine muſikaliſche Auflöſung. Je kürzer und dennoch vollſtändiger die Auflöſung, deſto größer das muſikaliſche Talent des Arztes —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes ſpecifiſche Organ, z. B. Leber, Gallenblaſe, Nieren, Magen, Drüſen u. ſ. w. erhält zuvörderſt ſich ſelbſt, bereitet ſich ſelbſt. Seine Abſonderungen hangen von dieſem eigenthümlichen Nahrungsproceſſe ab. Jedes dieſer Gefäſſe iſt eine lebendige Concretion eines ſpecifiſchen Grades der Miſchung ſeiner Beſtandtheile. —

Polypen, wildes Fleiſch, Krebs, Brand, ſind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen; ſie wachſen, ſie werden erzeugt, ſie haben ihre Organiſation, ſie ſecerniren, ſie eſſen. —

Je geiſtvoller, gebildeter ein Menſch iſt, deſto perſönlicher ſind ſeine Glieder, z. B. ſeine Augen, ſeine Hand, ſeine Finger, u. ſ. w. —

Unſre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Göthe's Mährchen. Die Augen ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt;

die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

2.

Aeſthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Maler Sitz eines Inſtinkts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler u. ſ. w. —

Wie der Maler mit ganz andern Augen, als der gemeine Menſch die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom

gewöhnlichen Menſchen. Nirgends aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand der Kunſt, uns nicht gegeben wird, oder in den Erſcheinungen ſchon fertig liegt, als in der Muſik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, ſind rauh und geiſtlos, nur der muſikaliſchen Seele dünkt oft das Rauſchen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Geſang der Nachtigall, das Plätſchern des Bachs melodiſch und bedeutſam. Der Muſiker nimmt das Weſen ſeiner Kunſt aus ſich, auch nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Maler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn: eigentlich iſt aber die Kunſt des Malers ſo unabhängig, ſo ganz a priori entſtanden, wie die Kunſt des Muſikers. Der Maler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Maler malt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Malers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt

ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation anſprechen, und der Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundgeſetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen), zu ſtehen, oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, zeitlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Produkte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bei ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſtehen ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Malerei macht ſchon den Uebergang. Die Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt beſondere Arten von Seelen und Geiſtern, welche Bäume, Landſchaften, Steine, Gemälde bewohnen. Eine Landſchaft muß man als Dryade oder Oreade anſehn. Eine Landſchaft ſoll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landſchaft iſt ein idealiſcher Körper für eine beſondere Art des Geiſtes. —

Es ſind nicht die bunten Farben, die luſtigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühlinge ſo begeiſtern, es iſt der ſtille weiſſagende Geiſt unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daſeyns ſo mannichfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der geſellig ſich entfaltenden Welt. —

Jede künſtliche Geſtalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Anſprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien ſind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Hiſtoriker, der Philoſoph und der Künſtler der künftigen Welt iſt hier einheimiſch; er bildet ſich hier und lebt für dieſe Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt iſt, wer nicht findet was er ſucht, der gehe in die Bücher- und Künſtlerwelt, in die Natur, dieſe ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieſer Ecclesia pressa der beſſern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie ſchlummern, aber weiſſagenden, vielbedeutenden

Schlummer. Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau (Nicht alle Kinder ſind Kinder).

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes.

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunkt an, und ſteigt die Scala herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discants, das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Taſten höherer Saiten in uns ſind.

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente, jedes hat ſeinen eigenen Grund-Vocal. Die menſchliche Simme iſt gleichſam das Princip und Ideal der Inſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt

eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erſte Stimme, dieſe die zweite? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird; dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo enttönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie muß wieder Geſang werden. Die Conſonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unſre Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Conſonanten ſind die Fingerſetzungen, und ihre Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten

auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i, geſprochen. So hat jeder Menſch ſeinen Hauptvocal. Es iſt damit wie in der Muſik: jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort: die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele ſtrebt bei jedem Begriffe nach einem genetiſch-intuitiven Worte, daher ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen, und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univerſaliren oder Philoſophiſtiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Aetheriſiren, ein Verluftigen, Vergeiſtigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Proceß. —

Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphiſtik der zweiten Potenz, in die Ton- und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und

iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höhern Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo   es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannichfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedanken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt: es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italieniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommener, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck, er verſteht ſich ſelbſt nicht, erſcheint hier in

einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweiſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo bildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein?

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichtſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zauber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannichfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen.

Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges, und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publikum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der

niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Gefäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſelten iſt, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft ſelbſt beim Autor. Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden: dieſe geiſtige Einheit iſt

die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Göthe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt: höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgewood in der Engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilen Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn und den wilden Erſcheinungen in der erſten Hälfte des dritten Theils ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Leſers. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, iſt läſtig und komiſch; der Thurm in Lotharios Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeares macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopſtocks Werke ſcheinen größtentheils freie Ueberſetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen ſehr talentvollen aber unpoetiſchen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakſpeareſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freilich von der Künſtelei des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakſpeare war kein Calculator, kein Ge=

lehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandtſchaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeyen. —

In Shakſpeares hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegengeſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſ't: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte, wie ſie ſeyn ſoll, weiſſagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche gleicht einer Romanze; es iſt klar, einfach, ſeltſam, ein ächt poetiſches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede ſpielt der Redner alle Rollen, um zu überraſchen, um den Gegenſtand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede iſt

ein äußerſt lebhaftes, geiſtreiches und abwechſelndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenſtandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann ſpricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann ſcheint er den Gegenſtand zu vergeſſen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann ſtellt er ſich überzeugt, um deſto hinterliſtiger zu ſchaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet ſich zu ſeinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beſchloſſen wäre; bald ſpricht er mit Bauern, bald mit dieſem, bald mit jenem, ſelbſt mit lebloſen Gegenſtänden. Kurz, eine Rede iſt ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient dieſen Namen, der ſchwülſtige iſt keiner. Die ächte Rede iſt im Styl des hohen Luſtſpiels, nur einzeln mit großer Poeſie verwebt, ſonſt recht klare, einfache Proſa des gemeinen Lebens. —

An ſchlechten und mittelmäßigen Schriftſtellern ließe ſich noch mancher ſchöne Kranz verdienen: man hat bisher faſt lauter Schlechtes und Mittelmäßiges über dieſelben, und doch würde eine Philoſophie des Schlechten, Mittelmäßigen und Gemeinen von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. —

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichen Sinn erſt verſtanden werden, macht das Geſchäft eines artiſtiſchen Kritikers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Menſch mit oder ohne Abſicht, als ſolcher geſchrieben hat, was alſo nicht ſowohl Buch, als geſchriebene Gedanken- und Charakteräußerung iſt, kann ſo mannichfaltig beurtheilt werden, als der Menſch

iſt. Hier iſt kein Künſtler, ſondern der ächte Menſchenkenner competent; es gehört nicht für ein artiſtiſches, ſondern für ein anthropologiſches Forum. So einſeitig und unbillig, ſo arbiträr und inhuman Menſchen beurtheilt werden, eben ſo auch dieſe Art Schriften. Es giebt ſo wenig reifen Sinn für univerſelle Humanität, daß man ſich auch über die Kritiker dieſer Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beſte wird am leichteſten überſehn: auch hier findet der Kenner, für den der Menſch erſt eigentlich vorhanden iſt, unter deſſen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß ſie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer ſehr mittelmäßig, oder gar ſchlecht ſcheinenden Schrift eine ſeltne Combination und Ausbildung menſchlicher Anlagen, die herrliche Naturkunſt eines Geiſtes, der ſich ihm in einer barbariſchen Form offenbart, weil er nur das Talent des ſchriftlichen Ausdrucks nicht beſaß, oder vernachläſſigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte handeln kann, wenn ich ihn, ohne ſeine Individualität zu ſchmälern, überſetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Ueberſetzung iſt entweder grammatiſch, oder verändernd, oder mythiſch. Mythiſche Ueberſetzungen ſind Ueberſetzungen im höchſten Styl. Sie ſtellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunſtwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunſtwerk, ſondern das Ideal deſſelben. Noch exiſtirt, wie ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt

mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trift man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Ueberſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Ueberſetzungen ſind die Ueberſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur discurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Ueberſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Ueberſetzungen insgeſammt. Der wahre Ueberſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn, und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drei Arten überſetzt werden. —

Journale ſind eigentlich ſchon gemeinſchaftliche Bücher: das Schreiben in Gemeinſchaft iſt ein intereſſantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftſtellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Maſſe ſchreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, ſelbſt Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt iſt in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entſpringen aus derſelben Quelle. Jene aber erſcheint in einem freien beweglichen Medio. Daher ſind dort alle Farben greller, weniger Mitteltinten, die Bewegungen lebhafter, die Umriſſe daher frappanter, der Ausdruck hyperboliſch. Jene erſcheint nur fragmentariſch, dieſe ganz. Daher iſt jene poetiſcher, geiſtvoller, intereſſanter, maleriſcher, aber auch unwahrer, unphiloſophiſcher, unſittlicher. Die meiſten Menſchen, die meiſten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchanſicht, eine fragmentariſche Anſicht der wirklichen Welt, und dann leidet dieſe unter den nämlichen Gebrechen, genießt aber auch die nämlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehn in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt und nicht dem Schriftſteller: Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkührlich; er macht eigentlich aus einem Buche was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen, im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben.

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge

ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehn, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig liberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz als ihre Schriftſtellerei haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w. muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Produkt, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſ't er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reizender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied in Bewegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe,

in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freien Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften, iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen

ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nämlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird. — —

Lehrjahre ſind für den poetiſchen, akademiſche Jahre für den philoſophiſchen Jünger. Akademie ſollte ein durchaus philoſophiſches Inſtitut ſeyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organiſirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben. Durch planmäßig geordnete Verſuche lernt man ihre Grundſätze kennen, und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb iſt eine Miſchung von Inſtitut und Geſellſchaft. Er hat einen Zweck, wie das Inſtitut; aber keinen beſtimmten, ſondern einen unbeſtimmten,

freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck iſt ernſthaft; die Geſellſchaft iſt durchaus fröhlich. —

Die Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dies beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft. —

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilation entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuft ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herren und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich

ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältniſſen; Beſtimmtheit auf richtige Verhältniſſe, aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel; dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet dieſe Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem erſten. —

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Capacität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beim Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Ueberfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfin-

dungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe, ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannigfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Produkte (Jedes Produkt eines Genies iſt ſelbſt Genie). —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie. —

Jede ſpecifiſche Incitation verräth einen ſpecifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker: je beſtimmter, je ausgebildeter, mannichfaltiger ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen

Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall u. ſ. w.

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wiſſenſchaft gewinnt durch Freſſen, durch Aſſimiliren andrer Wiſſenſchaften u. ſ. w. So die Mathematik z. B. durch den gefreſſenen Begriff des Unendlichen.

Metaphyſik und Aſtronomie ſind Eine Wiſſenſchaft. Die Sonne iſt in der Aſtronomie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und ein einziges Prinzip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommnes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der

Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Laſt befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen, je mehr man ſieht, deſto beſſer und angenehmer iſt es. —

Es iſt nicht das Wiſſen allein, das uns glücklich macht, es iſt die Qualität des Wiſſens, die ſubjective Beſchaffenheit des Wiſſens. Vollkommenes Wiſſen iſt Ueberzeugung; und ſie iſt es, die uns glücklich macht und befriedigt, ſie verwandelt das todte Wiſſen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erſcheinung, ſo iſt es für mich eins. Es iſt damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und ſie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Menſch muß gleichſam an mehreren Orten und in mehreren Menſchen leben, ihm müſſen beſtändig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig ſeyn. Hier bildet ſich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geiſtes, die den Menſchen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens durch die wohlthätigſten Aſſociationen reizt, ſtärkt, und in die helle Stimmung einer beſonnenen Thätigkeit verſetzt. —

Alle Leidenſchaften endigen ſich wie ein Trauerſpiel. Alles Einſeitige endigt mit Tod: ſo die Philoſophie der Empfindung, die der Phantaſie, die des Gedankens. Alles Leben endigt ſich mit Alter und Tod. Alle Poeſie hat einen tragiſchen Zug (Allem ächten Scherz liegt Ernſt zum Grunde: auch Farcen und Marionettenſpiele haben eine tragiſche Wirkung; eben ſo das Gemeine und Triviale). —

Deutlich wird etwas nur durch Repräſentation. Man verſteht eine Sache am leichteſten, wenn man ſie repräſentirt ſieht. So verſteht man das Ich nur, in ſofern es vom Nicht-Ich repräſentirt wird. Das Nicht-Ich iſt das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andere wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte; die gewöhnlich ſo genannte

Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben). So die Annahme: der ewige Frieden iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Amerika oder nirgend; das goldne Zeitalter iſt hier; wir ſind Zauberer; wir ſind moraliſch, u. ſ. w. —

Alle hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſtrebt mathematiſch zu werden, die mathematiſche Kraft iſt die ordnende Kraft. Jede mathematiſche Wiſſenſchaft ſtrebt wieder philoſophiſch zu werden, animirt, oder rationaliſirt zu werden; dann poetiſch, endlich moraliſch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philoſophie der Wiſſenſchaften zu machen, iſt eben ſo einſeitig, antimoniſch und unkritiſch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menſchen anzufangen iſt ſchon kritiſcher; mit dem idealiſchen Menſchen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritiſcher; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man ſagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen iſt kritiſch. Die Kritik iſt alſo gefährlich und mühſam. —

Das Wahre und Aechte ſcheint, als wenn es ſo ſeyn müßte, und nicht anders ſeyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit.) Sucht nach Originalität iſt gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen ſeinigen, und

Der Zuſtand des Wiſſens iſt Eudämonie, ſelige Ruhe der Beſchauung, himmliſcher Quietismus. —

Im Morgenlande iſt die ächte Mathematik zu Hauſe. In Europa iſt ſie zur bloßen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematiſches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes-Wort lieſt, der verſteht es nicht. —

Jede Linie iſt eine Weltaxe. —

Eine Formel iſt ein mathematiſches Recept. —

Die Zahlen ſind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden.

Alle krummen Linien entſtehen nur durch ſich ſelbſt, wie Leben nur durch Leben entſteht. —

Die Mathematik iſt ein ſchriftliches Inſtrument, das noch unendlicher Perfection fähig iſt, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmyſtik ſtatt finde; auch in der Geſchichte. Iſt nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anſpielung und ſeltſamem Zuſammenhang? Kann ſich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wiſſenſchaft?

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt, indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur iſt das Ideal. Das wahre Ideal iſt möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Phyſik iſt nichts als die Lehre von der Phantaſie. —

Die Natur iſt eine verſteinerte Zauberſtadt. —

Unſre neuern Phyſiker arbeiten ins Große, ſprechen vom Bau des Univerſums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäßig, mit Nachdenken und Geiſt arbeiten. —

Es müßte unterſucht werden, ob ſich nicht die Natur mit wachſender Kultur weſentlich verändert hat. —

Iſt die Natur immer geſetzmäßig geweſen, und wird ſie immer geſetzmäßig bleiben? —

Man kann ſagen, daß die Natur oder die Außenwelt über dem Menſchen in Hinſicht auf Organiſation ſey; man kann ſagen, daß ſie unter ihm, und er das höchſte Weſen ſey. — Sie ſcheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verſtand und ihre Phantaſie ſcheinen ſich zu den unſrigen zu verhalten, wie unſer Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geſchloſſenen Körper, als einen Baum anſehen, an welchem wir die Blüthenknoſpen ſind. — Naturen ſind ſolche Weſen, bei denen das Ganze den Gliedern dient, bei denen die Glieder Zwecke an ſich, ſelbſtſtändig ſind; Perſonen hingegen ſolche, wo das umgekehrte Verhältniß ſtatt findet. Wo beide wechſelsweiſe ſich neceſſitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an ſich iſt, dieſe ſind Mittelweſen zwiſchen Natur und Perſon. Dies ſind

die Extreme, die durch verſchiedene Mitglieder zuſammen hängen. —

Die Welt iſt Reſultat eines unendlichen Einverſtändniſſes, und unſre eigne innere Pluralität iſt der Grund der Weltanſchauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action tranſitoriſch ſichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewiſſen eintretenden Bedingungen (Berührungen) ſich zu offenbaren, wirkſam zu werden ſcheint. Dieſe myſtiſche Kraft ſcheint die Kraft der Luſt und Unluſt zu ſeyn, deren begeiſternde Wirkungen wir ſo ausgezeichnet in den wollüſtigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenſchaft beſitzt, hat auch eine Grenze dieſer Eigenſchaft, einen Eigenſchafts-Punkt, wo ſie ſenſibel wird, wo ſie entſteht, erſcheint. Die Eigenſchaft iſt das weibliche Prinzip, das Subjekt; der Reiz iſt das männliche Prinzip, das Objekt. —

Alle Anziehung geſchieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirkſame, Wirkliche, Senſible iſt ſchon ſubaltern, Reſultat einer Antitheſe, einer Zerſetzung. Das Aechte, Wahrhafte iſt nicht ſenſibel. Subjekt und Objekt ſind alſo auch ſchon Antitheſen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper iſt ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum iſt ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum iſt eine Seele. —

Der Raum ein Niederſchlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Foſſils

durch die Natur und Individualität ſeines Planeten, deſſen Natur und Individualität durch die ſeines Syſtems, deſſen Natur und Individualität durch die ſeiner Milchſtraße, und ſo fort, beſtimmt iſt; ſo verhält es ſich auch mit dem Menſchen, wenn wir unter Menſchheit das Vernunftprodukt oder Weſen im Weltganzen verſtehen; die Natur und Individualität der Menſchheit dieſes Planeten, iſt durch die ſeines Syſtems, und ſo fort, beſtimmt. Wir ſind nur in dieſer Welt dieſe beſchränkten Weſen, doch nicht für immer beſchränkt. —

Aechte Producte müſſen das Producirende wieder produciren. Aus dem Erzeugten entſteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft iſt organiſche Elaſticität. —

Gefühl iſt gebildete (organiſirte) Bewegung. — Empfindung iſt das dem Verſtande aſſimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloßer Leiter der Sollicitation iſt, den die Sollicitation nicht weckt. Der abſolute Nichtleiter der Sollicitation iſt wieder todt zu nennen. So ſehen wir, daß das ſenſible Leben an ſich ein Halbzuſtand iſt, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterſchied zwiſchen Leben und Tod, daß es ein abſolut poſitives und negatives Leben, die beide nicht ſenſibel ſind, giebt; daß Leben und Tod relative Begriffe ſind. Leben mit menſchlicher, thieriſcher und Pflanzen-Organiſation iſt etwas Höheres, ſo wie gewöhnlicher Tod Trennungs-

proceß von Leben und Organiſation. Leben ohne Organiſation, und Organiſation ohne Leben ſind etwas ſehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beide beſtimmt, und beide wechſelſeitig potenzirt, beiden höhere Bedeutung giebt, auf dieſe kömmt es an. —

Leben iſt, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig. Bricht es ſich auch wie dieſes in Farben? Der Nutritions-Proceß iſt nicht Urſache, ſondern Folge vom Leben. —

Licht iſt Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, iſt rein, einfach. —

Jeder durchſichtige Körper iſt in einem höhern Zuſtande, er ſcheint eine Art des Bewußtſeyns zu haben. —

Die ſpecifiſche Schwere der Erde iſt beinahe die des Diamants. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die Erde ein Diamant innerlich iſt, welches auch aus andern Gründen ſehr wahrſcheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze iſt ein Halbthier, daher ſie zum Theil in der Erde, der großen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde iſt das große Nahrungsmittel der Luft. Die Luft iſt ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickſtoffs und Oxygen in der Luft iſt durchaus animaliſch, nicht bloß chemiſch. —

Das Leben der Pflanzen iſt, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieſes ein unaufhörliches Eſſen und Befruchten. Wie das Weib das höchſte

ſichtbare Nahrungsmittel iſt, das den Uebergang vom Körper zur Seele macht, ſo ſind auch die Geſchlechtstheile die höchſten äußern Organe, die den Uebergang von ſichtbaren zu unſichtbaren Organen machen. —

Die Bäume ſcheinen unter allen Pflanzen die edelſten, weil ihre unzähligen Individuen ſo ſehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichſam ſchon Pflanzen auf Pflanzen ſind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantaſie u. ſ. w. Es giebt unter Thieren und Pflanzen Natur=Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigſten, hier iſt ſie durchaus humoriſtiſch. — Die Stein= und Pflanzennatur trägt mehr das Gepräge der Phantaſie. In der Menſchenwelt zeigt ſich die vernünftige Natur mit Phantaſie und Witz geſchmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrſchaft. —

Vernunftloſigkeit gehört in den Charakter des Thiers. Sichtbare Unvernunft iſt Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menſchenkörpers ſichtbare Vernünftigkeit. —

Der Menſch iſt diejenige Subſtanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polariſirt. Die Welt des Menſchen iſt Welt, iſt ſo mannichfach, als er mannichfach iſt. Die Welt der Thiere iſt ſchon viel ärmer, und ſo herunter. —

Die Denkorgane ſind die Weltzeugungs=, die Naturgeſchlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel iſt die Seele des Sternſyſtems, und dieſes ſein Körper. —

Alles angenehme Gefühl iſt Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur poſitiven Mitwirkung. —

Wer bei Erklärung des Organismus keine Rückſicht auf die Seele nimmt und das geheimnißvolle Band zwiſchen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben iſt vielleicht nichts anders, als das Reſultat dieſer Vereinigung, die Action dieſer Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunſt, Eines Geiſtes ſeyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Producte der weiblichen Natur und des männlichen Geiſtes, und die Thiere die Producte der männlichen Natur und des weiblichen Geiſtes ſeyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind iſt eine ſichtbar gewordene Liebe. — Wir ſelbſt ſind ein ſichtbar gewordener Keim der Liebe zwiſchen Natur und Geiſt oder Kunſt.

Sprechen und hören iſt befruchten und empfangen.—

Anſchauen iſt ein elaſtiſcher Genuß. Das Bedürfniß eines Gegenſtandes iſt ſchon Reſultat einer Berührung in distans. —

Die Menſchheit iſt der höhere Sinn unſers Planeten, der Stern, der dieſes Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geiſt ſtrebt den Reiz zu abſorbiren, ihn reizt

das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eigenes, Zueignung, iſt alſo das unaufhörliche Geſchäft des Geiſtes. Einſt ſoll kein Reiz und kein Fremdes mehr ſeyn, der Geiſt ſoll ſich ſelbſt fremd und reizend ſeyn, oder abſichtlich machen können. Jetzt iſt der Geiſt aus Inſtinct Geiſt, ein Naturgeiſt; er ſoll ein Vernunftgeiſt, aus Beſonnenheit und durch Kunſt Geiſt ſeyn. —

Der menſchliche Geiſt kann die äußern Symptome und ihre Compoſitionen approximando nachmachen; er muß alſo Analogie mit den Beſtandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frei, ſo kann auch nichts gezwungen ſeyn, als der Geiſt. Nur ein Geiſt kann wozu gezwungen werden. Was ſich alſo zwingen läßt, iſt Geiſt, in ſo fern es ſich zwingen läßt. —

Leben iſt eine Krankheit des Geiſtes, ein leidenſchaftliches Thun. —

Dem Geiſte iſt Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiſte her. —

Mit der Welt entſteht die Begierde: ein Hang zum Zerfließen, oder die Schwere. —

Luftvernichtung iſt Herſtellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geiſt ſind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freiheit und Unſterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zuſammen; wie Welt und Ewigkeit gleichſam Raum und Zeit ausfüllen, ſo füllt Allmacht und Allgegenwart jene beiden Sphären. Gott iſt die Sphäre der Tugend (Zur Allmacht gehört Allwiſſenheit). —

Die Seele iſt ein conſonirter Körper. Vocale hießen bei den Hebräern Buchſtaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung ſteht, ſo die Seele mit dem Geiſte. Beide Bahnen laufen vom Menſchen aus und endigen in Gott. Beide Weltumſegler begegnen ſich in korreſpondirenden Punkten ihrer Bahn. Beide müſſen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beiſammen zu bleiben, und zugleich gemeinſchaftlich beide Reiſen zu machen. —

Wenn Gott Menſch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht giebt es auf dieſe Art eine fortwährende Erlöſung in der Natur. — —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiſte zu handeln. Der ächte Beobachter iſt Künſtler; er ahndet das Bedeutende, und weiß aus dem ſeltſamen, vorüberſtreichenden Gemiſch von Erſcheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigne Liebe und Kindlichkeit gehört, nebſt dem deutlichſten Verſtande und dem ruhigſten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erſt eine ganze Nation Leidenſchaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort ſeine Naturforſcher und Laboratorien hat, dann wird man erſt Fortſchritte auf dieſer koloſſaliſchen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniß ſtehn. —

Wir leben in einem Thiere als paraſitiſche Thiere. Die Conſtitution dieſes Thiers beſtimmt die unſrige, et vice versa. Die Bedingungs-Verhältniſſe der

atmoſphäriſchen Beſtandtheile ſind vielleicht ſehr mit den Bedingungs-Verhältniſſen derſelben Beſtandtheile im organiſchen Körper übereinſtimmend. —

Die atmoſphäriſche Luft iſt kryſtalliniſcher Beſchaffenheit. —

Es kann oft regnen ohne daß ein Tropfen herunter kömmt. Bei heftigem Winde ſind die Tropfen klein, wegen der ſchnellen Verdunſtung. Dieſe Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verſchluckungsfähigkeit, oder von dem Daſeyn eines niederſchlagenden Mittels in großer Menge: daher die gemeine Meinung eines ſtarken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Waſſer; er befördert die Verdunſtung, und daher kein Regen zur ſelben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft ſagt, es ſey zu kalt zum Regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen ſetzen können: poſitive und negative Flamme? —

Sollten die ätheriſchen Oele die Pflanzenſeelen ſeyn, und darin auch der Unterſchied der Weine u. ſ. w. liegen? —

Galvanismus zwiſchen zwei, drei und mehreren Menſchen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur ſo weit, als er ſich ſelbſt ſieht, und man ſich ſelbſt ſieht?

Das Licht iſt unſtreitig galvaniſches Product, bei ihm iſt offenbar actio in distans. Die Luft iſt Leiter dieſer Action. Spiegelnde Körper ſind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unſer Denken iſt ſchlechterdings nur eine Galvaniſation, eine Berührung des irdiſchen Geiſtes, der geiſtigen Atmoſphäre, durch einen himmliſchen, überirdiſchen Geiſt. Alles Denken u. ſ. w. iſt alſo an ſich ſchon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entſpricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, ſelbſt die des Denkens, werden auf die actio in distans zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvaniſch auf einander, wenigſtens auf eine analoge Art, deren Geſetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geiſt galvaniſirt die Seele, mittelſt der gröbern Sinne; ſeine Selbſtthätigkeit iſt Galvanismus, Selbſtberührung en trois. —

Wenn unſer körperliches Leben ein Verbrennen iſt, ſo iſt auch wohl unſer geiſtiges eine Combuſtion (oder iſt dies gerade umgekehrt?); der Tod alſo vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und ſelbſt körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bei geſtörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anſchießen, Feſtwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet iſt, ſo macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müßiggehn und die Abſonderung kalt, und es laſſen ſich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Anſicht der Entſtehung und Verſchwindung der Stoffe giebt auch Licht über den Tod. Wer weiß, wo wir in dem Augenblicke anſchießen, in dem wir hier verſchwinden? Muß denn auf allen Weltkörpern einerlei Art der Erzeugung ſeyn? Der Einfluß der Sonne macht es wohl wahrſcheinlich, daß es die Sonne ſeyn könnte, wo wir wieder abgeſetzt werden. — —

Die Natur iſt Feindin ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formation. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die frühern dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration ſtehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künſtliches oder zufälliges Produkt ſeyn? Auch der Sitz der Seele iſt er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele iſt bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er iſt veränderlich, und ſo

auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenſchaften kennen lernt. —

Schmerz und Angſt bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Luſt und Unluſt ſind Traumproducte; die Seele iſt nur zum Theil wach; wo ſie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewiſſer Hinſicht der ganze Körper gehört), empfindet ſie Luſt und Unluſt. Schmerz und Kitzel ſind Senſationen der gebundenen Seele. —

Schlaf iſt ein vermiſchter Zuſtand des Körpers und der Seele; im Schlafe iſt Körper und Seele chemiſch verbunden. Im Schlafe iſt die Seele durch den Körper gleichmäßig vertheilt; der Menſch iſt neutraliſirt. Wachen iſt ein getheilter, polariſcher Zuſtand; im Wachen iſt die Seele punctirt, localiſirt. — Schlaf iſt Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes). Wachen iſt Einwirkungsſtand des Seelenreizes: der Körper genießt die Seele. Im Schlafe ſind die Bande des Syſtems locker; im Wachen angezogen.

Der Trieb unſrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben iſt eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme iſt thieriſcher Natur. —

Es giebt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganiſchen Naturen ſind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menſchen ſind. Je höher die Flamme, je künſtlicher, deſto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Freſſen iſt ein Aſſimilations-

Proceß, Verbindungs-, Generations-Proceß. Die Flamme iſt das gefräßige κατ' ἐξοχην.

Waſſer iſt eine naſſe Flamme. —

Je lebhafter das zu Freſſende widerſteht, deſto lebhafter wird die Flamme des Genußmomentes ſeyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib iſt unſer Oxygen. —

Traurigkeit iſt Symptom, eine Stimmung der Secretion. Freude Symptom des Genuſſes, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln ſtärken, ſo müßten Witz, Scherz und Leichtſinn auch wohl die geiſtigen Muskeln ſtärken und erfriſchen, und ſo wäre die Vermiſchung des Luſtigen und Ernſthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine ſehr wohlthätige und heilſame Verbindung. —

Das Weinen iſt eine ſtheniſche Kriſis; das Rührende iſt das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abſpannung an und ſpannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt ſchnell ein, ehe man Zeit hat, ſich zu faſſen; es iſt eine Ueberſättigung, ein Weichwerden, Zerfließen, Schmelzen. Das Lachen iſt ein Abſonderungs-, dieſes ein Einſchluckungs-Proceß; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen); dieſes iſt ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören ſo zum Seelenleben, wie Eſſen und Seceruiren zum körperlichen Leben. Weinen iſt das Syſtem der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verſtand mit warmer Phantaſie verſchwiſtert, iſt die ächte, Geſundheit bringende Seelenkoſt. Der Verſtand thut lauter vorhergeſehene beſtimmte Schritte. —

Iſt Denken auch Abſondern? Dann iſt Empfinden vielleicht Freſſen. Selbſtdenken iſt vielleicht ein Lebensproceß; Freß- und Abſonderungs-Proceß zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Menſch zur ſprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft ſind in einer beſtimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert dieſe, und was dieſe vermehrt, ſtumpft jenen ab. Der ganze menſchliche Körper beſteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Menſch muß nicht allein an ſtärkere Reize, ſondern auch an ſchnellere Abwechſelungen gewöhnt werden. Dieſe beiden Geſichtspunkte gehören in die Kunſtlehre der Unſterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reiz, deſto ſchwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Phyſik. Es ſoll aber einſt höchſte Mannichfaltigkeit und höchſte Energie vereinigt ſeyn. Anwendung auf die Phyſik. Der höchſte Reiz verlangt die geringſte Reizbarkeit, ſo wie die höchſte Reizbarkeit den geringſten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat ſein beſtimmtes Maaß oder Geſundheits-Verhältniß, unter oder über dieſem Maaß ſind ſeine Krankheiten. Das wäre das vollkommen geſunde Individuum, deſſen

Geſundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, ſo wie dasjenige Volk am gebildetſten ſeyn würde, deſſen Proſa, Rede, Geſpräch die ganze Sphäre der Poeſie und des Geſanges mit einſchlöſſe, wo kein Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa wäre. —

Willkührliche Glieder ſind Sinne im ſtrengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Hauptaufgabe der Verbeſſerung des Menſchengeſchlechts, der Graderhöhung der Menſchheit. Bildung und Vermehrung der Seele iſt das wichtigſte und erſte Unternehmen. Aeußere Reize haben wir ſchon in unſrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Senſibilität, und zwar auf die Weiſe an, daß die Reizbarkeit und der äußere Reiz nicht dabei leiden, und vernachläßigt werden; denn ſonſt webt man ein ſehr zerreißbares Gewebe. Die Sinne im ſtrengeren Sinn ſind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper ſoll ihnen nachfolgen, und ſie ſollen zugleich mehr animirt werden, und ſo ins Unendliche. Der übrige Körper ſoll auch immer willkührlicher werden, ſo wie ſie es ſind. Vielleicht entſteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muß die Folgen der übermäßigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf iſt nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einſt wird der Menſch beſtändig zugleich ſchlafen und wachen. Der größte Theil unſers Körpers, unſrer Menſchheit ſelbſt, ſchläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne ſind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen ſind. Die Blüthen ſind Allegorien des Bewußtſeyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung iſt der Zweck dieſer höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung. Bei den Menſchen iſt es das Organ der Unſterblichkeit, einer progreſſiven Fortpflanzung der Perſonalität. —

Unſere Sinne ſind höhere Thiere. Aus ihnen entſteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven ſind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Geſundheit iſt bloß wiſſenſchaftlich intereſſant. Krankheit gehört zur Individualiſirung. Es gilt hier, wie auch bei den menſchlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunſt von dem Doryphorus oder dem Canon gilt.

Krankheiten zeichnen den Menſchen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden iſt der Menſch geboren. Je hülfloſer, deſto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, iſt der Charakter der mit Geiſt verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Univerſalität, von der erhabenen Perſonalität des Geiſtes. —

Alles iſt von ſelbſt ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit iſt gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit iſt ein Zeichen (sit venia verbis) geiſtloſer Weſen. Die Vollendung iſt die Syntheſis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur Eine Univerſal-Arzney gegeben. Mit der Sen-

ſibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es iſt damit Freiheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verſtoß gegen den Willen der Natur, die Urſache alles Uebels. Es giebt nur ſolche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entſtehn. Der ſittliche Menſch muß auch eine freie Natur haben, eine entgegenſtrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, beſonders langwierige, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Man muß ſie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen ſuchen. Iſt denn nicht das Leben des gebildeten Menſchen eine beſtändige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Menſch lebt durchaus für die Zukunft; ſein Leben iſt Kampf, ſeine Erhaltung und ſein Zweck Wiſſenſchaft und Kunſt. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, ſondern in Jahren u. ſ. w. zu leben, deſto edler wird man. Die haſtige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geiſtes, geht in große, ruhige, einfache und vielumfaſſende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet ſich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, dieſe Grundveſten unſers Daſeyns. — Jede Bedrängniß der Natur iſt eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe iſt durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Chriſtenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; ſo wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden

ſtehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele iſt unter allen Giften das ſtärkſte. Sie iſt der durchdringlichſte, diffuſibelſte Reiz; alle Seelenwirkungen ſind daher bei Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchſt ſchädlich. —

Jede Krankheit iſt ein muſikaliſches Problem, die Heilung eine muſikaliſche Auflöſung. Je kürzer und dennoch vollſtändiger die Auflöſung, deſto größer das muſikaliſche Talent des Arztes —

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können? —

Jedes ſpecifiſche Organ, z. B. Leber, Gallenblaſe, Nieren, Magen, Drüſen u. ſ. w. erhält zuvörderſt ſich ſelbſt, bereitet ſich ſelbſt. Seine Abſonderungen hangen von dieſem eigenthümlichen Nahrungsproceſſe ab. Jedes dieſer Gefäſſe iſt eine lebendige Concretion eines ſpecifiſchen Grades der Miſchung ſeiner Beſtandtheile. —

Polypen, wildes Fleiſch, Krebs, Brand, ſind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen; ſie wachſen, ſie werden erzeugt, ſie haben ihre Organiſation, ſie ſecerniren, ſie eſſen. —

Je geiſtvoller, gebildeter ein Menſch iſt, deſto perſönlicher ſind ſeine Glieder, z. B. ſeine Augen, ſeine Hand, ſeine Finger, u. ſ. w. —

Unſre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beiden Irrlichtern in Göthe's Mährchen. Die Augen ſind das höhere Geſchwiſterpaar der Lippen, ſie ſchließen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund iſt;

die Ohren ſind die Schlange, die das begierig verſchluckt, was die Irrlichter fallen laſſen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper ſind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Naſe iſt die Stirn des Mundes, und die Stirn die Naſe der Augen. Jedes Auge hat ſein Kinn am Wangenknochen. —

Es giebt nur Einen Tempel in der Welt und das iſt der menſchliche Körper. Nichts iſt heiliger als dieſe hohe Geſtalt. Das Bücken vor Menſchen iſt eine Huldigung dieſer Offenbarung im Fleiſch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menſchenleib betaſtet. —

Der Menſch iſt eine Sonne, ſeine Sinne ſind die Planeten. —

Der Menſch hat immer ſymboliſche Philoſophie ſeines Weſens in ſeinen Werken und ſeinem Thun und Laſſen ausgedrückt. Er verkündigt ſich und ſein Evangelium der Natur, er iſt der Meſſias der Natur. —

2.

Aeſthetik und Literatur.

Die Hand wird beim Maler Sitz eines Inſtinkts, ſo auch beim Muſiker, der Fuß beim Tänzer, das Geſicht beim Schauſpieler u. ſ. w. —

Wie der Maler mit ganz andern Augen, als der gemeine Menſch die ſichtbaren Gegenſtände ſieht, ſo erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äußern und innern Welt auf eine ſehr verſchiedene Weiſe vom

gewöhnlichen Menſchen. Nirgends aber iſt es auffallender, daß es nur der Geiſt iſt, der die Gegenſtände, die Veränderungen des Stoffes poetiſirt, und daß das Schöne, der Gegenſtand der Kunſt, uns nicht gegeben wird, oder in den Erſcheinungen ſchon fertig liegt, als in der Muſik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, ſind rauh und geiſtlos, nur der muſikaliſchen Seele dünkt oft das Rauſchen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Geſang der Nachtigall, das Plätſchern des Bachs melodiſch und bedeutſam. Der Muſiker nimmt das Weſen ſeiner Kunſt aus ſich, auch nicht der leiſeſte Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Maler ſcheint die ſichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus ſein unerreichbares Muſter zu ſeyn: eigentlich iſt aber die Kunſt des Malers ſo unabhängig, ſo ganz a priori entſtanden, wie die Kunſt des Muſikers. Der Maler bedient ſich nur einer unendlich ſchwerern Zeichenſprache, als der Muſiker; der Maler malt eigentlich mit dem Auge; ſeine Kunſt iſt die Kunſt regelmäßig und ſchön zu ſehen. Sehen iſt hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild iſt nur ſeine Chiffer, ſein Ausdruck, ſein Werkzeug der Reproduktion. Man vergleiche mit dieſer künſtlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füße und des Mundes dürfte der Muſiker noch eher dem Bilde des Malers entgegen ſtellen. Der Muſiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freilich iſt dieſer umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meiſten ein Geheimniß, aber jeder Künſtler wird es ſich mehr oder minder deutlich bewußt

ſeyn. Faſt jeder Menſch iſt in geringem Grade ſchon Künſtler, er ſieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterſchied iſt der: der Künſtler hat den Keim des ſelbſtbildenden Lebens in ſeinen Organen belebt, die Reizbarkeit derſelben für den Geiſt erhöht, und iſt mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äußere Sollicitation durch ſie heraus zu ſtrömen, ſie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen ſie beim Nicht-Künſtler nur durch Hinzutritt einer äußern Sollicitation anſprechen, und der Geiſt, wie die träge Materie, unter den Grundgeſetzen der Mechanik (daß alle Veränderungen eine äußere Urſache vorausſetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich ſeyn müſſen), zu ſtehen, oder ſich dieſem Zwange zu unterwerfen ſcheint. Tröſtlich iſt es wenigſtens zu wiſſen, daß dieſes mechaniſche Verhalten dem Geiſte unnatürlich, und, wie alle geiſtige Unnatur, zeitlich ſey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatiſch, ſymboliſch oder ausdrucksvoll ſeyn? Ich glaube nicht, daß ſie es ſeyn ſollen, aber ſie würden es ſeyn, wenn ſie natürlich im idealiſchen Sinne, Produkte der idealiſchen Aſſociation der innern und äußern Gliedmaßen wären. Sie gehören zum Reſſort der Tanzkunſt. —

Jedes Kunſtwerk hat ein Ideal a priori, eine Nothwendigkeit bei ſich, da zu ſeyn. —

Man ſollte plaſtiſche Kunſtwerke nie ohne Muſik ſehen, muſikaliſche Kunſtwerke hingegen nur in ſchön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Muſik ſtehen ſich, als entgegengeſetzte Härten, gegenüber. Die Malerei macht ſchon den Uebergang. Die Sculptur iſt das gebildete Starre. Die Muſik das gebildete Flüſſige. —

Es giebt beſondere Arten von Seelen und Geiſtern, welche Bäume, Landſchaften, Steine, Gemälde bewohnen. Eine Landſchaft muß man als Dryade oder Oreade anſehn. Eine Landſchaft ſoll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landſchaft iſt ein idealiſcher Körper für eine beſondere Art des Geiſtes. —

Es ſind nicht die bunten Farben, die luſtigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühlinge ſo begeiſtern, es iſt der ſtille weiſſagende Geiſt unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daſeyns ſo mannichfaltiger Naturen, die Ahndung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der geſellig ſich entfaltenden Welt. —

Jede künſtliche Geſtalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Anſprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien ſind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Hiſtoriker, der Philoſoph und der Künſtler der künftigen Welt iſt hier einheimiſch; er bildet ſich hier und lebt für dieſe Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt iſt, wer nicht findet was er ſucht, der gehe in die Bücher- und Künſtlerwelt, in die Natur, dieſe ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieſer Ecclesia pressa der beſſern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiß. Sie ſchlummern, aber weiſſagenden, vielbedeutenden

Schlummer. Einſt kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der beſſern Welt, wie Pygmalion, ſeine um ſich geſchaffene und verſammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und ſeine lange Treue und Liebe erwiedern ſieht. — —

Jungfrau iſt ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, die nicht mehr wahrhaftes Kind iſt, iſt nicht mehr Jungfrau (Nicht alle Kinder ſind Kinder).

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes.

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, abſoluten Discant, im Mittelpunkt an, und ſteigt die Scala herunter; die Betrachtung unſrer ſelbſt fängt mit dem unendlichen, abſoluten Baß an, der Peripherie, und ſteigt die Scala aufwärts. Abſolute Vereinigung des Baſſes und Discants, das iſt die Syſtole und Diaſtole des göttlichen Lebens. —

Die Natur iſt eine Aeolsharfe, ein muſikaliſches Inſtrument, deſſen Töne wieder Taſten höherer Saiten in uns ſind.

Unſre Seele muß Luft ſeyn, weil ſie von Muſik weiß, und daran Gefallen hat. Ton iſt Luftſubſtanz, Luftſeele, die fortpflanzende Luftbewegung iſt eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entſteht der Ton von neuem. —

Jedes Inſtrument iſt ein eigenthümlich im Großen conſonirtes Tonſyſtem. Moll-Inſtrumente, Dur-Inſtrumente, jedes hat ſeinen eigenen Grund-Vocal. Die menſchliche Simme iſt gleichſam das Princip und Ideal der Inſtrumental-Muſik. Klingt überhaupt

eigentlich der Körper oder die Luft? Iſt nicht das elaſtiſche Fluidum der Vocal, und der Körper der Conſonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erſte Stimme, dieſe die zweite? — — Alle Methode iſt Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, ſo hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Menſch hat ſeinen individuellen Rhythmus. Die Algebra iſt die Poeſie. Rhythmiſcher Sinn iſt Genie. —

Die Muſik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geiſt frei, unbeſtimmt angeregt wird; dies thut ihm ſo wohl, ſo bekannt und vaterländiſch, er iſt auf dieſe kurzen Augenblicke in ſeiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit regt ſich in ihm, Hoffnung und Sehnſucht. Unſre Sprache war zu Anfang viel muſikaliſcher, ſie hat ſich nur nach und nach ſo proſairt, ſo enttönt; ſie iſt jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieſes ſchöne Wort ſo erniedrigen will; ſie muß wieder Geſang werden. Die Conſonanten verwandeln den Ton in Schall. —

Unſre Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen! —

Die Conſonanten ſind die Fingerſetzungen, und ihre Folge und Abwechſelung gehört zur Applicatur; die Vocale ſind die tönenden Saiten oder Luftſtäbe; die Lunge iſt der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten

auf einem Inſtrumente ſind nur zur Bequemlichkeit, es ſind nur Abbreviaturen. —

Die Dialecte und Pronunciationen werden durch Conſonanten und Vocale im Großen gebildet. Lippenſprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Naſe u. ſ. w. Manche Sprache wird aus dem e, o, a, i, geſprochen. So hat jeder Menſch ſeinen Hauptvocal. Es iſt damit wie in der Muſik: jedes muſikaliſche Stück hat ſeinen Grundton, auch ſein Thema. —

Nicht jedes Wort iſt ein vollkommenes Wort: die Worte ſind theils Vocale, theils Conſonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muß man indirekt oder idealiſch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen ſuchen; dann zerlegt man die Erſcheinung, den Ausdruck, und findet die Beſtandtheile und ihr Verhältniß. —

Die Seele ſtrebt bei jedem Begriffe nach einem genetiſch=intuitiven Worte, daher ihr Etymologiſiren. Sie verſteht einen Begriff, wenn ſie ihn fertig machen, und auf alle Weiſe behandeln, wenn ſie ihn zu Geiſt und zu Materie machen kann. Das Univerſaliren oder Philoſophiſtiren eines ſpecifiſchen Begriffs oder Bildes iſt nichts als ein Aetheriſiren, ein Verluftigen, Vergeiſtigen eines Specificums oder Individuums. Es giebt auch einen entgegengeſetzten Proceß. —

Sprache in der zweiten Potenz, z. B. Fabel, iſt Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglyphiſtik der zweiten Potenz, in die Ton= und Schriftbilderſprache. Sie hat poetiſche Verdienſte und

iſt nicht rhetoriſch, ſubaltern, wenn ſie ein vollkommener Ausdruck, wenn ſie euphoniſch, richtig und präcis iſt, wenn ſie gleichſam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen iſt, wenn ſie wenigſtens nicht als Mittel erſcheint, ſondern an ſich ſelbſt eine vollkommene Production des höhern Sprachvermögens iſt. — — Dient ein Organ einem andern, ſo   es, ſo zu ſagen, ſeine Zunge, ſeine Kehle, ſein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiſte am willigſten dient, am leichteſten mannichfaltiger Modificationen fähig iſt, wird vorzüglich ſein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingerſprache. —

Der Ton ſcheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu ſeyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht iſt. —

Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, nicht beſtimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird ſich wohl befinden, wenn man keinen beſondern Trieb, keine beſtimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in ſich bemerkt. Dieſer Zuſtand iſt wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: ſpecifiſche Gedanken und Empfindungen ſind ſeine Conſonanten; man nennt es Bewußtſeyn. Vom vollkommenſten Bewußtſeyn läßt ſich ſagen, daß es ſich alles und nichts bewußt iſt: es iſt Geſang, bloße Modulation der Stimmungen, wie dieſer der Vocale oder Töne. Die innere Selbſtſprache kann dunkel, ſchwer und barbariſch, und Griechiſch und Italieniſch ſeyn, ſie iſt deſto vollkommener, je mehr ſie ſich dem Geſange nähert. Der Ausdruck, er verſteht ſich ſelbſt nicht, erſcheint hier in

einem neuen Lichte. Die Sprache des Bewußtſeyns kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, ſo daß eine Fertigkeit entſteht, ſich mit ſich ſelbſt zu beſprechen. Unſer Denken iſt alſo eine Zweiſprache, unſer Empfinden Sympathie. —

Was iſt der Menſch? Ein vollkommener Trope des Geiſtes. Alle ächte Mittheilung iſt alſo bildſam, und ſind alſo nicht Liebkoſungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menſchen ſind Variationen Eines vollſtändigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord iſt eine Familie, wozu jede innig verbundene Geſellſchaft zu rechnen iſt. —

Ein Lichtſtrahl bricht ſich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigſtens iſt der Lichtſtrahl einer Beſeelung fähig, wo ſich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein?

Alle geiſtige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberſtabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer ſolchen Berührung ſo fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberſpruchs ſo wunderbar vorkommen, der erinnere ſich doch nur an die erſte Berührung der Hand ſeiner Geliebten, an ihren erſten bedeutenden Blick, wo der Zauberſtab der abgebrochne Lichtſtrahl iſt, an den erſten Kuß, an das erſte Wort der Liebe, und frage ſich, ob der Bann und Zauber dieſer Momente nicht auch fabelhaft und wunderſam, unauflöslich und ewig iſt. —

Das Augenſpiel geſtattet einen äußerſt mannichfaltigen Ausdruck; die übrigen Geſichtsgeberden oder Sinnen ſind nur die Conſonanten zu den Augenvocalen.

Phyſiognomie iſt alſo die Geberdenſprache des Geſichts. Er hat viel Phyſiognomie, heißt: ſein Geſicht iſt ein treffendes, fertiges, und idealiſirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealiſirende Phyſiognomie; ſie vermögen die Empfindungen nicht bloß wahr, ſondern auch reizend und ſchön, idealiſch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Geſichtsſprache verſtehn. Die vollkommenſte Phyſiognomie muß allgemein und abſolut verſtändlich ſeyn. Man könnte die Augen ein Lichtclavier nennen. Das Auge drückt ſich auf eine ähnliche Weiſe, wie die Kehle durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch ſchwächere und ſtärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconſonanten ſeyn? — —

Bücher ſind eine moderne Gattung hiſtoriſcher Weſen, aber eine höchſt bedeutende. Sie ſind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die ſtrenge Methode iſt bloß Studium, und ſollte nicht gedruckt werden; man ſollte nur im freien ungebundenen Styl für das Publikum ſchreiben, und nur die ſtrenge Demonſtration, die ſyſtematiſche Ausarbeitung dabei liegen haben. —

Es wird eine ſchöne Zeit ſeyn, wenn man nichts mehr leſen wird als die ſchöne Compoſition, als die literariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen, wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leſer muß der erweiterte Autor ſeyn; er iſt die höhere Inſtanz, welche die Sache von der

niedern Inſtanz ſchon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelſt deſſen der Autor die Materialien ſeiner Schrift geſchieden hat, ſcheidet beim Leſen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leſer nach ſeiner Idee das Buch bearbeiten würde, ſo würde ein zweiter Leſer noch mehr läutern, und ſo wird dadurch, daß die bearbeitete Maſſe immer wieder in friſchthätige Gefäße kömmt, die Maſſe endlich weſentlicher Beſtandtheil, Glied des wirkſamen Geiſtes. — Durch unpartheiiſches Wiederleſen ſeines Buchs kann der Autor es ſelbſt läutern. Bei Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe ſo ſelten iſt, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft ſelbſt beim Autor. Es iſt kein Merkmal größerer Bildung und größerer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks iſt die größere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden: dieſe geiſtige Einheit iſt

die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Göthe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt: höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Literatur das gethan, was Wedgewood in der Engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem, wohlfeilen Stoff einen poetiſchen Effect erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn und den wilden Erſcheinungen in der erſten Hälfte des dritten Theils ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Leſers. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, iſt läſtig und komiſch; der Thurm in Lotharios Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeares macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopſtocks Werke ſcheinen größtentheils freie Ueberſetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen ſehr talentvollen aber unpoetiſchen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Abſichtlichkeit und Künſtlichkeit der Shakſpeareſchen Werke ſpricht, ſo muß man nicht vergeſſen, daß die Kunſt zur Natur gehört, und gleichſam die ſich ſelbſt beſchauende, ſich ſelbſt nachahmende, ſich ſelbſt bildende Natur iſt. Die Kunſt einer gut entwickelten Natur iſt freilich von der Künſtelei des Verſtandes, des bloß raiſonnirenden Geiſtes ſehr unterſchieden. Shakſpeare war kein Calculator, kein Ge-

lehrter, er war eine mächtige buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugniſſe der Natur, das Gepräge des denkenden Geiſtes tragen, und in denen auch der letzte ſcharfſinnige Beobachter noch neue Uebereinſtimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Weltalls, Begegnungen mit ſpätern Ideen, Verwandtſchaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menſchheit finden wird. Sie ſind ſinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerſchöpflich, wie die Erzeugniſſe der Natur, und es dürfte nichts unpaſſenderes von ihnen geſagt werden können, als daß ſie Kunſtwerke in jener eingeſchränkten, mechaniſchen Bedeutung des Worts ſeyen. —

In Shakſpeares hiſtoriſchen Stücken iſt durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoeſie. Das Gemeine erſcheint witzig und ausgelaſſen, wenn das Große ſteif und traurig erſcheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegengeſtellt, oft tragiſch, oft parodiſch, oft des Contraſtes wegen. Geſchichte, was dem Dichter Geſchichte heißt, wird in dieſen Stücken dargeſtellt; Geſchichte in Geſpräch aufgelöſ't: gerade das Gegentheil der wahren Geſchichte, und doch Geſchichte, wie ſie ſeyn ſoll, weiſſagend und ſynchroniſtiſch. Alles Dramatiſche gleicht einer Romanze; es iſt klar, einfach, ſeltſam, ein ächt poetiſches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede ſpielt der Redner alle Rollen, um zu überraſchen, um den Gegenſtand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede iſt

ein äuſserſt lebhaftes, geiſtreiches und abwechſelndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenſtandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er; dann ſpricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann ſcheint er den Gegenſtand zu vergeſſen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann ſtellt er ſich überzeugt, um deſto hinterliſtiger zu ſchaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet ſich zu ſeinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beſchloſſen wäre; bald ſpricht er mit Bauern, bald mit dieſem, bald mit jenem, ſelbſt mit lebloſen Gegenſtänden. Kurz, eine Rede iſt ein monologes Drama. Nur der offne, gerade Redner verdient dieſen Namen, der ſchwülſtige iſt keiner. Die ächte Rede iſt im Styl des hohen Luſtſpiels, nur einzeln mit groſser Poeſie verwebt, ſonſt recht klare, einfache Proſa des gemeinen Lebens. —

An ſchlechten und mittelmäſsigen Schriftſtellern lieſse ſich noch mancher ſchöne Kranz verdienen: man hat bisher faſt lauter Schlechtes und Mittelmäſsiges über dieſelben, und doch würde eine Philoſophie des Schlechten, Mittelmäſsigen und Gemeinen von der höchſten Wichtigkeit ſeyn. —

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichen Sinn erſt verſtanden werden, macht das Geſchäft eines artiſtiſchen Kritikers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Menſch mit oder ohne Abſicht, als ſolcher geſchrieben hat, was alſo nicht ſowohl Buch, als geſchriebene Gedanken- und Charakteräuſserung iſt, kann ſo mannichfaltig beurtheilt werden, als der Menſch

iſt. Hier iſt kein Künſtler, ſondern der ächte Menſchenkenner competent; es gehört nicht für ein artiſtiſches, ſondern für ein anthropologiſches Forum. So einſeitig und unbillig, ſo arbiträr und inhuman Menſchen beurtheilt werden, eben ſo auch dieſe Art Schriften. Es giebt ſo wenig reifen Sinn für univerſelle Humanität, daß man ſich auch über die Kritiker dieſer Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beſte wird am leichteſten überſehn: auch hier findet der Kenner, für den der Menſch erſt eigentlich vorhanden iſt, unter deſſen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weiß ſie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer ſehr mittelmäßig, oder gar ſchlecht ſcheinenden Schrift eine ſeltne Combination und Ausbildung menſchlicher Anlagen, die herrliche Naturkunſt eines Geiſtes, der ſich ihm in einer barbariſchen Form offenbart, weil er nur das Talent des ſchriftlichen Ausdrucks nicht beſaß, oder vernachläſſigte. — —

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte handeln kann, wenn ich ihn, ohne ſeine Individualität zu ſchmälern, überſetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Ueberſetzung iſt entweder grammatiſch, oder verändernd, oder mythiſch. Mythiſche Ueberſetzungen ſind Ueberſetzungen im höchſten Styl. Sie ſtellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunſtwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunſtwerk, ſondern das Ideal deſſelben. Noch exiſtirt, wie ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt

mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trift man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Ueberſetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Ueberſetzungen ſind die Ueberſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur diſcurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Ueberſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die franzöſiſchen Ueberſetzungen insgeſammt. Der wahre Ueberſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn, und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drei Arten überſetzt werden. —

Journale ſind eigentlich ſchon gemeinſchaftliche Bücher: das Schreiben in Gemeinſchaft iſt ein intereſſantes Symptom, das noch eine große Ausbildung der Schriftſtellerei ahnden läßt. Man wird vielleicht einmal in Maſſe ſchreiben, denken und handeln; ganze Gemeinden, ſelbſt Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt iſt in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beide entſpringen aus derſelben Quelle. Jene aber erſcheint in einem freien beweglichen Medio. Daher ſind dort alle Farben greller, weniger Mitteltinten, die Bewegungen lebhafter, die Umriſſe daher frappanter, der Ausdruck hyperboliſch. Jene erſcheint nur fragmentariſch, dieſe ganz. Daher iſt jene poetiſcher, geiſtvoller, intereſſanter, maleriſcher, aber auch unwahrer, unphiloſophiſcher, unſittlicher. Die meiſten Menſchen, die meiſten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchanſicht, eine fragmentariſche Anſicht der wirklichen Welt, und dann leidet dieſe unter den nämlichen Gebrechen, genießt aber auch die nämlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher ſind auch nichts als Darſtellungen ſolcher einzelnen fragmentariſchen Anſichten der wirklichen Welt. —

Die meiſten Schriftſteller ſind zugleich ihre Leſer, indem ſie ſchreiben, und daher entſtehn in ihren Werken ſo viele Spuren des Leſers, ſo viele kritiſche Rückſichten, ſo manches, was dem Leſer zukömmt und nicht dem Schriftſteller: Gedankenſtriche, großgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Leſers. Der Leſer ſetzt den Accent willkührlich; er macht eigentlich aus einem Buche was er will. Es giebt kein allgemein geltendes Leſen, im gewöhnlichen Sinn. Leſen iſt eine freie Operation; wie ich, und was ich leſen ſoll, kann mir keiner vorſchreiben.

Die meiſten wiſſen ſelbſt nicht, wie intereſſant ſie wirklich ſind, was ſie wirklich für intereſſante Dinge

ſagen. Eine ächte Darſtellung ihrer ſelbſt, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde ſie über ſich ſelbſt in Erſtaunen ſetzen, und ihnen in ſich ſelbſt eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bei allen Lücken und Unvollkommenheiten ſeines Wiſſens, die aus der Art ſeines Studiums nothwendig entſtehn, dennoch den großen Vortheil, daß jede neue Idee, die er ſich zu eigen macht, ſogleich in die Gemeinſchaft ſeiner Kenntniſſe und Ideen tritt, und ſich mit dem Ganzen aufs innigſte vermiſcht, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen giebt. —

Die Schriftſteller ſind ſo einſeitig, wie alle Künſtler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftſtellern von Profeſſion giebt es gerade wenig liberale Menſchen, beſonders, wenn ſie gar keine andre Subſiſtenz als ihre Schriftſtellerei haben. —

Alles, was ein Gelehrter thut, ſagt, ſpricht, leidet, hört u. ſ. w. muß ein artiſtiſches, techniſches, wiſſenſchaftliches Produkt, oder eine ſolche Operation ſeyn. Er ſpricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauſpiele; er iſt Dialogiſt; er trägt Abhandlungen und Wiſſenſchaften vor; er erzählt Anekdoten, Geſchichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetiſch; wenn er zeichnet, ſo zeichnet er als Künſtler, ſo als Muſiker; ſein Leben iſt ein Roman, ſo ſieht und hört er auch alles, ſo lieſ't er. — Kurz, der ächte Gelehrte iſt der vollſtändig gebildete Menſch, der allem, was er berührt und thut, eine wiſſenſchaftliche, idealiſche Form giebt. —

Eine Idee iſt deſto gediegener, individueller und reizender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen ſich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlaſſungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Intereſſe, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verſtanden und geliebt zu werden hat, ſo iſt es gewiß höchſt intereſſant: ein ächter Ausfluß der Perſönlichkeit. Wie ſich die höchſten und gemeinſten Menſchen, die höchſt- und gemeinverſtändlichſten gewiſſermaßen gleichen, ſo auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchſte Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt iſt es mit den Büchern und mit allem, ſo wie mit dem Menſchen. Der Menſch iſt eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimnißvoller Pulsſchlag und bezeichnet die Berührungsſtelle mit der unſichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied in Bewegung ſetzt. Das Claſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als claſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammenfällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe,

in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran. Humor iſt das Reſultat einer freien Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant und erhält objectiven Werth. Wo Phantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Perſiflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer, ſie iſt nicht mehr rein artiſtiſch und viel beſchränkter. In heitern Seelen giebt es keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an, er iſt die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Es giebt eine Art des geſelligen Witzes, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete wird durch Witz allein geſellſchaftsfähig; es iſt gleichſam nur um des Witzes willen. —

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften, iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen

ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät, und ſo fort ins Unendliche. —

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nämlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bei manchen Menſchen iſt es, als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte. —

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird. — —

Lehrjahre ſind für den poetiſchen, akademiſche Jahre für den philoſophiſchen Jünger. Akademie ſollte ein durchaus philoſophiſches Inſtitut ſeyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Uebung der Denkkraft organiſirt. Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben. Durch planmäßig geordnete Verſuche lernt man ihre Grundſätze kennen, und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren. —

Ein ächter Klubb iſt eine Miſchung von Inſtitut und Geſellſchaft. Er hat einen Zweck, wie das Inſtitut; aber keinen beſtimmten, ſondern einen unbeſtimmten,

freien: Humanität überhaupt. Aller Zweck iſt ernſthaft; die Geſellſchaft iſt durchaus fröhlich. —

Die Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dies beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine untheilbare, denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft. —

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilation entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her. —

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich. —

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt, häuſt ſich in concentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen. —

Je verworrener ein Menſch iſt (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe), deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herren und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich

ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, bei einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältniſſen; Beſtimmtheit auf richtige Verhältniſſe, aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt das Verworrene ſo progreſſiv, ſo perfectibel; dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet dieſe Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem erſten. —

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Capacität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern und lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beim Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Capacität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Ueberfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des Skepticismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skepticismus, aus indirecter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfin-

dungsgeiſt junger Köpfe und Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar. —

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften unter einander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft. —

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe, ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten. —

Wer ſucht, wird zweifeln! Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung, die Darſtellung alſo auch nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frei zuſammen ſtimmen, zu Einem Werke frei ſich zu vereinigen ſcheinen. —

Ein Genie muß durch genialiſche Berührungen der mannigfaltigſten Art verſucht, erregt und gebildet werden, daher jeder Menſch, in Ermangelung lebendiger Genies, durch genialiſche Produkte (Jedes Produkt eines Genies iſt ſelbſt Genie). —

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie. —

Jede ſpecifiſche Incitation verräth einen ſpecifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker: je beſtimmter, je ausgebildeter, mannichfaltiger ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen

Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall u. ſ. w.

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complicirten, aber weniger Talent. —

Eine Wiſſenſchaft gewinnt durch Freſſen, durch Aſſimiliren andrer Wiſſenſchaften u. ſ. w. So die Mathematik z. B. durch den gefreſſenen Begriff des Unendlichen.

Metaphyſik und Aſtronomie ſind Eine Wiſſenſchaft. Die Sonne iſt in der Aſtronomie, was Gott in der Metaphyſik iſt; Freiheit und Unſterblichkeit ſind wie Licht und Wärme. Gott, Freiheit und Unſterblichkeit werden einſt die Baſen der geiſtigen Phyſik eben ſo werden, wie Sonne, Licht und Wärme die der irdiſchen Phyſik. —

Jede Wiſſenſchaft hat ihren Gott, der zugleich ihr Ziel iſt. So lebt eigentlich die Mechanik vom Perpetuo mobili, und ſucht zu gleicher Zeit als ihr höchſtes Problem ein Perpetuum mobile zu conſtruiren; ſo die Chemie mit dem Menstruo universali und dem geiſtigen Stoffe oder dem Stein der Weiſen; die Philoſophie ſucht ein erſtes und ein einziges Prinzip; die Mathematik die Quadratur des Zirkels und eine Principalgleichung; der Menſch Gott; der Mediciner ein Lebenselixir, eine Vereinigungs-Eſſenz und vollkommnes Gefühl und Handhabung des Körpers; der Politiker ewigen Frieden und einen vollkommenen und freien Staat. Jede immer getäuſchte und immer erneuerte Erwartung deutet auf ein Kapitel in der

Zukunftslehre hin. — Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge. —

Es iſt eine falſche Idee, daß man Langeweile haben würde, wenn man alles wüßte. Jede überwundene Laſt befördert die Leichtigkeit der Lebensfunctionen, und läßt eine Kraft übrig, die nachher zu etwas anderm bleibt. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Sehen, je mehr man ſieht, deſto beſſer und angenehmer iſt es. —

Es iſt nicht das Wiſſen allein, das uns glücklich macht, es iſt die Qualität des Wiſſens, die ſubjective Beſchaffenheit des Wiſſens. Vollkommenes Wiſſen iſt Ueberzeugung; und ſie iſt es, die uns glücklich macht und befriedigt, ſie verwandelt das todte Wiſſen in ein lebendiges. —

Am Ende beruht die Begreiflichkeit eines Phänomens auf Glauben und Willen. Mache ich ein Geheimniß aus einer Erſcheinung, ſo iſt es für mich eins. Es iſt damit wie mit den Schranken. —

Eine Idee verliert außerordentlich, wenn ich ihr den Stempel meiner Erfindung aufdrücke, und ſie zu einer Patent-Idee mache. —

Der vollendete Menſch muß gleichſam an mehreren Orten und in mehreren Menſchen leben, ihm müſſen beſtändig ein weiter Kreis und mannichfache Begebenheiten gegenwärtig ſeyn. Hier bildet ſich dann die wahre, großartige Gegenwart des Geiſtes, die den Menſchen zum eigentlichen Weltbürger macht, und ihn in jedem Augenblicke ſeines Lebens durch die wohlthätigſten Aſſociationen reizt, ſtärkt, und in die helle Stimmung einer beſonnenen Thätigkeit verſetzt. —

Alle Leidenſchaften endigen ſich wie ein Trauerſpiel. Alles Einſeitige endigt mit Tod: ſo die Philoſophie der Empfindung, die der Phantaſie, die des Gedankens. Alles Leben endigt ſich mit Alter und Tod. Alle Poeſie hat einen tragiſchen Zug (Allem ächten Scherz liegt Ernſt zum Grunde: auch Farcen und Marionettenſpiele haben eine tragiſche Wirkung; eben ſo das Gemeine und Triviale). —

Deutlich wird etwas nur durch Repräſentation. Man verſteht eine Sache am leichteſten, wenn man ſie repräſentirt ſieht. So verſteht man das Ich nur, in ſofern es vom Nicht-Ich repräſentirt wird. Das Nicht-Ich iſt das Symbol des Ich, und dient nur zum Selbſtverſtändniß des Ich. So verſteht man das Nicht-Ich umgekehrt nur, in ſofern es vom Ich repräſentirt, und dieſes ſein Symbol wird. In Hinſicht auf die Mathematik läßt ſich dieſe Bemerkung ſo anwenden, daß die Mathematik, um verſtändlich zu ſeyn, repräſentirt werden muß. Eine Wiſſenſchaft läßt ſich nur durch eine andere wahrhaft repräſentiren. Die pädagogiſchen Anfangsgründe der Mathematik müſſen daher ſymboliſch und analogiſch ſeyn. Eine bekannte Wiſſenſchaft muß zum Gleichniß für die Mathematik dienen, und dieſe Grundgleichung muß das Prinzip der Darſtellung der Mathematik werden. So wie die Anthropologie die Baſis der Menſchengeſchichte, ſo iſt die Phyſik der Mathematik die Baſis der Geſchichte der Mathematik. Die Phyſik überhaupt iſt die urſprüngliche eigentliche Geſchichte; die gewöhnlich ſo genannte

Geſchichte iſt nur abgeleitete Geſchichte. — Gott ſelbſt iſt nur durch Repräſentation verſtändlich. —

Die ganze Repräſentation beruht auf einem Gegenwärtigmachen des nicht Gegenwärtigen, und ſo fort (Wunderkraft der Fiction. Glauben und Liebe beruht auf repräſentativem Glauben). So die Annahme: der ewige Frieden iſt ſchon da; Gott iſt unter uns; hier iſt Amerika oder nirgend; das goldne Zeitalter iſt hier; wir ſind Zauberer; wir ſind moraliſch, u. ſ. w. —

Alle hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſtrebt mathematiſch zu werden, die mathematiſche Kraft iſt die ordnende Kraft. Jede mathematiſche Wiſſenſchaft ſtrebt wieder philoſophiſch zu werden, animirt, oder rationaliſirt zu werden; dann poetiſch, endlich moraliſch, zuletzt religiös. —

Mit dem bloßen Stoff den Anfang in der Philoſophie der Wiſſenſchaften zu machen, iſt eben ſo einſeitig, antimoniſch und unkritiſch, als mit der bloßen Bewegung anzufangen. Mit dem Menſchen anzufangen iſt ſchon kritiſcher; mit dem idealiſchen Menſchen, d. h. mit dem Genius anzufangen, noch kritiſcher; mit Gott anzufangen ein Maximum der Kritik. — Man ſagt nicht ohne Bedeutung, um die Schwierigkeit eines Unternehmens anzuzeigen: das Unternehmen iſt kritiſch. Die Kritik iſt alſo gefährlich und mühſam. —

Das Wahre und Aechte ſcheint, als wenn es ſo ſeyn müßte, und nicht anders ſeyn könnte. (Seine Simplicität, kindliche Naivität, Leichtigkeit, Bequemlichkeit, Nothwendigkeit, Unbedeutendheit.) Sucht nach Originalität iſt gelehrter, grober Egoismus. Wer nicht jeden fremden Gedanken wie einen ſeinigen, und

einen eigenthümlichen wie einen fremden Gedanken behandelt, iſt kein ächter Gelehrter. Das Hervorbringen neuer Ideen kann unnützer Luxus werden: es iſt ein actives Sammeln; die Bearbeitung des Geſammelten iſt ſchon ein höherer Grad der Thätigkeit. Für den ächten Gelehrten giebt es nichts Eigenthümliches und nichts Fremdes, alles iſt ihm fremd und eigenthümlich zugleich (Dem philoſophiſchen Körper iſt der Körper ſelbſt fremd und eigen, Reiz und Reizbarkeit zugleich). Der Gelehrte weiß das Fremde ſich zuzueignen, und das Eigne fremd zu machen (Lernen und Lehren, Beobachten und Darſtellen, Eſſen und Abſondern). Höheres Streben nach höherer Originalität. Auch in der gelehrten Welt muß man lieben und wählen, um ſelbſt exiſtiren und ſich ſelbſt genießen zu können. —

Doppelte Univerſalität jeder wahren Wiſſenſchaft. Die eine entſteht, wenn ich alle andern Wiſſenſchaften zur Ausbildung der beſondern benutze; die andre, wenn ich ſie zur Univerſalwiſſenſchaft mache, und ſie ſelbſt unter ſich ordne, alle andern Wiſſenſchaften als ihre Modificationen betrachte. Den erſten Verſuch der letztern Art hat Fichte mit der Philoſophie unternommen. Er ſoll in allen Wiſſenſchaften unternommen werden. —

Die Mathematik iſt wohl die exoteriſirte zu einem äußern Object und Organ gemachte Seelenkraft des Verſtandes, ein realiſirter und objectivirter Verſtand. Sollte dieſes vielleicht mit mehreren, und vielleicht allen Seelenkräften der Fall ſeyn, daß ſie durch unſre Bemühungen äußerliche Werkzeuge werden ſollen?

Alles ſoll aus uns heraus und ſichtbar werden, unſre Seele ſoll repräſentabel werden. Das Syſtem der Wiſſenſchaften ſoll ſymboliſcher Körper (Organ=Syſtem) unſers Innern werden. Unſer Geiſt ſoll ſinnlich wahrnehmbare Maſchine werden, nicht in uns, aber außer uns. — — Eine ſinnlich wahrnehmbare, zur Maſchine gewordene Einbildungskraft iſt die Welt. Die Einbildungskraft iſt am leichteſten und erſten zur Welt gekommen oder geworden, die Vernunft vielleicht zuletzt. —

Der Act des ſich ſelbſt Ueberſpringens iſt überall der höchſte, der Urpunkt, die Geneſis des Lebens. So iſt die Flamme nichts, als ein ſolcher Act. So hebt alle Philoſophie da an, wo der Philoſophirende ſich ſelbſt philoſophirt, d. h. zugleich verzehrt und erneuert. Die Geſchichte dieſes Proceſſes iſt die Philoſophie. So hebt alle Moralität damit an, daß ich aus Tugend gegen die Tugend handle; damit beginnt das Leben der Tugend, durch welches vielleicht die Capacität ins Unendliche zunimmt, ohne je eine Gränze, d. i. die Bedingung der Möglichkeit ihres Lebens zu verlieren. Alles Leben iſt ein überſchwenglicher Erneuerungs=Proceß, der nur von der Seite den Schein eines Vernichtungs=Proceſſes hat. Das Präcipitat des Lebens iſt ein Lebendiges, Lebensfähiges. Wie ſich Wärme zur Flamme verhält, ſo Geiſt zum Leben. —

Hätten wir auch eine Phantaſtik, wie eine Logik, ſo wäre die Erfindungskunſt erfunden. Zur Phantaſtik gehört auch die Aeſthetik gewiſſermaßen, wie die Vernunftlehre zur Logik. —

Sittlichkeit und Philoſophie ſind Künſte. Erſtere iſt die Kunſt unter den Motiven zu Handlungen einer ſittlichen Idee, einer Kunſtidee a priori, gemäß zu wählen, und auf dieſe Art in alle Handlungen einen großen tiefen Sinn zu legen, dem Leben eine höhere Bedeutung zu geben, und ſo die Maſſe innerer und äußerer Handlungen (innere ſind die Geſinnungen und Entſchließungen), kunſtmäßig zu einem idealiſchen Ganzen zu ordnen und zu vereinigen. Die andre iſt die Kunſt auf eine ähnliche Art mit den Gedanken zu verfahren, unter den Gedanken zu wählen, die Kunſt, unſre geſammten Vorſtellungen nach einer abſoluten, künſtleriſchen Idee zu produciren, und ein Weltſyſtem a priori aus den Tiefen unſers Geiſtes heraus zu denken; das Denkorgan activ zur Darſtellung einer rein intelligiblen Welt zu gebrauchen. — Eigentlich wird in allen ächten Künſten Eine Idee, Ein Geiſt realiſirt, von innen heraus producirt die Geiſterwelt. Für das Auge iſt es die ſichtbare Welt a priori, für das Ohr die hörbare Welt a priori, für das ſittliche Organ die ſittliche Welt a priori, für das Denkorgan die denkbare Welt a priori, und ſo weiter. Alle dieſe Welten ſind nur verſchiedene Ausdrücke verſchiedener Werkzeuge Eines Geiſtes und Einer Welt. —

Was iſt Myſticismus? Was muß myſtiſch behandelt werden? Religion, Liebe, Natur, Staat. — Alles Auserwählte bezieht ſich auf Myſticismus. Wenn alle Menſchen ein paar Liebende wären, ſo fiele der Unterſchied zwiſchen Myſticismus und Nichtmyſticismus weg.

Dialogen.

1.

A. Der neue Meßkatalog?

B. Noch naß von der Preſſe.

A. Welche Laſt Buchſtaben! Welche ungeheure Abgabe von der Zeit!

B. Du ſcheinſt zu den Omariſten zu gehören, wenn es erlaubt iſt, euch nach dem Conſequenteſten unter euch zu benennen.

A. Du willſt doch nicht den Lobredner dieſer Bücherſeuche machen?

B. Warum den Lobredner? — Aber ich freue mich im Ernſt über die jährliche Zunahme dieſes Handlungsartikels, bei dem die Exportation nur Ehre, aber die Importation baaren Gewinn bringt. Es ſind doch bei uns mehr wahre, gediegene Gedanken in Umlauf als bei unſern Nachbarn zuſammengenommen: die Entdeckung dieſer mächtigen Minen in Deutſchland, die mehr als Potoſi und Braſilien ſind, und die wahrhaftig eine größere Revolution machen und machen werden, als die Entdeckung von Amerika, fällt in die Mitte dieſes Jahrhunderts. Wie haben wir nicht ſeitdem ſchon an wiſſenſchaftlicher Gewinnung, Aufbereitung und glänzender und nutzbarer Bearbeitung zugenommen. Wir holen jetzt überall die rohen Erze oder die ſchönen Formen, ſchmelzen jene um, und wiſſen dieſe nachzuahmen und zu übertreffen. Und du willſt, daß wir alles zuſchütten, und zu der rohen Armuth unſrer Väter zurückkehren ſollen? Iſt es nicht wenigſtens eine

Veranlaſſung zur Thätigkeit? und iſt nicht jede Thätigkeit lobenswerth?

A. So läßt ſich nichts dagegen einwenden, aber nun laß uns doch die große Kunſt und das edle Metall näher beleuchten.

B. Die Argumente gegen das Ganze aus der Gebrechlichkeit und den Mängeln des Einzelnen laſſe ich nicht gelten. So etwas will im Ganzen angeſehn ſeyn.

A. Ein Ganzes aus elenden Gliedern iſt ſelbſt ein elendes, oder vielmehr gar kein Ganzes. Ja wenn es ein planmäßiger Fortſchritt wäre! Wenn jedes Buch irgendwo eine Lücke ausfüllte, und ſo jede Meſſe gleichſam ein ſyſtematiſches Glied in der Bildungskette wäre, ſo wäre jede Meſſe eine nothwendige Periode, und ſo entſtände aus zweckmäßigen Fortſchritten endlich ein vollendeter Weg zur idealiſchen Bildung. Ein ſolcher ſyſtematiſcher Katalog, wie viel kleiner an Volumen und wie viel größer an Gewicht?

B. Es geht dir und Vielen wie den Juden. Sie hoffen ewig auf den Meſſias, und dieſer iſt ſchon längſt da. Glaubſt du denn, daß das Menſchenſchickſal, oder wenn du willſt, die Natur der Menſchheit erſt nöthig hat, unſre Hörſäle zu frequentiren, um zu erfahren, was ein Syſtem iſt? Mir ſcheint es, als wenn unſre Syſtematiker noch bei ihr in die Schule gehen könnten. Die Zufälle ſind die einzelnen Thatſachen; die Zuſammenſtellung der Zufälle, ihr Zuſammentreffen, iſt nicht wieder Zufall, ſondern Geſetz, Erfolg der tiefſinnigſten, planmäßigſten Weisheit. Es iſt kein Buch im Meßkatalog, das nicht ſeine Frucht getragen hat, und hätte

es auch nur den Boden gedüngt, auf dem es wuchs. Wir glauben viele Tautologien zu finden; dort wo ſie entſtanden, belebten ſie doch dieſe und jene Ideen vorzüglich. Sie ſind nur für das Ganze, für uns, Tautologien; der ſchlechteſte Roman hat wenigſtens den Freunden und Freundinnen des Verfaſſers ein Vergnügen gewährt. Armſelige Predigten und Erbauungsbücher haben ihr Publikum und ihre Anhänger, und wirken in typographiſcher Rüſtung mit zehnfacher Energie auf ihre Hörer und Leſer, und ſo durchaus.

A. Du ſcheinſt die nachtheiligen Folgen des Leſens, und den ungeheuern Koſtenaufwand auf dieſen Artikel des modernen Luxus ganz zu vergeſſen.

B. O Lieber! — Iſt nicht das Geld zum Beleben da? Warum ſoll es nun nicht auch dieſem Bedürfniß unſrer Natur dienen, den Sinn für Gedanken beſeelen und befriedigen? In Anſehung der nachtheiligen Folgen, ſo bitte ich dich nur um ein augenblickliches ernſtes Nachdenken, weil ein ſolcher Einwurf von dir mich beinahe ärgert.

A. Ich weiß, wohin du willſt, und ich wünſche in der That nicht die ächten Philiſter-Bedenklichkeiten zu den meinigen zu machen, indeſſen haſt du nicht oft genug ſelbſt über dein Bücherleſen geklagt? haſt du nicht oft von der fatalen Gewöhnung an die gedruckte Natur geſprochen?

B. Es kann ſeyn, daß meine Klagen der Art Anlaß zu Mißverſtändniſſen geben konnten; aber, abgerechnet, daß es gewöhnlich nur Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke ſind, wo man nicht allgemein,

ſondern wie die Leidenſchaft und Laune, einſeitig ſpricht, ſo habe ich mich damit mehr über die unvermeidliche Schwäche unſrer Natur, ihren Gewöhnungs- und Verwöhnungs-Hang, und nicht im Grunde über die Chiffernwelt beſchwert; dieſe kann nichts dafür, daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr ſehn, und unſre fünf leiblichen Sinne beinah ſo gut wie nicht mehr haben. Warum heften wir uns ſo einzig, wie kümmerliches Moos, an den Druckerſtock?

A. Wenn das aber ſo fortgeht, ſo wird man am Ende keine ganze Wiſſenſchaft mehr ſtudiren können, ſo ungeheuer wächſt der Umfang der Literatur.

B. Glaube das nicht. Uebung macht den Meiſter, und auch im Bücherleſen. Du lernſt dich bald auf deine Leute verſtehn. Man hat oft nicht zwei Seiten dem Autor zugehört, ſo weiß man ſchon, wen man vor ſich hat. Oft iſt der Titel ſelbſt phyſiognomiſch lesbar genug. Auch die Vorrede iſt ein ſubtiler Büchermeſſer. Die Klügern laſſen deshalb jetzt dieſen verrätheriſchen Inhaltsanzeiger gewöhnlich weg, und die Bequemen thun es, weil eine gute Vorrede ſchwerer iſt, wie das Buch.

Die Citaten- und Kommentar-Manier der ältern Philologen, was war ſie als ein Kind der Armuth an Büchern und des Ueberfluſſes an literäriſchem Geiſt?

A. Ich weiß aber nicht, mir ſind ſelbſt der vortrefflichen Bücher zu viel. Wie lange bring ich nicht bei Einem guten Buche zu, oder vielmehr jedes gute Buch wird mir zum Vehikel lebenslänglicher Beſchäftigung, zum Gegenſtand eines nie ſich erſchöpfenden

Genuſſes. Warum ſchränkſt du dich denn nur auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein? Iſt es nicht aus demſelben Grunde? Wir ſind nun einmal ſo eingeſchränkt, daß wir nur weniges ganz genießen können, und iſt es nicht am Ende beſſer, Einen ſchönen Gegenſtand ſich durchaus zuzueignen, als an hunderten vorbeizuſtreichen, überall zu nippen, und ſo mit vielen, oft ſich widerſprechenden, halben Genüſſen zeitig genug ſich die Sinne abzuſtumpfen, ohne etwas dabei auf ewig gewonnen zu haben?

B. Du ſprichſt wie ein Religios. Leider triffſt du einen Pantheiſten in mir, dem die unermeßliche Welt gerade weit genug iſt. Ich ſchränke mich auf wenig gute und geiſtvolle Menſchen ein, weil ich muß. Wo habe ich denn mehr? So mit Büchern. Die Büchermacherei wird mir noch bei weitem nicht genug ins Große getrieben. Wenn ich das Glück hätte, Vater zu ſeyn, Kinder könnte ich nicht genug haben, nicht etwa zehn bis zwölf, hundert wenigſtens.

A. Nicht auch Frauen, Vielhaber?

B. Nein, nur E i n e, im vollen Ernſte.

A. Welche bizarre Inconſequenz!

B. Nicht bizarrer und nicht mehr Inconſequenz, als nur E i n e n Geiſt in mir, und nicht hundert. So wie mein Geiſt ſich in hundert und Millionen Geiſter verwandeln ſoll, ſo meine Frau in ſo viel Weiber, als es giebt. Jeder Menſch iſt ohne Maaß veränderlich. Wie mit den Kindern, ſo mit den Büchern. Ich möchte eine ganze Bücherſammlung aus allen Kunſt- und Wiſſenſchaftsarten, als Werk meines Geiſtes vor

mir ſehn. Und ſo mit allem. Wilhelm Meiſters Lehrjahre haben wir jetzt allein. Wir ſollten ſo viel Lehrjahre, in demſelben Geiſt geſchrieben, beſitzen, als nur möglich wäre, die ſämmtlichen Lehrjahre aller Menſchen, die je gelebt hätten.

A. Jetzt höre auf. Mir ſchwindelt ſchon. Morgen mehr. Dann bin ich wieder im Stande einige Gläſer von deinem Lieblingswein mit zu trinken.

2.

A. Haſt du heute Luſt mir deine Ideen über die Schriftſtellerei, und ſonſt weiter, mitzutheilen, ich hoffe einen lebhaften paradoxen Stoß ertragen zu können, und wenn du mich in Schwung bringſt, ſo helfe ich dir vielleicht; wenn der Träge nur erſt in Bewegung iſt, ſo iſt er auch deſto unaufhaltſamer und kühner.

B. Natürlich, je ſchwerer ein Ding Kraft äußert, deſto mehr Kraft kann es aufnehmen, und mit dieſer Bemerkung ſtänden wir vor der deutſchen Literatur, welche die Wahrheit derſelben auffallend beſtätigt. Ihre Capacität iſt ungeheuer. Es dürfte ihr kein empfindlicher Vorwurf ſeyn, daß ſie nicht leicht zu Filigranarbeiten zu benutzen ſey. Indeß iſt doch das nicht zu läugnen, daß ſie in Maſſe den alten Heerhaufen ihres Volks gleicht, die im Kampfe von Mann zu Mann wohl zehn römiſche Heere beſiegt haben würden, aber freilich in Maſſe, durch Geſammeltheit, Zucht, gut verbundene, leichte Bewegung und Ueberſicht der ſchicklichen Situation leicht zu werfen waren.

A. Glaubſt du, daß ihre Geſchwindigkeit und Kraft

noch im Zunehmen, oder doch wenigſtens noch im Zeitraum der gleichförmig beſchleunigten Bewegung iſt?

B. Im Zunehmen allerdings, und zwar ſo, daß ſich ihr Kern immer mehr von der lockern Materie, die ihn umgab, und ſeine Bewegung aufhielt, ſcheidet und ſäubert. Bei einem Weſen, wie eine Literatur, findet der Fall Statt, daß die Kraft, die ihm den Stoß gab, bei vordringender Richtung in dem Verhältniß wächſt, als ſeine Geſchwindigkeit zunimmt, und daß ſich alſo ſeine Capacität eben ſo vermehrt. Du ſiehſt, daß es hier auf eine Unendlichkeit abgeſehn iſt. Es ſind zwei veränderliche Faktoren, die im wachſenden Wechſelverhältniß ſtehen, und deren Product hyperboliſch fortſchreitet. Um aber das Bild deutlicher zu machen, müſſen wir uns erinnern, daß wir nicht mit einer Größenbewegung und Ausdehnung, ſondern mit einer veredelnden Variation (Verſchiedenung) von Beſchaffenheiten, deren Inbegriff wir Natur nennen, zu thun haben. Den einen jener veränderlichen Faktoren wollen wir die Sinnfähigkeit, Organibilität, Belebungsfähigkeit nennen, worin denn zugleich die Variabilität mitbegriffen iſt. Der andre ſey uns die Energie, Ordnung und Mannichfaltigkeit der erregenden Potenzen. Denke dir beide in Wechſelzunahme durchaus, und ſchließe dann auf die Produktenreihe. Mit der Einfachheit wächſt der Reichthum, mit der Harmonie die Volltönigkeit, die Selbſt- und Vollſtändigkeit des Gliedes mit der des Ganzen: innere Vereinigung und äußere Verſchiedenheit.

A. So treffend und ſchmeichelhaft auch dies Bild

der Geſchichte unſrer Schriftwelt ſeyn kann, ſo iſt es mir doch noch zu unverſtändlich, zu gelehrt. Ich verſtehe es nur ſo obenhin, indeſſen mag das gut ſeyn, und ich bitte dich ſtatt einer unerklärbaren Erklärung lieber die ewige Schneelinie zu verlaſſen, und ſo plan als möglich über einige Erſcheinungen am Fuße des Berges und aus dem Pflanzenſtriche zu reden, hier biſt du den Göttern nicht ſo nahe, und ich habe keine Orakelſprache zu befürchten. — — —

3.

Das Leben iſt ſehr kurz.

Mir kommt es ſehr lang vor.

Es iſt kurz, wo es lang, und lang, wo es kurz ſeyn ſollte.

Wer lebt denn? Sind Sie es nicht, der bei dem Unangenehmen verweilt, und bei dem Angenehmen vorbei fliegt? —

Das iſt eben das Schlimme, daß ich mich hierin nicht ändern kann, ſo wenig als Sie. Das Angenehme befördert unſre Kraft, das Unangenehme hemmt ſie.

Nun und Sie merken doch hier Unvollſtändigkeit?

Leider nur zu lebhaft.

Wer heißt Sie dieſer Indication nicht folgen?

Was für einer Indication?

Daß Sie das, was Sie wünſchen, nicht erwarten, ſondern aufſuchen ſollen. Merken Sie nicht, daß Sie an ſich ſelbſt verwieſen werden?

Zur Geduld, das weiß ich ſchon lange.

Nicht auch zur Hülfe?

Der Kranke läßt den Arzt rufen, weil er ſich nicht helfen kann.

Wenn nun aber der Arzt gerade zur Arznei dem Kranken Anſtrengung ſeines Verſtandes vorſchreibt? Wer ſich ſelbſt fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihn ſich ſelbſt verſchreibt.

Vergeſſen Sie nicht, daß wir von der Länge und Kürze des Lebens ausgingen.

Die Anwendung iſt kurz und leicht wie der frohe Genuß, und lang und mühſam, wie Duldung. In jener Rückſicht gab ich ſie Ihnen. In dieſer bleibt ſie Ihnen ſelbſt überlaſſen. Mäßigen Sie das allzuſchnelle Strömen der Kraft in der Freude durch Nachdenken. Beſchleunigen Sie den trägen Fortſchritt durch regelmäßige Thätigkeit.

Am Ende iſt Ihr Recept doch nicht das, was ich ſuche. Sie verordnen eine Mixtur durch Verdünnung, halb nehm' ichs mit Dank an.

Lieber, Sie ſind kein Chemiſt, ſonſt würden Sie wiſſen, daß durch ächte Miſchung ein Drittes entſteht, was Beides zugleich, und mehr als Beides iſt.

4.

Sie haben doch Recht gehabt. Unſre Unterhaltung hat mich auf ein intereſſantes Reſultat geführt.

Nun iſt die Reihe des Belehrtwerdens an mir. Ein Wechſel, der allein ächten Umgang gewährt.

Sie haben mir einen Weg durch die Zweifel über den Werth der Luſt gebahnt. Ich begreife nun, daß unſre urſprüngliche Exiſtenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Luſt iſt. Die Zeit entſteht mit der Unluſt,

daher alle Unluſt ſo lang, und alle Luſt ſo kurz. Abſolute Luſt iſt ewig, außer aller Zeit; relative Luſt mehr oder weniger Ein ungetheilter Moment.

Sie begeiſtern mich; nur wenig Schritte noch, und wir ſtehn auf der Höhe der innern Welt.

Ich weiß, welche Schritte Sie meinen. Unluſt iſt, wie die Zeit, endlich. Alles Endliche entſteht aus Unluſt. So unſer Leben.

Ich löſe Sie ab, und fahre fort. Das Endliche iſt endlich. Was bleibt? Abſolute Luſt, Ewigkeit, unbedingtes Leben. Und was haben wir in der Zeit zu thun, deren Zweck Selbſtbewußtſeyn der Unendlichkeit iſt?

Vorausgeſetzt, daß ſie einen Zweck hat: denn man könnte wohl fragen, ob nicht Zweckloſigkeit gerade die Illuſion charakteriſirt?

Auch das; indeß was ſollen wir zu bewirken ſuchen? Verwandlung der Unluſt in Luſt, und mit ihr der Zeit in Ewigkeit, durch eigenmächtige Abſonderung und Erhebung des Geiſtes, des Bewußtſeyns der Illuſion, als ſolcher. Ja, Lieber, und hier an den Säulen des Herkules laſſen Sie uns einander umarmen, im Genuß der Ueberzeugung, daß es bei uns ſteht, das Leben wie eine ſchöne genialiſche Täuſchung, wie ein herrliches Schauſpiel zu betrachten, daß wir ſchon hier im Geiſt in abſoluter Luſt und Ewigkeit ſeyn können, und daß gerade die alte Klage, daß alles vergänglich ſey, der fröhlichſte aller Gedanken werden kann und ſoll.

Dieſe Anſicht des Lebens, als zeitliche Illuſion, als Drama, möge uns zur andern Natur werden. Wie ſchnell werden dann trübe Stunden vorüber

fliegen, und wie reizend wird uns nicht ſo die Vergänglichkeit vorkommen. —

5.

A. Lieber Freund, ſchaffen Sie mir doch einen deutlichen, proberechten Begriff von den Fürſten. Ich grüble nun ſchon lange, aber die verzweifelten Fürſten ſtehn mir nicht. Sie verſchwinden unter dem Focus meiner Aufmerkſamkeit. Sie müſſen nicht feuer- und lichtbeſtändig ſeyn. Iſt ein Begriff vom Fürſten etwa ein Rahmen um ein Bild der Aegyptiſchen Finſterniß?

B. Ein glücklicher Genius hat Sie gerade zu mir geführt. Ein günſtiger Zufall hat mich dieſes große Geheimniß gelehrt, das ſich freilich, wie jedes Geheimniß, parador genug hören läßt:

Fürſten ſind Nullen, ſie gelten an ſich nichts, aber mit Zahlen,
Die ſie beliebig erhöhn, neben ſich, gelten ſie viel.

A. Am Ende, Lieber, was ſollen alle dieſe Hypotheſen? Eine einzige wahrhaft beobachtete Thatſache iſt doch mehr werth, als die glänzendſte Hypotheſe. Das Hypotheſiren iſt eine gefährliche Spielerei. Es wird am Ende leidenſchaftlicher Hang zur Unwahrheit, und vielleicht hat nichts den beſten Köpfen und den Wiſſenſchaften mehr geſchadet, als dieſe Renommiſterei des phantaſtiſchen Verſtandes. Dieſe ſcientifiſche Unzucht ſtumpft den Sinn für Wahrheit gänzlich ab, und entwöhnt von ſtrenger Beobachtung, welche doch allein die Baſis aller Erweiterung und Entdeckung iſt.

B. Hypotheſen ſind Netze, nur der wird fangen, der auswirft;

Iſt nicht Amerika ſelbſt durch Hypotheſe gefunden?
Hoch und vor allen lebe die Hypotheſe, nur ſie bleibt
Ewig neu, ſo oft ſie auch ſchon ſich ſelber beſiegte.

Und nun in Proſa die Nutzanwendung. Der Skeptiker, mein Freund, hat ſo wenig, wie der gemeine Empirismus, das Mindeſte zu Erweiterung der Wiſſenſchaft gethan. Der Skeptiker verleidet höchſtens den Hypothetikern den Ort, wo ſie ſtehn, macht ihnen den Boden ſchwankend; eine ſonderbare Art, Fortſchritte zu Stande zu bringen: wenigſtens ein ſehr indirektes Verdienſt. Der ächte Hypothetiker iſt kein andrer, als der Erfinder, dem vor ſeiner Erfindung oft ſchon dunkel das entdeckte Land vor Augen ſchwebt, der mit dem dunkeln Bilde über der Beobachtung, dem Verſuche ſchwebt, und nur durch freie Vergleichung, durch mannichfache Berührung und Reibung ſeiner Ideen mit der Erfahrung, endlich die Idee trifft, die ſich negativ zur poſitiven Erfahrung verhält, daß beide dann auf immer zuſammenhängen, und ein neues und himmliſches Licht die zur Welt gekommene Kraft umſtrahlt. —

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt; ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. — Die Menſchenwelt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Götter; Poeſie vereinigt ſie mit uns. —

Die höchſten Kunſtwerke ſind ſchlechthin ungefällig;

ſie ſind Ideale, die nur approximando gefallen können und ſollen, äſthetiſche Imperative. So ſoll auch das Moralgeſetz approximando Neigung werden.

In eigentlichen Poemen iſt keine als die Einheit des Gemüths. —

Der Geiſt der Poeſie iſt das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete ſpricht ſich nicht allein, es ſpricht ſeine ganze mitverwandte Welt aus. Daher ſchwebt um das Vollendete jeder Art der Schleier der ewigen Jungfrau, den die leiſeſte Berührung in magiſchen Duft auflöſt, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es iſt nicht die Antike allein, die wir ſehen; ſie iſt der Himmel, das Fernrohr und der Firſtern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höheren Welt. — Man glaube nur auch nicht allzuſteif, daß die Antike und das Vollendete gemacht ſey — gemacht — was wir ſo gemacht nennen. Sie ſind ſo gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung ſpringt das Werk vom Meiſter ab, in mehr als Raumfernen, und ſo ſieht mit dem letzten Zuge der Meiſter ſein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von ſich getrennt, deren Weite er ſelbſt kaum faßt, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Rieſen Intelligenz (Göthes Mährchen) zu ſetzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz ſein werden ſollte, ward es mehr als er, ſein Schö-

pfer, er zum unwiſſenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künſtler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künſtler. —

Der Sinn für Poeſie hat viel mit dem Sinn für Myſticismus gemein; er iſt der Sinn für das Eigenthümliche, Perſonelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er ſtellt das Undarſtellbare dar; er ſieht das Unſichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poeſie iſt ein Unding: es iſt ſchon ſchwer zu entſcheiden, ob etwas Poeſie ſey, oder nicht. Der Dichter iſt wahrhaft ſinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er ſtellt im eigentlichſten Sinne das Subject-Object vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — ſeine Ewigkeit. Der Sinn für Poeſie hat nahe Verwandtſchaft mit dem Sinn der Weiſſagung und dem religiöſen Sinn, dem Wahnſinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es iſt ihm ſelbſt unbegreiflich, warum gerade ſo und nicht anders. —

Es giebt einen ſpeciellen Sinn für Poeſie, eine poetiſche Stimmung in uns. Die Poeſie iſt durchaus perſonell, und darum unbeſchreiblich, und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiß und fühlt, was Poeſie iſt, dem läßt ſich kein Begriff davon beibringen. Poeſie iſt Poeſie; von Sprech- oder Redekunſt unendlich verſchieden. —

Man ſucht mit der Poeſie, die gleichſam nur das mechaniſche Inſtrument dazu iſt, innere Stimmungen, oder Gemälde und Anſchauungen hervorzubringen,

vielleicht auch geiſtige Tänze u. ſ. w. Poeſie iſt Gemüthserregungskunſt. —

Poeſie iſt Darſtellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Geſammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn ſie ſind ja die äußere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plaſtik zur äußern geſtalteten Welt, und die Muſik zu den Tönen iſt. Effect iſt ihr gerade entgegengeſetzt, in ſo fern ſie plaſtiſch iſt, doch giebt es eine muſikaliſche Poeſie, die das Gemüth ſelbſt in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen ſetzt. —

Dem Dichter iſt ein ruhiger, aufmerkſamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdiſcher Geſchäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine ſorgenfreie Lage, Reiſen, Bekanntſchaft mit vielartigen Menſchen, mannichfache Anſchauungen, Leichtſinn, Gedächtniß, Gabe zu ſprechen, keine Anheftung an Einen Gegenſtand, keine Leidenſchaft im vollen Sinn, eine vielſeitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten ſind Iſolatoren und Leiter des poetiſchen Stroms zugleich.

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Taſten, und die ganze Poeſie beruht auf thätiger Ideenaſſociation, auf ſelbſtthätiger, abſichtlicher, idealiſcher Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter iſt allwiſſend; er iſt eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muß die Fähigkeit haben, ſich andere Gedanken vorzuſtellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigſten Ausdrücken

darzuſtellen. Wie ein Tonkünſtler verſchiedene Töne und Inſtrumente in ſeinem Innern ſich vergegenwärtigen, ſie vor ſich bewegen laſſen, und ſie auf mancherlei Weiſe verbinden kann, ſo daß er gleichſam der Lebensgeiſt dieſer Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Maler, als Meiſter und Erfinder farbiger Geſtalten, dieſe nach ſeinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu ſtellen, und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen verſteht; ſo muß der Dichter den redenden Geiſt aller Dinge und Handlungen in ſeinen unterſchiedlichen Trachten ſich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit beſonderm, eigenthümlichen Sinn zu beſeelen vermögend ſeyn. Geſpräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beſchreibungen, leidenſchaftliche Aeußerungen, mit allen möglichen Gegenſtänden angefüllt, unter mancherlei Umſtänden, und von tauſend verſchiedenen Menſchen muß er erfinden, und in angemeßnen Worten auf's Papier bringen können. Er muß im Stande ſeyn über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weiſe zu ſprechen, und das Sprechen oder Schreiben muß ihn ſelbſt zum Schreiben und Sprechen begeiſtern. —

Sollten die Grundgeſetze der Phantaſie die Entgegengeſetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik ſeyn?

Die Poeſie iſt der Held der Philoſophie. Die Philoſophie erhebt die Poeſie zum Grundſatz; ſie lehrt uns den Werth der Poeſie kennen. Philoſophie iſt die Theorie der Poeſie; ſie zeigt uns, was die Poeſie ſey; daß ſie Eins und Alles ſey. —

Die Trennung von Philoſoph und Dichter iſt nur ſcheinbar und zum Nachtheil beider. Es iſt ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Conſtitution. —

Philoſophie klingt wie Poeſie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poeſie: ferne Berge, ferne Menſchen, ferne Begebenheiten u. ſ. w. (alles wird romantiſch); daher ergiebt ſich unſre urpoetiſche Natur. Poeſie der Nacht und Dämmerung.

Es giebt eine ſymptomatiſche und eine genetiſche Nachahmung. Die letzte iſt allein lebendig; ſie ſetzt die innigſte Vereinigung der Einbildungskraft und des Verſtandes voraus.

Aechte poetiſche Charaktere ſind ſchwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es ſind gleichſam verſchiedene Stimmen und Inſtrumente. Sie müſſen allgemein und doch eigenthümlich, beſtimmt und doch frei, klar und doch geheimnißvoll ſeyn. In der wirklichen Welt giebt es äußerſt ſelten Charaktere; ſie ſind ſo ſelten wie gute Schauſpieler. Viele Menſchen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muß die Gewohnheitsmenſchen, die Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterſcheiden. Der Charakter iſt durchaus ſelbſtthätig.

Das Lächerliche iſt eine Miſchung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daß man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden geſucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bei

dieſem Streben und Gefühl unwillkührlich beabſichtigen, iſt allerdings etwas ſehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach iſt um deswillen äußerſt ungeſchickt und unzweckmäßig, weil man nur durch dreiſte und richtige Zeichnung ſelbſterfundner Gegenſtände und Geſchichten fähig wird, freies Gemüth in eine ſcheinbare Weltcopei zu legen. —

Es iſt eine unangenehme Empfindung, bei einem beſtimmten Endzweck überflüſſige Worte zu hören, und da die Poeſie nichts als ein gebildeter Ueberfluß, ein ſich ſelbſt bildendes Weſen iſt, ſo muß die Poeſie recht zuwider werden, wenn man ſie am unrechten Orte ſieht, und wenn ſie raiſonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernſthafte Miene annehmen will; dann iſt ſie nicht mehr Poeſie. —

Je perſönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht iſt, deſto näher ſteht es dem Centro der Poeſie. Ein Gedicht muß ganz unerſchöpflich ſeyn, wie ein Menſch und ein guter Spruch. —

Wenn man manche Gedichte in Muſik ſetzt, warum ſetzt man ſie nicht in Poeſie? —

Das Theater iſt die thätige Reflexion des Menſchen über ſich ſelbſt. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drei Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraustritt, und ſo fort? —

Das lyriſche Gedicht iſt das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyriſchen Dichter ſind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemiſchtes Chor. —

Die hiſtoriſchen Stücke gehören zu der angewandten Hiſtorie. Sie können theils allegoriſch, theils Poeſie der Geſchichte ſeyn. In wenige einfache Geſpräche wird die Zeit gedrängt, die local, perſonell und temporell ſind. —

Alle Darſtellung der Vergangenheit iſt ein Trauerſpiel im eigentlichen Sinn; alle Darſtellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Luſtſpiel. Das Trauerſpiel iſt bei dem höchſten Leben eines Volks am rechten Orte, ſo wie das Luſtſpiel beim ſchwachen Leben deſſelben. —

Plaſtik, Muſik und Poeſie verhalten ſich wie Epos, Lyra und Drama. Es ſind unzertrennliche Elemente, die in jedem freien Kunſtweſen zuſammen, und nur nach Beſchaffenheit in verſchiedenen Verhältniſſen geeinigt ſind. —

Die Kunſt auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenſtand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das iſt die romantiſche Poetik.

Der Roman iſt gleichſam die freie Geſchichte, gleichſam die Mythologie der Geſchichte. —

Das Leben iſt etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker ſtudirt das Leben, wie der Maler, Muſiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie ſorgfältiges Studium von Farbe, Geſtaltung, Ton und Kraft, den Maler, Muſiker und Mechaniker. —

Der Roman iſt völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läßt ſich freilich als eine Combination untergeordneter Künſte betrachten, z. B. der Metrik,

der Sprachkenntniß, der Kunſt uneigentlich zu reden, witzig und ſcharfſinnig zu ſeyn; werden dieſe Künſte gut verbunden, und mit Geſchmack angewandt, ſo wird man das Product Gedicht nennen müſſen. Wir ſind freilich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchſten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freilich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Product. — Manches wird erſt dem dichteriſch Geſtimmten, oder dem Verfaſſer Gedicht, was es ſonſt nicht iſt. —

Das Individuum wird das vollkommenſte, das reinſyſtematiſche ſeyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualiſirt iſt, z. B. durch ſeine Geburt. In dieſem Zufalle muß die ganze Reihe ſeiner Zufälle und Zuſtände determinirt ſeyn. — Ein Romanſchreiber macht eine Art von bouts rimés, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäßige Reihe macht, der Ein Individuum zu Einem Zweck durch alle dieſe Zufälle zweckmäßig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muß er haben, das die Begebenheiten beſtimmt, und von ihnen beſtimmt wird. Dieſer Wechſel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den intereſſanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherlei Art zu Werke gehn: er kann ſich z. B. erſt eine Menge Begebenheiten ausſinnen, und zu der Belebung dieſer ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu

dieſen eine beſondre, ſie mannichfach verändernde und ſpecificirende Conſtitution); oder er kann ſich umgekehrt erſt ein Individuum eigner Art feſtſetzen, und zu dieſem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann alſo A) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten oder 3) beide wechſelſeitig ſich verändernd; oder B) beide unabhängig von einander, und zwar 1) ſich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darſtellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zuſammenhängende Handlungen eines vernünftigen Weſens (hieher gehört auch das Fatum), oder iſolirte Zufälle, oder beides vermiſcht ſeyn. Sind ſie das Erſte, ſo wird B 1. Darſtellung eines Kampfs, B 2. Darſtellung einer Gemeinſchaft, B 3. Darſtellung doppelter Welten, die höchſtens maleriſchen, poetiſchen Zuſammenhang haben, ſeyn. Sind ſie das Zweite, ſo wird B 1. Kampf mit dem Unglück, B 2. Gemeinſchaft mit dem Glück, B 3. wie beim Erſten ſeyn. Die Regeln des Dritten ergeben ſich aus den beiden erſten. Wenn man weiß, welche Claſſe dieſer verſchiedenen Darſtellungen der Dichter gewählt hat, ſo muß ſich alles darin aus dieſem Begriffe deduciren und rechtfertigen laſſen. Einheit muß jede Darſtellung haben, wenn ſie Eine Darſtellung, Ein Ganzes ſeyn will, und nicht etwa aus Princip im Großen geſtaltlos, und nur im Einzelnen poetiſch geſtaltet ſeyn will; dann aber iſt ſie auch in ſofern kein Kunſtwerk, ſondern

eine Sammlung von Kunſtfragmenten. Je größer der Dichter iſt, deſto weniger Freiheit erlaubt er ſich, deſto philoſophiſcher iſt er. Er begnügt ſich mit der willkührlichen Wahl des erſten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieſes Keims, bis zu ſeiner Aufloſung. Jeder Keim iſt eine Diſſonanz, ein Mißverhältniß, das ſich erſt nachgerade ausgleichen ſoll. Dieſer erſte Moment begreift die Wechſelglieder in einem Verhältniß, welches nicht ſo bleiben kann; ſo im Wilhelm Meiſter: Sinn für ſchöne Kunſt und Geſchäftsleben ſtreiten ſich um ihn; dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen ſind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verſchiedenen Geſtalten auf Scheidewegen erſcheinen. Endlich kommt Natalie, die beiden Wege und die beiden Geſtalten fließen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten ſuchen muß, erleichtert ſich der Dichter, ſo parador es auch ſcheint, ſeine Arbeit. Ein ſolches Bout rimé auszufüllen, iſt in der That leichter, als a priori aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannichfaltige Reihe ſtreng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muß kein Continuum, es muß ein in jedem Perioden gegliederter Bau ſeyn. Jedes kleine Stück muß etwas Abgeſchnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze ſeyn. —

Die Gegenſtände des Romantiſchen müſſen wie die Töne der Aeolsharfe da ſeyn, auf einmal, ohne Veranlaſſung, ohne ihr Inſtrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel

Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinſamen Geiſt verſchiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerſchöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieſes Geheimniß errathen hat, der hat nicht mehr nöthig, als den Entſchluß, der unendlichen Mannichfaltigkeit und ihrem bloßen Genuſſe zu entſagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieſer Entſchluß koſtet das freie Gefühl einer unendlichen Welt, und fordert die Beſchränkung auf eine einzelne Erſcheinung derſelben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entſchluſſe unſer irdiſches Daſeyn zuzuſchreiben haben? —

Es laſſen ſich Erzählungen ohne Zuſammenhang, jedoch mit Aſſociation, wie Träume, denken; Gedichte, die bloß wohlklingend und voll ſchöner Worte ſind, aber auch ohne allen Sinn und Zuſammenhang, höchſtens einzelne Strophen verſtändlich, wie Bruchſtücke aus den verſchiedenartigſten Dingen. Dieſe wahre Poeſie kann höchſtens einen allegoriſchen Sinn im Großen, und eine indirecte Wirkung, wie Muſik, haben. Darum iſt die Natur ſo rein poetiſch, wie die Stube eines Zauberers, eines Phyſikers, eine Kinderſtube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen iſt wie ein Traumbild ohne Zuſam-

menhang. Ein Enſemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine muſikaliſche Phantaſie, die harmoniſchen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur ſelbſt. —

In einem ächten Mährchen muß alles wunderbar, geheimnißvoll und zuſammenhängend ſeyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muß wunderlich mit der ganzen Geiſterwelt gemiſcht ſeyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Geſetzloſigkeit, Freiheit, der Naturſtand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Dieſe Zeit vor der Welt liefert gleichſam die zerſtreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturzuſtand ein ſonderbares Bild des ewigen Reichs iſt. Die Welt des Mährchens iſt die, der Welt der Wahrheit durchaus entgegen geſetzte, und eben darum ihr ſo durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich iſt. — In der künftigen Welt iſt alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt iſt das vernünftige Chaos; das Chaos, das ſich ſelbſt durchdrang, das in ſich und außer ſich iſt. — Das ächte Mährchen muß zugleich prophetiſche Darſtellung, idealiſche Darſtellung, abſolut nothwendige Darſtellung ſeyn. Der ächte Mährchendichter iſt ein Seher der Zukunft. —

Der erſte Menſch iſt der erſte Geiſterſeher, ihm erſcheint alles als Geiſt. Was ſind Kinder anders, als erſte Menſchen? Der friſche Blick des Kindes iſt überſchwenglicher, als die Ahndung des entſchiedenſten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unſrer Organe und der Selbſtberührung, daß wir uns nicht in einer Feen=

welt erblicken. Alle Mährchen ſind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend iſt. Die höhern Mächte in uns, die einſt als Genien unſern Willen vollbringen werden, ſind jetzt Muſen, die uns auf dieſer mühſeligen Laufbahn mit ſüßen Erinnerungen erquicken. —

Die Sieſte des Geiſterreichs iſt die Blumenwelt. In Indien ſchlummern die Menſchen noch immer, und ihr heiliger Traum iſt ein Garten, den Zucker und Milch umfließen. —

3.

Moraliſche Anſichten.

Ein wahrhafter Fürſt iſt der Künſtler der Künſtler, das iſt, der Director der Künſtler. Jeder Menſch ſollte Künſtler ſeyn; alles kann zur ſchönen Kunſt werden; der Stoff des Fürſten ſind die Künſtler. Sein Wille iſt ſein Meißel. Er erzieht, ſtellt und weiſet die Künſtler an, weil nur er das Bild im Ganzen und aus dem rechten Standpunkte überſieht, weil nur ihm die große Idee, die durch vereinigte Kräfte und Ideen dargeſtellt und executirt werden ſoll, vollkommen gegenwärtig iſt. Der Regent führt ein unendlich mannichfaches Schauſpiel auf, in welchem Bühne und Parterre, Schauſpieler und Zuſchauer Eins ſind, und er ſelbſt Poet, Director und Held des Stücks zugleich iſt. —

Es wird eine Zeit kommen, und das bald, wo man allgemein überzeugt ſeyn wird, daß kein König ohne Republik, und keine Republik ohne König beſtehn könne;

daß beide ſo untheilbar ſind, wie Körper und Seele, und daß ein König ohne Republik, ſo wie eine Republik ohne König, nur Worte ohne Bedeutung ſind. Daher entſtand mit einer ächten Republik immer ein König zugleich, und zugleich mit einem ächten Könige eine Republik. Der ächte König wird Republik, die ächte Republik König ſeyn. —

Republik und Monarchie werden durch eine Unionsacte vereinigt. Es muß mehrere nothwendige Stufen von Staaten geben, die aber durch eine Union vereinigt ſeyn müſſen. —

Ein einſtürzender Thron iſt wie ein fallender Berg, der die Ebene zerſchmettert, und da Ruinen und ein todtes Meer hinterläßt, wo ſonſt fruchtbares Land und luſtige Wohnſtätte war. —

Das Volk iſt eine Idee. Wir ſollen ein Volk werden. Ein vollkommener Menſch iſt ein kleines Volk. Aechte Popularität iſt das höchſte Ziel des Menſchen. —

Die Baſis aller ewigen Verbindungen iſt eine abſolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie und des unſichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Univerſalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaiſern zu realiſiren begonnen hatten. Zuerſt verließ Auguſt dieſe Baſis, und Hadrian zerſtörte ſie ganz. —

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zuſammenkünfte, Akademien, Collegien u. ſ. w. ſind gleichſam die ſpeciellen innern Organe des myſtiſchen Staatsindividuums. —

Ob ſich nicht etwas für die neuerdings ſo ſehr gemißhandelten Alltagsmenſchen ſagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr, als einer aus dem Populo ſeyn?

Alles Ausgezeichnete verdient den Oſtracismus; es iſt gut, wenn es ihn ſich ſelbſt giebt: Alles Abſolute muß aus der Welt heraus. In der Welt muß man mit der Welt leben; man lebt nur, wenn man im Sinn der Menſchen lebt, mit denen man lebt. Alles Gute in der Welt kommt von innen her (und alſo ihr von außen), aber es blitzt nur hindurch. Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter; aber es muß auch bald fort. —

Der Menſch hat den Staat zum Polſter der Trägheit zu machen geſucht, und doch ſoll der Staat gerade das Gegentheil ſeyn: er iſt eine Armatur der geſpannten Thätigkeit; ſein Zweck iſt, den Menſchen abſolut mächtig, und nicht abſolut ſchwach, nicht zum trägſten, ſondern zum thätigſten Weſen zu machen. Der Staat überhebt den Menſchen keiner Mühe, ſondern er vermehrt ſeine Mühſeligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne ſeine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfaſſenden Thätigkeit. —

Der vollkommene Bürger lebt ganz im Staate; er hat kein Eigenthum außer dem Staate. Das Völkerrecht iſt der Anfang zur univerſellen Geſetzgebung, zum univerſellen Staate. —

Der Staat iſt immer inſtinctmäßig nach der rela-

tiven Einſicht und Kenntniß der menſchlichen Natur eingetheilt worden; der Staat iſt immer ein Makroanthropos geweſen: die Zünfte die Glieder und einzelnen Kräfte, die Stände das Vermögen. Der Adel war das ſittliche Vermögen, der Prieſter das religiöſe Vermögen, die Gelehrten die Intelligenz, der König der Wille. So daß jeder Staat immer ein allegoriſcher Menſch geweſen iſt. —

Der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es ſollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt ſind die meiſten Staatsgenoſſen auf einem ſehr gemeinen, dem feindlichen ſehr nahe kommenden Fuße mit ihm. —

Die Lehre vom Mittler leidet Anwendung auf die Politik. Auch hier ſind der Monarch oder die Regierungsbeamten, Staats-Repräſentanten, Staatsmittler. Je geiſtvoller und lebendiger die Glieder ſind, deſto lebendiger, perſönlicher iſt der Staat. Aus jedem ächten Staatsbürger leuchtet der Genius des Staats hervor, ſo wie in einer religiöſen Gemeinſchaft ein perſönlicher Gott gleichſam in tauſend Geſtalten ſich offenbart: der Staat und Gott, ſo wie jedes geiſtige Weſen, erſcheint nicht einzeln, ſondern in tauſend mannichfaltigen Geſtalten; nur pantheiſtiſch erſcheint Gott ganz, und nur im Pantheismus iſt Gott ganz, überall in jedem Einzelnen. So iſt für das große Ich das gewöhnliche Ich und das gewöhnliche Du nur Supplement; jedes Du iſt ein Supplement zum großen Ich; wir ſind gar nicht Ich, wir können und ſollen aber Ich werden, wir ſind Keime zum Ich-Werden. Wir ſollen

alles in ein Du, in ein zweites Ich verwandeln; nur dadurch erheben wir uns ſelbſt zum großen Ich, das Eins und Alles zugleich iſt. — —

Aus Oekonomie giebt es nur Einen König. Müßten wir nicht haushälteriſch zu Werke gehn, ſo wären wir alle Könige. —

Die Ehe iſt für die Politik, was der Hebel für die Maſchinenlehre. Der Staat beſteht nicht aus einzelnen Menſchen, ſondern aus Paaren und Geſellſchaften. Die Stände der Ehe ſind die Stände des Staats: Frau und Mann. Die Frau iſt der ſogenannte ungebildete Theil. —

Die Bevölkerung iſt nie zu groß. Die zweckmäßige, ſyſtematiſche Beſchäftigung der Menſchenmaſſe iſt das Hauptproblem des Politikers. Kein Stand wird überſetzt, ohne daß ein anderer Mangel leidet. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommener der Staat. Keine Abgabe ſoll ſeyn, die nicht ein Gewinn für die Einzelnen iſt: wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate anwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in ſeiner Geliebten lebt, wird ſich über Abgaben beſchweren, denn ſie ſind der höchſte Vortheil. Die Abgaben kann man als Beſoldung des Staats, d. i. eines ſehr mächtigen, ſehr gerechten, ſehr klugen und ſehr amüſanten Menſchen betrachten. — Das Bedürfniß eines Staats iſt das dringendſte Bedürfniß für den Menſchen; um Menſch zu werden und zu bleiben, bedarf er eines Staats. Der Staat hat natürliche Rechte

und Pflichten wie der einzelne Menſch. Ein Menſch ohne Staat iſt ein Wilder. Alle Kultur entſpringt aus den Verhältniſſen eines Menſchen mit dem Staate; je gebildeter, deſto mehr Glied eines gebildeten Staats. Es giebt wilde und geſittete Staaten, moraliſche und unmoraliſche, genialiſche und Philiſter-Staaten. Staaten erziehen ſich entweder ſelbſt oder werden von andern Staaten erzogen. —

Aus der Polariſirung der Stände müßte am Ende eine große Welt entſtehn, ſo wie ein Pöbel. Der Haß des Gemeinen führt zum Vornehmen, denn nur dies iſt dem Gemeinen entgegen geſetzt. Der gebildete Menſch muß beides vereinigen können; er muß beides ſeyn können, wann und wie er will. —

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer. —

Gold und Silber ſind das Blut des Staats. Häufungen des Bluts im Kopfe und Herzen verrathen Schwäche in beiden. Je ſtärker das Herz iſt, deſto lebhafter und freigebiger treibt es das Blut nach den äußern Theilen: warm und belebt iſt jedes Glied, und raſch und mächtig ſtrömt das Blut nach dem Herzen zurück. —

Wie wir den Pflanzenboden düngen, ſo düngen uns die Pflanzen den Luftboden. Die Pflanzen ſind Erdenkinder, wir Kinder des Aethers. Die Lunge iſt

eigentlich unſer Wurzelkern, wir leben wenn wir athmen, und fangen unſer Leben mit Athem an. — (Kinder des Himmels freiten die Töchter der Erde.) Wir freſſen die Pflanzen und ſie gedeihn in unſerm Moder. Was uns das Freſſen iſt, das iſt den Pflanzen die Befruchtung. Empfangen iſt das weibliche Genießen, Verzehren das männliche. (Ein Säufer iſt einer liederlichen Frau zu vergleichen.) Das Befruchten iſt die Folge des Eſſens, es iſt die umgekehrte Operation; dem Befruchten ſteht das Gebären, wie dem Eſſen das Empfangen entgegen. Der Mann iſt gewiſſermaßen auch Weib, ſo wie das Weib Mann; entſteht etwa hieraus die verſchiedene Schamhaftigkeit? —

Es giebt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Glück und Unglück ſtehn in beſtändiger Wage. Jedes Unglück iſt gleichſam das Hinderniß eines Stroms, der nach überwundenem Hinderniß nur deſto mächtiger durchbricht. Dies iſt nirgend auffallender als beim Mißwachs in der Oekonomie. —

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ. —

An Gedanken intereſſirt uns entweder der Inhalt, die neue, frappante, richtige Function, oder ihre Entſtehung, ihre Geſchichte, ihre Verhältniſſe, ihre mannichfaltige Stellung, ihre mannichfaltige Anwendung, ihr Nutzen, ihre verſchiedenen Formationen. So läßt ſich ein an ſich trivialer Gedanke ſehr intereſſant bearbeiten; ein weitläufiges Unternehmen der Art kann ſehr intereſſant ſeyn, ungeachtet das Reſultat eine

Armſeligkeit iſt; hier iſt die Methode, der Gang, der Proceß, das Intereſſante und Angenehme. Je reifer man iſt, deſto mehr wird man Intereſſe an Productionen der letztern Art haben. Das Neue intereſſirt weniger, weil man ſieht, daß ſich aus dem Alten ſo viel machen läßt. Man verliert die Luſt am Mannichfaltigen, je mehr man Sinn für die Unendlichkeit des Einzelnen bekömmt. Man lernt das mit Einem Inſtrumente machen, wozu Andre hundert nöthig haben, und intereſſirt ſich überhaupt mehr für das Ausführen, als für das Erfinden. —

Das Eſſen iſt ein accentuirtes Leben. Eſſen, Trinken und Athmen entſpricht der dreifachen Abtheilung der Körper in feſte, flüſſige und luftige. Der ganze Körper athmet, nur die Lippen eſſen und trinken; gerade das Organ, das in mannichfachen Tönen das wieder ausſendet, was der Geiſt bereitet und durch die übrigen Sinne empfangen hat. Die Lippen ſind für die Geſelligkeit ſo viel: wie ſehr verdienen ſie den Kuß! Jede ſanfte weiche Erhöhung iſt ein ſymboliſcher Wunſch der Berührung. So ladet uns alles in der Natur figürlich und beſcheiden zu ſeinem Genuſſe ein, und ſo dürfte die ganze Natur wohl weiblich, Jungfrau und Mutter zugleich ſeyn. —

Durch das Eigenthum wird der Beſitz veredelt, wie durch die Ehe der körperliche Genuß. —

Das Poſtulat des weiblichen Myſticismus iſt gäng und gäbe. Alles fordert von den Frauen unbedingte Liebe zum erſten beſten Gegenſtande. Welche hohe Meinung von der freien Gewalt und Selbſtſchöpfungskraft ihres Geiſtes ſetzt dies nicht voraus!

Die Muſter der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Exiſtenz ſehr genau, und hüten ſich gewiſſenhaft, dieſelben zu überſchreiten; daher ihre gerühmte Gewöhnlichkeit. Sie mögen ſelbſt übertriebene Feinheiten, Delicateſſen, Wahrheiten, Tugenden, Neigungen nicht leiden. Sie lieben Abwechſelung des Gemeinen, Neuheit des Gewöhnlichen; keine neue Ideen, aber neue Kleider, Einförmigkeit im Ganzen, oberflächliche Reize. Sie lieben den Tanz, vorzüglich wegen ſeiner Leichtigkeit, Eitelkeit und Sinnlichkeit. Zu guter Witz iſt ihnen fatal, ſo wie alles Schöne, Große und Edle; mittelmäßige und ſelbſt ſchlechte Lectüre, Acteurs, Stücke u. ſ. w. machen ihnen Freude. —

Es giebt Menſchen von eigenſinniger und wunderlicher Individualität, die nicht zum Eheſtande gemacht ſind. Eheleute müſſen eine Art von Miſchung der Selbſtändigkeit und Unſelbſtändigkeit haben. Sie müſſen feſten Charakter, als Sachen, haben, um ein Beſitzthum ſeyn zu können, und doch geſchmeidig, elaſtiſch und durchaus beſtimmt ſeyn, ohne eigenſinnig und ängſtlich zu werden. —

Liebe ohne Eiferſucht iſt nicht perſönliche Liebe, ſondern indirecte Liebe — man kann Vernunftliebe ſagen; denn man liebt hier nicht als Perſon, ſondern als Glied der Menſchheit: man liebt die Rivale mehr als den Gegenſtand. —

Die Frauen ſind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verſchloſſen. — Frauen und Liebe trennt nur der Verſtand. —

Das ſchöne Geheimniß der Jungfrau, das ſie eben ſo unausſprechlich anziehend macht, iſt das Vorgefühl der Mutterſchaft, die Ahndung einer künftigen Welt, die in ihr ſchlummert, und ſich aus ihr entwickeln ſoll. Sie iſt das treffendſte Ebenbild der Zukunft. —

Die Ehe bezeichnet eine neue, höhere Epoche der Liebe — die geſellige, die lebendige Liebe. Die Philoſophie entſteht mit der Ehe. —

Die Fröhlichkeit löſ't allmählich alle Bande. Daher ſchickt ſie ſich nicht für die Jahre und Stände, wo die Erhaltung und Befeſtigung jener Bande eine heilige höhere Pflicht wird; Eheleute dürfen nicht mehr jenen jugendlichen Feſten beiwohnen. Ein milder Ernſt iſt die ihnen nöthige Stimmung, und eine klare Beſonnenheit, eine Hütung ewiger Verhältniſſe ihr Beruf. — —

Gerade wegen der Einfachheit ihrer Verhältniſſe iſt die Moral ſo ſchwierig in der Praxis. —

Aller unbeſtimmte, allgemeine, ſubjective Trieb oder Reiz läßt ſich nur durch eine unendliche Reihe beſtimmter Handlungen befriedigen. Er ſtrebt nach keinem Object; er erhält ſich nur ſelbſt; er iſt eine sollicitatio perpetua; er iſt die ewige Triebfeder unendlicher, terminirter Veränderungen. —

Ein Charakter iſt ein vollkommen gebildeter Wille. —

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner iſt, als armſelige Gewöhnlichkeit? — Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte. Nur durch Unbekanntſchaft mit uns

ſelbſt, Entwöhnung von uns ſelbſt, entſteht hier eine Unbegreiflichkeit, die ſelbſt unbegreiflich iſt. —

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſchlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyrannei. Maaß und Proportion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden. —

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit Preis, ſo giebt er ſich ſelbſt Preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Ueberzeugung. —

Alle Menſchen ſind in einem perpetuirlichen Duell begriffen. —

Wenn der Menſch nicht weiter kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung: einem raſchen Entſchluß. —

Die Erhebung iſt das vortrefflichſte Mittel, das ich kenne, um auf einmal aus fatalen Colliſionen zu kommen. So z. B. die allgemeine Erhebung in Adelſtand, die Erhebung aller Menſchen zu Genies, die Erhebung aller Phänomene in Wunderſtand, der Materie zu Geiſt, des Menſchen zu Gott, aller Zeit zur goldnen Zeit u. ſ. w. —

Neigungen ſind materiellen Urſprungs; Anziehungs- und Abſtoßungskräfte ſind hier wirkſam. Die Neigungen machen uns zu Naturkräften. Sie perturbiren den Lauf des Menſchen, und man kann von leidenſchaftlichen Menſchen im eigentlichſten Sinne ſagen,

daß ſie fallen. Wer ſich den Neigungen unbedingt ergiebt, handelt ſelbſt gegen das eigentliche Intereſſe der Neigungen, weil ſie nur durch einen verhältnißmäßigen Widerſtand eine volle und dauerhafte Wirkung thun können. —

Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlichern Nebenbuhler, als das Ideal der höchſten Stärke, des kräftigſten Lebens, was man auch das Ideal der äſthetiſchen Größe (im Grunde ſehr richtig, der Meinung nach aber ſehr falſch) benannt hat. Es iſt das Maximum des Barbaren, und hat leider in dieſen Zeiten der verwildernden Cultur gerade unter den größten Schwächlingen ſehr viele Anhänger erhalten. Der Menſch wird durch dieſes Ideal zum Thier-Geiſte, eine Vermiſchung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat. —

Schon das Gewiſſen beweiſ't unſer Verhältniß, Verknüpfung (die Uebergangs-Möglichkeit) mit einer andern Welt, eine innere unabhängige Macht und einen Zuſtand außer der gemeinen Individualität. — Hierauf allein beruht die Möglichkeit des thätigen Empirismus. Wir werden erſt Phyſiker werden, wenn wir imaginative Stoffe und Kräfte zum Maßſtab der Naturſtoffe und Kräfte machen. —

Es iſt ein bedeutender Zug in vielen Mährchen, daß, wenn Ein Unmögliches möglich wird, auch zugleich ein andres Unmögliches unerwartet möglich wird; daß, wenn der Menſch ſich ſelbſt überwindet, er auch zugleich die Natur überwindet, und ein Wunder vorgeht, welches ihm das entgegengeſetzte Ange-

nehme gewährt, in dem Augenblick, als ihm das entgegengeſetzte Unangenehme angenehm ward. Dieſes ſind die Zauberbedingungen; z. B. ein Bär ſoll in einen Prinzen verwandelt werden, aber nur in dem Augenblicke, in welchem der Bär geliebt wird. Vielleicht geſchähe eine ähnliche Verwandlung, wenn der Menſch das Uebel in der Welt lieb gewänne; in dem Augenblick, in welchem ein Menſch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendſte Wolluſt in ſeinen Armen, die höchſte poſitive Luſt durchdränge ihn. Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Syntheſis ſeyn? Je fürchterlicher der Schmerz, deſto höher die darin verborgene Luſt? Jede Krankheit iſt vielleicht ein nothwendiger Anfang der innigeren Verbindung zweier Weſen, der nothwendige Anfang der Liebe. So kann der Menſch enthuſiaſtiſch für Krankheiten und Schmerz werden, und vor allen den Tod als eine nähere Verbindung liebender Weſen anſehn. Fängt nicht überall das Beſte mit Krankheit an? Halbe Krankheit iſt Uebel, ganze Krankheit iſt Luſt, und zwar höhere. — Ließe ſich das Uebel in der Welt vielleicht vertilgen, wie das Böſe? Soll etwa die Poeſie die Unluſt, wie die Moral das Böſe vertilgen? Der Uebergang des guten Herzens zur Tugend iſt nicht durch das Böſe, ſondern durch die Philoſophie. — Es giebt nichts abſolut Böſes, und kein abſolutes Uebel. Es iſt möglich, daß der Menſch ſich allmählich abſolut böſe macht, und ſo allmählich auch ein abſolutes Uebel ſchafft; aber beides ſind künſtliche Producte, die der Menſch nach Geſetzen der Moral und Poeſie ſchlechthin

annihiliren ſoll, nicht glauben, nicht annehmen. — Alles Uebel und Böſe iſt iſolirt und iſolirend, es iſt das Prinzip der Trennung. Durch Verbindung wird die Trennung aufgehoben und nicht aufgehoben, aber das Böſe und Uebel als ſcheinbare Trennung und Verbindung wird in der That durch wahrhafte Trennung und Vereinigung, die nur wechſelſeitig beſtehn, aufgehoben. — Ich vernichte das Böſe und Uebel u. ſ. w. durch Philoſophiren. Es iſt eine Erhöhung, eine Richtung des Böſen und Uebels auf ſich ſelbſt, welches beim Guten und der Luſt u. ſ. w. gerade umgekehrt der Fall iſt. —

Es iſt ſonderbar, daß der eigentliche Grund der Grauſamkeit Wolluſt iſt. —

Es iſt wunderbar genug, daß nicht längſt die Aſſociation von Wolluſt, Religion und Grauſamkeit die Menſchen aufmerkſam auf ihre innige Verwandtſchaft und ihre gemeinſchaftliche Tendenz gemacht hat. —

Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur, denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. —

Böſe Menſchen müſſen das Böſe aus Haß gegen die Böſen thun. Sie halten alles für böſe, und darum iſt ihr zerſtörender Hang ſehr natürlich; denn ſo wie das Gute das Erhaltende, ſo iſt das Böſe das Zerſtörende. Dies reibt ſich am Ende ſelbſt auf, und widerſpricht ſich ſogar im Begriff, dagegen ſich jenes ſelbſt beſtätigt, und in ſich ſelbſt beſteht und fortdauert. Die Böſen müſſen wider ihren und mit ihrem Willen zugleich böſe handeln; ſie fühlen, daß jeder Schlag ſie

ſelbſt trifft, und doch können ſie das Schlagen nicht laſſen. Bosheit iſt nichts als eine Gemüthskrankheit, die in der Vernunft ihren Sitz hat, und daher ſo hartnäckig und nur durch ein Wunder zu heilen iſt. —

In Fichtes Moral ſind die wichtigſten Anſichten der Moral. Die Moral ſagt ſchlechthin nichts Beſtimmtes; ſie iſt das Gewiſſen, eine bloße Richterin ohne Geſetz; ſie gebietet unmittelbar, aber immer einzeln; ſie iſt durchaus Entſchloſſenheit. Geſetze ſind der Moral durchaus entgegen.

Spinoza und Andre haben mit ſonderbarem Inſtinct alles in der Theologie geſucht, die Theologie zum Sitz der Intelligenz gemacht. Spinozas Idee von einem kategoriſchen, imperativen, ſchönen oder vollkommnen Wiſſen, einem an ſich befriedigenden Wiſſen, einem alles übrige Wiſſen annihilirenden und den Wiſſenstrieb angenehm aufhebenden Wiſſen, kurz, einem wollüſtigen Wiſſen (welche Idee allem Myſticismus zum Grunde liegt) iſt äußerſt intereſſant. — Iſt nicht die Moral, in ſo fern ſie auf Bekämpfung der ſinnlichen Neigung beruht, ſelbſt wollüſtig, ächter Eudämonismus? —

Wenn ein Menſch plötzlich wahrhaft glaubte, er ſey moraliſch, ſo würde er es auch ſeyn. —

Mir ſcheint ein Trieb in unſern Tagen allgemein verbreitet zu ſeyn, die äußere Welt hinter künſtlichen Hüllen zu verſtecken, vor der offnen Natur ſich zu ſchämen, und durch Verheimlichung und Verborgenheit der Sinnenweſen eine dunkle Geiſterkraft ihnen beizulegen. Romantiſch iſt der Trieb gewiß, allein der kind-

lichen Unſchuld und Klarheit nicht vortheilhaft; beſonders bei Geſchlechtsverhältniſſen iſt dies bemerklich.

Jeder Tugend entſpricht eine ſpecifiſche Unſchuld. Unſchuld iſt moraliſcher Inſtinct. Tugend iſt die Proſa, Unſchuld die Poeſie. Es giebt rohe und gebildete Unſchuld, die Tugend ſoll wieder verſchwinden und Unſchuld werden. —

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanation. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart, um gedacht, noch mehreres, um beſprochen zu werden. —

Unſchuld und Unwiſſenheit ſind Schweſtern. Es giebt aber edle und gemeine Schweſtern. Die gemeine Unſchuld und Unwiſſenheit ſind ſterblich; ſie haben hübſche Geſichter, aber ohne alle Bedeutung und nicht dauerhaft; die edlen Schweſtern ſind unſterblich, ihre hohe Geſtalt iſt unveränderlich, und ewig leuchtet ihr Antlitz vom Tage des Paradieſes. Beide wohnen im Himmel, und beſuchen nur die edelſten und geprüfteſten Menſchen. —

In ſo fern ein Ding für mich da iſt, bin ich ſein Zweck; es bezieht ſich auf mich, es iſt meinetwegen da. Mein Wille beſtimmt mich, alſo iſt er auch mein Eigenthum. Die Welt ſoll ſeyn, wie ich will. Urſprünglich iſt die Welt ſo wie ich will, wenn ich ſie alſo nicht ſo finde, ſo muß ich den Fehler dieſes Products in den beiden Factoren ſuchen, oder in Einem. Entweder iſt die Welt eine ausgeartete, oder mein widerſprechen=

der Wille iſt nicht mein wahrer Wille, oder beides zugleich iſt unterſcheidbar zugleich wahr. — — Meine geiſtige Wirkſamkeit, meine Realiſation von Ideen, wird keine Decompoſition und Umſchaffung der Welt (wenigſtens nicht, in ſo fern ich Mitglied dieſer beſtimmten Welt bin), ſondern es wird nur eine Variations-Operation ſeyn können. Ich werde unbeſchadet der Welt und ihrer Geſetze, mittelſt derſelben, ſie für mich ordnen, einrichten und bilden können. —

Anſicht der ganzen Welt durch den Moralſinn. Deduction des Univerſums aus der Moral; alle wahren Verbeſſerungen ſind moraliſche Verbeſſerungen, alle wahren Erfindungen moraliſche Erfindungen, Fortſchritte (Verdienſte des Sokrates). —

Aller innere Sinn iſt Sinn für Sinn. —

Sittliches Gefühl iſt Gefühl des abſolut ſchöpferiſchen Vermögens, der productiven Freiheit, der unendlichen Perſonalität, des Mikrokosmus, der eigentlichen Divinität in uns. —

Gott iſt ein gemiſchter Begriff. Er iſt aus der Vereinigung aller Gemüthsvermögen, mittelſt einer moraliſchen Offenbarung, entſtanden. —

Iſt unſre Unwiſſenheit etwa Bedingung unſrer Moralität? Wollen wir unwiſſend ſeyn, weil wir es, bewandten Umſtänden nach, wollen müſſen? Wir ſind nur unwiſſend, weil wir es wollen. —

Der rechtliche Zuſtand ſoll ein moraliſcher werden, und dann fallen alle Schranken und Beſtimmungen von ſelbſt weg, und jeder iſt und hat alles, unbeſchadet der Andern. — Die Mathematik bezieht ſich nur auf

Recht, rechtliche Natur und Kunſt, nicht magiſche Natur und Kunſt; magiſch werden beide nur durch Moraliſirung. Liebe iſt der Grund der Möglichkeit der Magie. Die Liebe wirkt magiſch. — Alles Seyn ſoll in ein Haben verwandelt werden. Seyn iſt einſeitig, Haben ſynthetiſch, liberal. —

Güte iſt Moralität. Schönheit iſt objective Güte, Wahrheit ſubjective Güte. Beide beziehen ſich auf die vernunftloſe Natur. Im Vernunftweſen iſt Recht der Wahrheit, Güte der Schönheit analog. —

Das Syſtem der Moral muß Syſtem der Natur werden. Alle Krankheiten gleichen der Sünde, darin, daß ſie Tranſcendenzen ſind. Unſre Krankheiten ſind alle Phänomene einer erhöhten Senſation, die in höhere Kräfte übergehen will. Wie der Menſch Gott werden wollte, ſündigte er. — Krankheiten der Pflanzen ſind Animaliſationen, Krankheiten der Thiere Rationaliſationen, Krankheiten der Steine Vegetationen. Sollte nicht jeder Pflanze ein Stein und ein Thier entſprechen? — Pflanzen ſind geſtorbene Steine, Thiere geſtorbene Pflanzen. —

Die Natur ſoll moraliſch werden; wir ſind ihre Erzieher, ihre moraliſchen Tangenten, ihre moraliſchen Reize. — Läßt ſich die Moralität, wie der Verſtand u. ſ. w. objectiviren und organiſiren? —

Die Natur wird moraliſch ſeyn, wenn ſie aus ächter Liebe zur Kunſt ſich der Kunſt hingiebt, thut, was die Kunſt will; die Kunſt, wenn ſie aus ächter Liebe zur Natur für die Natur lebt, und mit der Natur arbeitet. Beide müſſen es zugleich, aus eigner Wahl, um ihrer ſelbſt willen, und aus fremder Wahl, um des Andern

willen, thun. Sie müſſen in ſich ſelbſt mit dem Andern, und mit ſich ſelbſt im Andern zuſammen treffen. —

Sollte die Menſchen-Pſychologie, etwa wie die Wiſſenſchaftslehre, bloß den Menſchen als ein Ganzes, als ein Syſtem betrachten (und bloß von oben herunter), und Pſychologie überhaupt nur mit Ganzen zu thun haben? Dann ſcheint mir Pſychologie und Phyſiologie vollkommen Eins, und die Seele nichts als Prinzip des Syſtems, Subſtanz zu ſeyn; ihre Wohnſtätte wäre der Himmel. — Phyſiologie überhaupt wäre Welt-Pſychologie, und Natur und Seele auch eins, da unter Natur doch nur Geiſt des Ganzen, ſubſtantielles Prinzip verſtanden wird. — — Gott und Natur muß man alſo trennen. Gott hat gar nichts mit der Natur zu ſchaffen; er iſt das Ziel der Natur, dasjenige, mit dem ſie einſt harmoniren ſoll. Die Natur ſoll moraliſch werden. — — Der moraliſche Gott iſt etwas viel Höheres als der magiſche Gott. — — Wir müſſen Magier zu werden ſuchen, um recht moraliſch ſeyn zu können. Je moraliſcher, deſto harmoniſcher mit Gott, deſto göttlicher, deſto verbündeter mit Gott. Nur durch den moraliſchen Sinn wird uns Gott vernehmlich. Der moraliſche Sinn iſt der Sinn für Daſeyn, ohne äußere Affection, der Sinn für Bund, der Sinn für das Höchſte, der Sinn für Harmonie, der Sinn für frei gewähltes und erfundenes und dennoch gemeinſchaftliches Leben und Seyn, der Sinn für das Ding an ſich, der ächte Divinationsſinn (diviniren, etwas ohne Veranlaſſung, Berührung, vernehmen). Das Wort Sinn, das auf unmittelbare Erkenntniß, Be-

rührung, Miſchung hindeutet, iſt hier freilich nicht recht ſchicklich, indeß iſt es ein unendlicher Ausdruck, wie es unendliche Größen giebt. Das Eigentliche kann hier nur approximando, zur Nothdurft ausgedrückt werden. Es iſt Nicht-Sinn; oder Sinn, gegen den jenes Nicht-Sinn iſt. — — Moraliſch handeln und religiös handeln ſind alſo aufs innigſte vereinigt. Man ſoll gänzlich innere und äußere Harmonie beabſichtigen; zugleich das Geſetz und den Willen Gottes, jedes um ſein ſelbſt willen, erfüllen. Es giebt alſo ein einſeitiges moraliſches und ein einſeitiges religiöſes Handeln. —

Können Wunder Ueberzeugung wirken? Oder wäre nicht wahrhafte Ueberzeugung, dieſe höchſte Function unſers Gemüths und unſrer Perſonalität, das einzige, wahre, Gott verkündende Wunder? Jedes Wunder muß iſolirt in uns bleiben, unverknüpft mit unſerm übrigen Bewußtſeyn, ein Traum. Aber eine innige moraliſche Ueberzeugung, eine göttliche Anſchauung, dies wäre ein reales bleibendes Wunder. —

Sollten gewiſſe intellectuelle Gränzen oder Unvollkommenheiten der Religion wegen da ſeyn, wie die Hülfloſigkeit der Liebe wegen? Wir haben uns, um verbunden zu ſeyn, auf unendliche Art, auch mit den Transmundanern, zu Menſchen beſtimmt, und einen Gott zu einem Monarchen gewählt. Deduction der Geiſter und der Weſen der Vernunft. Unſer Verhältniß mit ihnen. Wir haben keine Gränze des intellectuellen Fortſchritts, aber wir ſollen uns welche ad hunc actum tranſitoriſche Gränzen ſetzen, begränzt und unbegränzt zugleich ſeyn, Wunder thun können aber keine

thun wollen, alles wiſſen können aber nicht wollen. — Mit der richtigen Bildung unſers Willens geht auch die Bildung unſers Könnens und Wiſſens fort. In dem Augenblick, wo wir vollkommen moraliſch ſind, werden wir Wunder thun können, d. i. wo wir keine thun wollen, höchſtens moraliſche (Chriſtus). Der Wunder höchſtes iſt eine tugendhafte Handlung, ein Actus der freien Determination. —

Die Moral iſt, wohl verſtanden, das eigentliche Lebens-Element des Menſchen. Sie iſt innig eins mit der Gottesfurcht. Unſer eigner ſittlicher Wille iſt Gottes Wille. Indem wir ſeinen Willen erfüllen, erheitern und erweitern wir unſer eignes Daſeyn, und es iſt, als hätten wir um unſer ſelbſt willen, aus innrer Natur ſo gehandelt. Die Sünde iſt allerdings das eigentliche Uebel in der Welt. Alles Ungemach kommt von ihr her. Wer die Sünde verſteht, verſteht die Tugend und das Chriſtenthum, ſich ſelbſt und die Welt. Ohne dies Verſtändniß kann man ſich Chriſti Verdienſt nicht zu eigen machen, man hat keinen Theil an dieſer zweiten höhern Schöpfung. — —

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber ſelten nur wird ein Buch um des Buchs willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freilich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall im Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irrland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte. —

Sollte die Bibel nicht noch im Wachſen begriffen ſeyn? —

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beim Erwachen geblendet würden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt hätten. Wohl alſo denen, die hier ſchon vom Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können. —

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimation derſelben. Beide geſchehen uno actu. Keine Präcipitation ohne Sublimation. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Die Phantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall; iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefe unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgend iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freilich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos; aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbei, und der Schattenkörper hinweg gerückt iſt. Wir werden mehr genießen, als je: denn unſer Geiſt hat entbehrt. —

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich. Scheidung und nähere Selbſtverbin-

dung zugleich. Durch den Tod wird die Reduction vollendet. —

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödtliche Froſt, die freie Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Prinzip nach Miſanthropos und Miſotheos.

Manche Leute hängen wohl darum ſo an der Natur, weil ſie als vorgezogene Kinder ſich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. —

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit verbindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelglieds muß der Menſch durchaus frei ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt charakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, da hingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freien Wahl überhaupt fähig ſind, ſo werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociation, oder ihre beſondere Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehen Landesreligionen. Je ſelbſtſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelgliedes, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu

demſelben werden mannichfaltiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm, beſtehe. —

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſo fern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaismus nennen kann, beides Irreligion. Hingegen iſt Atheismus nur Negation aller Religion überhaupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Juden, zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft, eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſere Zeiten erhielt.

Die wahre Religion ſcheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheismus nicht im gewöhnlichen Sinne nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe,

daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheismus im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheismus nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beide zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtell: n, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheismus macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beide einander, jedoch auf verſchiedene Weiſe, nothwendig machen. —

Das Gebet, oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreifach aufſteigenden, untheilbaren Abſtraction oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren ſeyn. Der Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht. —

Jedes Willkührliche, Zufällige, Individuelle kann unſer Weltorgan werden. Ein Geſicht, ein Stern, eine Gegend, ein alter Baum u. ſ. w. kann Epoche in unſerm Innern machen. Dies iſt der große Realismus des Fetiſchdienſtes. —

Licht iſt Symbol der ächten Beſonnenheit. Alſo iſt Licht, der Analogie nach, Action der Selbſtrührung der Materie. Der Tag iſt alſo das Bewußtſeyn des

Wandelſterns, und während die Sonne, wie ein Gott, in ewiger Selbſtthätigkeit die Mitte beſeelt, thut ein Planet nach dem andern auf längere oder kürzere Zeit das Eine Auge zu, und erquickt im kühlen Schlafe ſich zu neuem Leben und Anſchauen. Alſo auch hier Religion. Denn iſt das Leben der Planeten etwas anders als Sonnendienſt? Auch hier kommſt du uns alſo entgegen, uralte, kindliche Religion der Parſen, und wir finden in dir die Religion des Weltalls. —

Sonderbar genug iſt es, daß die griechiſche Mythologie ſo unabhängig von der Religion war. Es ſcheint, daß die Kunſtbildung in Griechenland vor der Religion, und ein unendlich erhabener Idealismus der Religion den Griechen Inſtinct war. Die Religion war weſentlich Gegenſtand der menſchlichen Kunſt. Die Kunſt ſchien göttlich, oder die Religion künſtlich und menſchlich. Der Kunſtſinn war der Religions-Erzeugungsſinn, die Gottheit offenbarte ſich durch die Kunſt. —

Die Geiſtlichen und Herrnhuter haben doch das Vorzügliche und Bemerkenswerthe, daß ſie Idealiſten von Profeſſion ſind, und Religion ex professo treiben, ſie zu ihrem Hauptgeſchäfte machen, und eigentlich auf dieſer Welt in einer andern und für eine andere leben. —

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten, war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten. —

Unter Menſchen muß man Gott ſuchen. In den menſchlichen Begebenheiten, in menſchlichen Gedanken und Empfindungen offenbart ſich der Geiſt des Himmels am helſten. —

In gottesdienſtlichen Verſammlungen ſollte jeder

aufſtehen, und aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen göttliche Geſchichte den andern mittheilen; dieſe religiöſe Aufmerkſamkeit auf die Sonnenblicke der andern Welt iſt ein Haupterforderniß des religiöſen Menſchen. Wie man alles zum Gegenſtande eines Epigramms oder eines Einfalls machen kann, ſo kann man auch alles in einen Spruch, in ein religiöſes Epigramm, in Gottes Wort verwandeln. —

Noch iſt keine Religion. Man muß eine Bildungsſchule ächter Religion erſt ſtiften. Glaubt ihr, daß es Religion gebe? Religion muß gemacht und hervorgebracht werden durch die Vereinigung mehrerer Menſchen. —

Liebe kann durch abſoluten Willen in Religion übergehen. Des höchſten Weſens wird man nur durch Tod werth (Verſöhnungstod). —

Die Religion enthält unendliche Wehmuth. Sollen wir Gott lieben, ſo muß er hülfsbedürftig ſeyn. In wie fern iſt im Chriſtianismus dieſe Aufgabe gelöſt? —

Spinoza iſt ein Gott-trunkener Menſch. —

Der Spinozismus iſt eine Ueberſättigung mit Gottheit; Unglauben ein Mangel an göttlichem Organ und an Gottheit. Es giebt alſo directe und indirecte Atheiſten. Je beſonnener und ächt poetiſcher der Menſch iſt, deſto geſtalteter und hiſtoriſcher wird ſeine Religion ſeyn. —

Sollte der Teufel, als Vater der Lüge, ſelbſt nur ein nothwendiges Geſpenſt ſeyn? Trug und Illuſion ſtehn allein der Wahrheit, Tugend und Religion entgegen. — Dem freien Willen ſtehn die Grille, die

ſclaviſche Willkühr, der Aberglaube, die Laune, die Verkehrtheit, die durch lauter Zufälligkeiten beſtimmte Willkühr, gegenüber: daraus geht die Täuſchung hervor. —

Es giebt manche Blumen auf dieſer Welt, die überirdiſchen Urſprungs ſind, die in dieſem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, rufende Boten eines beſſern Daſeyns ſind. Unter dieſe Boten gehören vorzüglich Religion und Liebe. Das höchſte Glück iſt, ſeine Geliebte gut und tugendhaft zu wiſſen, die höchſte Sorge iſt die Sorge für ihren Edelſinn. Aufmerkſamkeit auf Gott, und Achtſamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmliſchen Ueberzeugung und Beruhigung in unſre Seelen einbricht, iſt das Wohlthätigſte, was man für ſich und ſeine Lieben haben kann. —

Alle unſre Neigungen ſcheinen nichts als angewandte Religion zu ſeyn; das Herz ſcheint gleichſam das religiöſe Organ. Vielleicht iſt das höhere Erzeugniß des productiven Herzens nichts anders als der Himmel. — Indem das Herz, abgezogen von allen einzelnen wirklichen Gegenſtänden ſich ſelbſt empfindet, ſich ſelbſt zu einem idealiſchen Gegenſtande macht, entſteht Religion. Alle einzelnen Neigungen vereinigen ſich in Eine, deren wunderbares Object ein höheres Weſen, eine Gottheit iſt, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfaßt. Dieſer Naturgott ißt uns, gebiert uns, ſpricht mit uns, erzieht uns, läßt ſich von uns eſſen, von uns zeugen und gebären, und iſt der unendliche Stoff unſrer Thätigkeit und unſers Leidens. — Machen wir die Geliebte zu einem ſolchen Gott, ſo iſt dies angewandte Religion. —

Religionslehre iſt wiſſenſchaftliche Poeſie. Poeſie iſt unter den Empfindungen, was Philoſophie in Beziehung auf Gedanken iſt. —

Die Religion begreift das ganze Gebiet des ſogenannten Ueberſinnlichen und Uebertrdiſchen in ſich. Sie iſt theils theoretiſch, theils praktiſch. —

Die katholiſche Religion iſt gewiſſermaßen ſchon angewandte chriſtliche Religion. Auch die Fichteſche Philoſophie iſt vielleicht angewandter Chriſtianismus. —

Eine Predigt iſt ein Bruchſtück der Bibel, des heiligen Buchs, des kanoniſchen Theils der Bibel. Jede Predigt ſoll Religion erwecken, Religions-Wahrheiten vortragen; ſie iſt das Höchſte, was ein Menſch liefern kann. Predigten enthalten Betrachtungen Gottes und Experimente Gottes. Jede Predigt iſt eine Inſpirationswirkung, ſie muß und kann nur genialiſch ſeyn. Wie vermeidet man bei Darſtellung des Vollkommnen die Langeweile? Die Betrachtung Gottes ſcheint als eine religiöſe Unterſuchung zu monoton; man erinnre ſich an die vollkommenen Charaktere im Schauſpiele, an die Trockenheit eines ächten, reinen philoſophiſchen oder mathematiſchen Syſtems. So iſt ſelbſt die Betrachtung Jeſu ermüdend. Die Predigt muß pantheiſtiſch ſeyn; angewandte, individuelle Religion, individualiſirte Theologie enthalten. —

Aller Glaube iſt wunderbar und wunderthätig: Gott iſt in dem Augenblicke, da ich ihn glaube. — Glaube iſt indirect-wunderthätige Kraft. Durch den Glauben können wir in jedem Augenblick Wunder thun für uns, oft für andre mit, wenn ſie Glauben

zu uns haben. — Glaube iſt hienieden wahrgenommene Wirkſamkeit und Senſation in einer andern Welt, ein vernommener transmundaner Actus. Der ächte Glaube bezieht ſich nur auf Dinge einer andern Welt. Glaube iſt Empfindung des Erwachens und Wirkens in einer andern Welt. Angewandter, irdiſcher Glaube iſt Wille. Glauben iſt Wahrnehmung des realiſirten Willens. —

Die Meinung von der Negativität des Chriſtenthums iſt vortrefflich; das Chriſtenthum wird dadurch zum Rang der Grundlage der projectirenden Kraft eines neuen Weltgebäudes und Menſchenthums erhoben, eines lebendigen moraliſchen Raums. — Auch ſchließt ſich dies ſchön an meine Ideen von der bisherigen Verkennung von Raum und Zeit, deren Perſönlichkeit und Urkraft mir unbeſchreiblich einleuchtend geworden iſt. Die Thätigkeit des Raums und der Zeit iſt die Schöpfungskraft, und ihre Verhältniſſe ſind die Angeln der Welt. — Abſolute Abſtraction, Vernichtung des Jetzigen, Apotheoſe der Zukunft, dieſer eigentlichen beſſern Welt: dies iſt der Kern der Geheiße des Chriſtenthums, und hiemit ſchließt es ſich an die Religion der Antiquare, die Göttlichkeit der Antike, die Herſtellung des Alterthums, als der zweite Hauptflügel an; beide halten das Univerſum, als den Körper des Engels, in ewigem Schweben, in ewigem Genuß von Raum und Zeit. —

Die chriſtliche Religion iſt die eigentliche Religion der Wolluſt. Die Sünde iſt der größte Reiz für die Liebe der Gottheit; je ſündiger ſich der Menſch fühlt,

deſto chriſtlicher iſt er. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit iſt der Zweck der Sünde und Liebe. Dithyramben ſind ein ächt chriſtliches Product. —

Die chriſtliche Religion iſt auch dadurch vorzüglich merkwürdig, daß ſie ſo entſchieden den bloßen guten Willen im Menſchen und ſeine eigentliche Natur, ohne alle Ausbildung, in Anſpruch nimmt, und darauf Werth legt. Sie ſteht in Oppoſition mit Wiſſenſchaft und Kunſt und eigentlichem Genuß.

Vom gemeinen Manne geht ſie aus. Sie beſeelt die große Majorität der Beſchränkten auf Erden.

Sie iſt das Licht, was in der Dunkelheit zu glänzen anfängt. —

Sie iſt der Keim alles Demokratismus, die höchſte Thatſache der Popularität.

Ihr unpoetiſches Aeußere, ihre Aehnlichkeit mit einem modernen häuslichen Gemälde ſcheint ihr nur geliehen zu ſeyn.

Sie iſt tragiſch und doch unendlich mild, ein ächtes Schauſpiel, Vermiſchung des Luſt- und Trauerſpiels.

Die griechiſche Mythologie ſcheint für die gebildeteren Menſchen zu ſeyn, und alſo in gänzlicher Oppoſition mit dem Chriſtenthum. Der Pantheismus iſt ein drittes Ende. —

Die Vernichtung der Sünde, dieſer alten Laſt der Menſchheit und alles Glaubens an Buße und Sühnung, iſt durch die Offenbarung des Chriſtenthums eigentlich bewirkt worden. —

Die Zukunft iſt nicht für den Kranken, nur der Blick des Geſunden kann ſich dreiſt in ihre wunderlichen

Wege verlieren. Unglück iſt der Beruf zu Gott. Heilig kann man nur durch Unglück werden, daher ſich auch die alten Heiligen ſelbſt in Unglück ſtürzten. —

Märtirer ſind geiſtliche Helden. Jeder Menſch hat wohl ſeine Märtirerjahre. Chriſtus war der große Märtirer unſers Geſchlechts; durch ihn iſt das Märtirerthum unendlich tiefſinnig und heilig geworden. —

Man ſollte ſich ſchämen, wenn man es nicht mit den Gedanken dahin bringen könnte, zu denken was man wollte. Bitte Gott um ſeinen Beiſtand, daß er die ängſtlichen Gedanken verjagen helfe. Lerne nur erſt einen ängſtlichen Gedanken auch gleich als ſolchen kennen. Mit innigem Gebet und feſtem Vorſatz iſt vieles möglich. Sobald du ängſtlich wirſt, und traurige, bängliche Vorſtellungen ſich dir aufdringen, ſo fange an recht herzlich zu beten. Gelingt es die erſten Male nicht, ſo gelingt es gewiß mit der Zeit. Hat man Gott im Herzen, ſo grübelt man nicht: dann iſt nur Eine große erhebende Erfindung in der Seele. Auf dem göttlichen Geſichtspunkte giebt es keine Wolken; da iſt nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Der Mann iſt anders, als das Kind. Mann ſeyn kommt von Gott. Die Alten waren immer fröhlich. —

Beten iſt in der Religion, was Denken in der Philoſophie iſt. Beten iſt Religion machen; Predigten ſollten eigentliche Gebete ſeyn. Der religiöſe Sinn betet, wie das Denkorgan denkt. Religion geht auf Religion, ſie hat eine eigne religiöſe Welt, ein eignes religiöſes Element. —

Der heilige Geiſt iſt mehr als die Bibel; er ſoll

unſer Lehrer des Chriſtenthums ſeyn, nicht todter, irdiſcher, zweideutiger Buchſtabe. —

Unſer ganzes Leben iſt Gottesdienſt. —

Eine Verbindung, die auch für den Tod geſchloſſen iſt, iſt eine Hochzeit, die uns eine Genoſſin für die Nacht giebt. Im Tode iſt die Liebe am ſüßeſten; für den Liebenden iſt der Tod eine Brautnacht, ein Geheimniß ſüßer Myſterien:

Iſt es nicht klug für die Nacht ein geſelliges Lager zu ſuchen?
Darum iſt klüglich geſinnt, der auch Entſchlummerte liebt. — —

Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradieſe, dem Symbol der Jugend an, und ſchließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Auch ihre zwei Hauptbeſtandtheile ſind ächt großhiſtoriſch. (In jedem großhiſtoriſchen Gliede muß gleichſam die große Geſchichte ſymboliſch verjüngt liegen.) Der Anfang des neuen Teſtaments iſt der zweite, höhere Sündenfall (Sünde: was geſühnt werden muß), und der Anfang der neuen Periode. Die Geſchichte eines jeden Menſchen ſoll eine Bibel ſeyn. Chriſtus iſt der neue Adam. Eine Bibel iſt die höchſte Aufgabe der Schriftſtellerei. —

Höchſt ſonderbar iſt die Aehnlichkeit unſrer heiligen Geſchichte mit Mährchen: anfänglich eine Bezauberung, dann die wunderbare Verſöhnung u. ſ. w. die Erfüllung der Verwünſchungsbedingung. Wahnſinn und Bezauberung haben viel Aehnliches. Ein Zauberer iſt ein Künſtler des Wahnſinns.

Die Geſchichte Chriſti iſt eben ſo gewiß ein Gedicht

wie eine Geſchichte: und überhaupt iſt nur die Geſchichte eine Geſchichte, die auch Fabel ſeyn kann. —

Myſtiſcher Glaube an das, was einmal da iſt: das Alte, Bekannte; und myſtiſche Hoffnung und Freude auf alles, was da kommen ſoll: das Neue, Unbekannte; dies ſind zwei ſehr wichtige Charakterzüge der bisherigen Menſchheit. —

Ob das Menſchengeſchlecht progrediendo geht, iſt eine ſonderbare, unbeantwortliche philoſophiſche Frage; warum fragt man nicht auch: verändert ſich das Menſchengeſchlecht? Dieſe Frage iſt höher. Aus der Veränderung läßt ſich erſt ein Schluß auf die Verbeſſerung oder Verſchlimmerung ziehn. —

Nur wenn wir uns, als Menſchen, mit andern Vernunftweſen vergleichen könnten, würden wir wiſſen, was wir eigentlich ſind, auf welcher Stelle wir ſtehn. —

Der Gegenſatz von Leib und Geiſt iſt einer der allermerkwürdigſten und gefährlichſten. In der Hiſtorie hat er eine große Rolle geſpielt. —

Die Natur iſt lauter Vergangenheit, ehemalige Freiheit; daher durchaus Boden der Geſchichte. —

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? Wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen? —

Die Körperwelt iſt die proſaiſche. Der bloße (rohe) Raum iſt Anfangspoem; Endpoem wird der gebildete Raum ſeyn. Natürlicher Raum, — künſtlicher Raum. Ein Körper iſt ein conſonirter Raum. Der ferne Körper löſet ſich wieder in Raum auf, verſchwindet in Raum. Alles ſoll wieder Raum werden (Körper-

Schema — Weltkugel). Schema der Züge oder Ströme, — Weltkugelfluß. Zug der Ströme, dem Körper entgegengeſetzt — Bewegung. Die conſonirte Bewegung der Zeit iſt die wirkliche Bewegung. Ferne Bewegung löſ't ſich wieder in abſolute Bewegung auf. Wo Körper iſt, iſt Raum nicht. Wo Bewegung iſt, iſt Zeit nicht. Alle Ströme und Bewegungen ſollen Zeit (Ewigkeit) werden. Rohe Zeit — gebildete Zeit. Die Zeit dauert abſolut. Alle Ströme ſollen dauernd, alle Körper durchdringlich werden. —

Der jetzige Himmel und die jetzige Erde ſind proſaiſcher Natur; es iſt eine Weltperiode des Nutzens. Das Weltgericht iſt der Anfang der neuen, gebildeten, poetiſchen Periode. —

Ueber den gegenwärtigen Moment, oder den immerwährenden Erſtarrungs-Proceß der irdiſchen Zeit. — Sie hat eine ſonderbare Lebensflamme. Die Zeit macht alles, wie ſie auch alles zerſtört, bindet, trennt. — Natur der Erinnerung. Seelenflamme. Beſonderes Leben der Seele. Innere Lebensweiſe. Der Erſtarrungs-Proceß. — Dies rührt von der Berührung einer zweiten Welt, eines zweiten Lebens her, wo alles entgegengeſetzt iſt. — Wir ſpringen wie ein elektriſcher Funken in die andere Welt hinüber. Zunahme der Capacität. Tod iſt Verwandlung, Verdrängung des Individualprincips, das nun eine neue, haltbarere, fähigere Verbindung eingeht. —

Unſere Welt iſt das, was ſie iſt, als Glied des Univerſalweltſyſtems, ihre Veränderungen werden mit durch die Veränderungen des großen Syſtems be-

ſtimmt. — Je mannichfacher etwas individualiſirt iſt, deſto mannichfacher iſt ſeine Berührung mit andern Individuen, deſto veränderlicher ſeine Gränze und Nachbarſchaft. —

Ein unendlich charakteriſtiſches Individuum iſt Glied eines Infinitoriums. So unſre Welt. Sie gränzt an unendliche Welten und doch vielleicht nur an Eine. Die Welt im Ganzen hat auch nur Eine Welt gegen ſich über — Himmel und Erde. —

Manche haben mehr eine räumliche Perſonalität, andre mehr eine zeitliche. Sollte dies der Unterſchied unter Helden und Künſtlern ſeyn? —

Der Buchſtabe iſt, was ein Tempel oder Monument iſt; ohne Bedeutung iſt er freilich todt. Es giebt geiſtvolle Hiſtoriker des Buchſtabens, philologiſche Antiquare. Der Antiquar iſt eigentlich ein Reſtaurator des Buchſtabens, ein Auferwecker deſſelben. —

Glück iſt Talent für die Hiſtorie, oder das Schickſal. Der Sinn für Begebenheiten iſt der prophetiſche, und Glück iſt der divinatoriſche Inſtinct. (Die Alten rechneten daher mit Recht das Glück eines Menſchen zu ſeinen Talenten.) Es giebt eine divinatoriſche Luſt. Der Roman iſt aus Mangel der Geſchichte entſtanden. —

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldenes Zeitalter. —

Es fehlt uns nicht an Gelegenheit, Menſchen außer der Welt, und zwar vor und nach der Welt zu betrachten. Zu Menſchen und nicht zu Menſchen beſtimmte Stamina; jenes Kinder, dieſes Alte. —

Manchen fehlt es an Gegenwart des Geiſtes, dafür haben ſie mehr Zukunft des Geiſtes. —

Beinah alles Genie war bisher einſeitig. Reſultat einer krankhaften Conſtitution. Die eine Klaſſe hat zu viel äußern, die andre zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Conſtitution. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proportion, aber nie konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bei glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, das ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung, welche die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte; denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich; denn der Weg, der bisher zurück gelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganze aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen. —

Die Geſchichte erzeugt ſich ſelbſt. Erſt durch Verknüpfung der Vergangenheit und Zukunft entſteht ſie. So lange jene nicht feſtgehalten wird durch Schrift und Satzung, kann dieſe nicht nutzbar und bedeutend werden. — Die Menſchen gehn viel zu nachläſſig mit ihren Erinnerungen um. —

Eine Geſchichte iſt ein eigenthümliches Product des Verſtandes und des Willens; ohne deren Zuthun giebt es keine Geſchichte; durch ſie kann aber alles zur Geſchichte, zum Beiſpiel, zum Bilde eines Geſetzes werden. —

Der Geſchichtſchreiber organiſirt hiſtoriſche Weſen. Die Data der Geſchichte ſind die Maſſe, welcher der Geſchichtſchreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin ſteht auch die Geſchichte unter den Grundſätzen der Belebung und Organiſation überhaupt, und bevor nicht dieſe Grundſätze da ſind, giebt es auch keine ächten hiſtoriſchen Kunſtgebilde, ſondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat. —

Unſre alte Nationalität war, wie mich dünkt, ächt römiſche: natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, wahrlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrei vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinctartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen bei der Revolution gewonnen haben, iſt eine Portion Deutſchheit. —

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig wie Romanität oder Gräcität und Britanität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt. Es ſind allgemeine Menſchencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal. —

Jede Perſon, die aus Perſonen beſteht, iſt eine Perſon in der zweiten Potenz, oder ein Genius. In dieſer Beziehung darf man wohl ſagen, daß es keine Griechen, ſondern nur einen griechiſchen Genius gege-

ben hat. Ein gebildeter Grieche war nur ſehr mittelbar, und nur zu einem ſehr geringen Theil ſein eignes Werk. Daher erklärt ſich die große Individualität der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft; wobei doch nicht zu läugnen iſt, daß an einigen Gränzen ägyptiſcher und orientaliſcher Myſticismus ſie angegriffen und moderniſirt hat. —

Die Forderung, die gegenwärtige Welt für die beſte zu halten, iſt ganz der gleich, meine mir angetraute Frau für die beſte und einzige zu halten, und ganz für ſie und in ihr zu leben. Es giebt noch viele ähnliche Forderungen und Anſprüche, deren Anerkennung der zur Pflicht macht, der einen für immer entſchiedenen Reſpect vor allem hat, das geſchehen iſt, der hiſtoriſch religiös iſt, der abſolute Gläubige und Myſtiker der Geſchichte überhaupt, der ächte Liebhaber des Schickſals. Das Fatum iſt die myſtificirte Geſchichte. Jede willkührliche Liebe, in der bekannten Bedeutung, iſt eine Religion, die nur Einen Apoſtel, Einen Evangeliſten und Anhänger hat und haben, und Wechſelreligion ſeyn kann, aber nicht zu ſeyn braucht. —

Es giebt eine Reihe idealiſcher Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen ſie zuſammen. Menſchen und Zufälle modificiren gewöhnlich die idealiſche Begebenheit, ſo daß ſie unvollkommen erſcheint, und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen ſind. So bei der Reformation. Statt des Proteſtantismus kam das Lutherthum hervor. —

Was bildet den Menſchen, als ſeine Lebensgeſchichte? Und ſo bildet den großartigen Menſchen nichts, als die Weltgeſchichte.

Manche Menſchen leben beſſer mit der vergangenen Zeit und der zukünftigen, als mit der gegenwärtigen.

Auch iſt die Gegenwart gar nicht verſtändlich, ohne die Vergangenheit, und ohne ein hohes Maaß von Bildung, eine Sättigung mit den höchſten Producten, mit dem gediegenſten Geiſt des Zeitalters und der Vorzeit, und eine Verdauung, woraus der menſchlich prophetiſche Blick entſteht, deſſen der Hiſtoriker, der thätige, idealiſtiſche Bearbeiter der Geſchichtsdaten nicht ſo entbehren kann, wie der grammatiſche und rhetoriſche Erzähler. —

Eine gewiſſe Einſamkeit ſcheint dem Gedeihen der höheren Sinne nothwendig zu ſeyn, und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menſchen mit einander manchen heiligen Keim erſticken, und die Götter, die den unruhigen Tumult zerſtreuter Geſellſchaften und die Verhandlungen kleinlicher Angelegenheiten fliehen, verſcheuchen. —

Die Geſellſchaft der Jeſuiten wird ewig ein Muſter aller Geſellſchaften ſeyn, die eine organiſche Sehnſucht nach unendlicher Verbreitung und ewiger Dauer fühlen; aber auch ein Beweis, daß die unbewachte Zeit allein die klügſten Unternehmungen vereitelt, und der natürliche Wachsthum des ganzen Geſchlechts unaufhaltſam den künſtlichen Wachsthum eines Theils unterdrückt. Alles Einzelne für ſich hat ein eignes Maaß von Fähigkeit, nur die Capacität des Geſchlechts iſt unermeßlich. Alle Plane müſſen fehlſchlagen, die nicht auf alle Anlagen des Geſchlechts vollſtändig angelegte Plane ſind. —

Evolutionen ſind der Stoff der Geſchichte. Was jetzt die Vollendung nicht erreicht, wird ſie bei einem künftigen Verſuche erreichen, oder bei einem abermaligen. Vergänglich iſt nichts, was die Geſchichte ergriff. Aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reiferen Geſtalten wieder hervor. —

Aus Inſtinkt iſt der Gelehrte Feind der Geiſtlichkeit nach alter Verfaſſung; der Gelehrte und der geiſtliche Stand müſſen Vertilgungskriege führen, wenn ſie getrennt ſind, denn ſie ſtreiten um Eine Stelle. Dieſe Trennung that ſich nach der Reformation beſonders in ſpätern Zeiten mehr hervor, und die Gelehrten gewannen deſto mehr Feld, je mehr ſich die Geſchichte der Europäiſchen Menſchheit dem Zeitraume der triumphirenden Gelehrſamkeit näherte, und Wiſſen und Glauben in eine entſchiedene Oppoſition traten. Im Glauben ſuchte man den Grund der allgemeinen Stockung, und durch das durchdringende Wiſſen hoffte man ſie zu heben. Ueberall litt der heilige Sinn unter den mannichfachen Verfolgungen ſeiner bisherigen Art, ſeiner zeitigen Perſonalität. Das Reſultat der modernen Denkungsart nannte man Philoſophie, und rechnete alles dazu, was dem Alten entgegen war, vorzüglich alſo jeden Einfall gegen die Religion. Der anfängliche Perſonalhaß gegen den katholiſchen Glauben ging allmählich in Haß gegen die Bibel, gegen den chriſtlichen Glauben und endlich gar gegen die Religion über. Noch mehr, der Religionshaß dehnte ſich ſehr natürlich und folgerecht auf alle Gegenſtände des Enthuſiasmus aus, verketzerte Phantaſie und

Gefühl, Sittlichkeit und Kunſtliebe, Zukunft und Vorzeit, ſetzte den Menſchen in der Reihe der Naturweſen mit Noth oben an, und machte die unendliche ſchöpferiſche Muſik des Weltalls zum einförmigen Klappern einer ungeheuren Mühle, die vom Strom des Zufalls getrieben, und auf ihm ſchwimmend, eine Mühle an ſich, ohne Baumeiſter und Müller, und eigentlich ein ächtes Perpetuum mobile, eine ſich ſelbſt mahlende Mühle ſey. Ein Enthuſiasmus ward großmüthig dem armen Menſchengeſchlechte übrig gelaſſen, und als Prüfſtein der höchſten Bildung jedem Actionär derſelben unentbehrlich gemacht, der Enthuſiasmus für dieſe herrliche, großartige Philoſophie, und insbeſondere für ihre Prieſter und Myſtagogen. Frankreich war ſo glücklich, der Schooß und Sitz dieſes neuen Glaubens zu werden, der aus lauter Wiſſen zuſammengeklebt war. So verſchrieen die Poeſie in dieſer neuen Kirche war, ſo gab es doch einige Poeten darunter, die des Effects wegen noch des alten Schmucks und des alten Lichtes ſich bedienten, aber dabei in Gefahr kamen, das neue Weltſyſtem mit altem Feuer zu entzünden. Klügere Mitglieder wußten jedoch die ſchon warm gewordenen Zuhörer ſogleich wieder mit kaltem Waſſer zu begießen. Die Mitglieder waren raſtlos beſchäftigt, die Natur, den Erdboden, die menſchliche Seele und die Wiſſenſchaften von der Poeſie zu ſäubern, jede Spur des Heiligen zu vertilgen, das Andenken an alle erhebenden Vorfälle und Menſchen durch Sarkasmen zu verleiden, und die Welt alles bunten Schmucks zu entkleiden.

Das Licht war wegen ſeines mathematiſchen Gehorſams und ſeiner Frechheit ihr Liebling geworden; ſie freuten ſich, daß es ſich eher zerbrechen ließ, als daß es mit Farben geſpielt hätte, und ſo benannten ſie nach ihm ihr großes Geſchäft, Aufklärung. In Deutſchland betrieb man dieſes Geſchäft gründlicher; man reformirte das Erziehungsweſen, man ſuchte der alten Religion einen neueren, vernünftigeren, gemeineren Sinn zu geben, indem man alles Wunderbare und Geheimnißvolle ſorgfältig von ihr abwuſch; alle Gelehrſamkeit ward aufgeboten, um die Zuflucht zur Geſchichte abzuſchneiden, indem man die Geſchichte zu einem häuslichen und bürgerlichen Sitten- und Familiengemälde zu veredeln ſich bemühte; Gott wurde zum müßigen Zuſchauer des großen rührenden Schauſpiels, das die Gelehrten aufführten, gemacht, welcher am Ende die Dichter und Spieler feierlich bewirthen und bewundern ſollte. Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthuſiasmus erzogen, und ſo entſtand eine neue Europäiſche Zunft, die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur ſo wunderbar und unbegreiflich, ſo poetiſch und unendlich blieb, allen Bemühungen ſie zu moderniſiren, zum Trotz. Duckte ſich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und ſonſt auf, ſo wurde ſogleich von allen Seiten Lärm geblaſen, und wo möglich der gefährliche Funke durch Philoſophie und Witz in der Aſche erſtickt. Dennoch war Toleranz das Loſungswort der Gebildeten, und beſonders in Frankreich gleichbedeutend mit Philoſophie.

Höchſt merkwürdig iſt dieſe Geſchichte des modernen Unglaubens und der Schlüſſel zu allen ungeheuren Phänomenen der neuern Zeit. Erſt in dieſem Jahrhunderte und beſonders in ſeiner letzten Hälfte beginnt ſie, und wächſt in kurzer Zeit zu einer unüberſehlichen Größe und Mannichfaltigkeit. Eine zweite Reformation, eine umfaſſendere und eigenthümlichere war unvermeidlich, und mußte das Land zuerſt treffen, das am meiſten moderniſirt war, und am längſten aus Mangel an Freiheit im aſtheniſchen Zuſtande gelegen hatte. Längſt hätte ſich das überirdiſche Feuer Luft gemacht, und die klugen Aufklärungsplane vereitelt, wenn nicht weltlicher Druck und Einfluß denſelben zu Statten gekommen wären. In dem Augenblick aber, wo ein Zwieſpalt unter den Gelehrten und Regierungen, unter den Feinden der Religion und ihrer ganzen Genoſſenſchaft entſtand, mußte ſie wieder, als drittes tonangebendes und vermittelndes Glied hervortreten, und dieſen Hervortritt muß nun jeder Freund derſelben anerkennen und verkündigen, wenn er noch nicht merklich genug ſeyn ſollte. Daß die Zeit der Auferſtehung gekommen iſt, und gerade die Begebenheiten, die gegen ihre Belebung gerichtet zu ſeyn ſchienen, und ihren Untergang zu vollenden drohten, die günſtigſten Zeichen ihrer Regeneration geworden ſind: dies kann einem hiſtoriſchen Gemüthe gar nicht zweifelhaft bleiben. Wahrhafte Anarchie iſt das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Poſitiven hebt ſie ihr glorreiches Haupt, als neue Weltſtifterin empor. Wie von ſelbſt ſteigt

der Menſch gen Himmel auf, wenn ihn nichts mehr bindet; die höhern Organe treten von ſelbſt aus der allgemeinen gleichförmigen Miſchung und vollſtändigen Auflöſung aller menſchlichen Anlagen und Kräfte, als der Urkern der irdiſchen Geſtaltung zuerſt heraus. Der Geiſt Gottes ſchwebt über dem Waſſer und ein himmliſches Eiland wird als Wohnſtätte der neuen Menſchen, als Stromgebiet des ewigen Lebens zuerſt ſichtbar über den zurückſtrömenden Wogen. Ruhig und unbefangen betrachte der ächte Beobachter die neuen, ſtaatsumwälzenden Zeiten! Kommt ihm der Staatsumwälzer nicht wie Syſyphus vor? Jetzt hat er die Spitze des Gleichgewichts erreicht, und ſchon rollt die mächtige Laſt auf der andern Seite wieder herunter. Sie wird nie oben bleiben, wenn nicht eine Anziehung gegen den Himmel ſie auf der Höhe ſchwebend erhält. Alle eure Stützen ſind zu ſchwach, wenn euer Staat die Tendenz nach der Erde behält. Aber knüpft ihn durch eine höhere Sehnſucht an die Höhen des Himmels; gebt ihm eine Beziehung aufs Weltall, dann habt ihr eine nie ermüdende Feder in ihm, und werdet eure Bemühungen reichlich belohnt ſehen. An die Geſchichte verweiſe ich euch, forſcht in ihrem belehrenden Zuſammenhange nach ähnlichen Zeitpunkten, und lernt den Zauberſtab der Analogie gebrauchen.

Soll die Revolution die Franzöſiſche bleiben, wie die Reformation die Lutheriſche war? Soll der Proteſtantismus abermals widernatürlicher Weiſe, als revolutionäre Regierung, fixirt werden? Sollen Buch=

ſtaben, Buchſtaben Platz machen? Sucht ihr den Keim des Verderbens auch in der alten Einrichtung, dem alten Geiſte? und glaubt euch auf eine beſſere Einrichtung, einen beſſern Geiſt zu verſtehn? O! daß der Geiſt der Geiſter euch erfüllte, und ihr abließet von dieſem thörichten Beſtreben, die Geſchichte und die Menſchheit zu modeln und eure Richtung ihr zu geben. Iſt ſie nicht ſelbſtändig, nicht eigenmächtig, ſo gut wie unendlich liebenswerth und weiſſagend? Sie zu ſtudiren, ihr nachzugehn, von ihr zu lernen, mit ihr gleichen Schritt zu halten, gläubig ihren Verheißungen und Winken zu folgen, daran denkt keiner. In Frankreich hat man viel für die Religion gethan, indem man ihr das Bürgerrecht genommen, und ihr bloß das Recht der Hausgenoſſenſchaft gelaſſen hat, und zwar nicht in Einer Perſon, ſondern in allen ihren unzähligen Individualgeſtalten. Als eine fremde, unſcheinbare Waiſe muß ſie erſt die Herzen wieder gewinnen, und ſchon überall geliebt ſeyn, ehe ſie wieder öffentlich angebetet, und in weltliche Dinge zur freundſchaftlichen Berathung und Stimmung der Gemüther gemiſcht wird. —

Wo keine Götter ſind, walten Geſpenſter. —

Alles, was in der neueſten Zeit in Deutſchland geſchehen iſt, ſind nur noch Andeutungen, unzuſammenhängend und roh; aber ſie verrathen dem hiſtoriſchen Auge eine univerſelle Individualität, eine neue Geſchichte, eine neue Menſchheit; die ſüßeſte Umarmung einer jungen überraſchten Kirche und eines liebenden Gottes, und das innige Empfängniß eines

neuen Meſſias, in ihren tauſend Gliedern zugleich. Wer fühlt ſich nicht mit ſüßer Scham guter Hoffnung? Das Neugeborne wird das Abbild ſeines Vaters, eine neue goldne Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine prophetiſche, wunderthätige und wundenheilende, tröſtende und ewiges Leben entzündende Zeit ſeyn, eine große Verſöhnungszeit, ein Heiland, der wie ein ächter Genius unter den Menſchen einheimiſch, nur geglaubt, nicht geſehen werden kann, doch unter zahlloſen Geſtalten den Gläubigen ſichtbar, als Brod und Wein verzehrt, als Geliebte umarmt, als Luft geathmet, als Wort und Geſang vernommen, und mit himmliſcher Wolluſt, als Tod, unter den höchſten Schmerzen der Liebe in das Innere des verbrauſenden Leibes aufgenommen wird. —

Frankreich verficht einen weltlichen Proteſtantismus. Sollten auch weltliche Jeſuiten nun entſtehn, und die Geſchichte der letzten Jahrhunderte erneuert werden?

Wie wenn auch hier, wie in den Wiſſenſchaften, eine nähere und mannichfaltigere Connexion und Berührung der europäiſchen Staaten zunächſt der hiſtoriſche Zweck des Krieges wäre; wenn eine neue Regung des bisher ſchlummernden Europa ins Spiel käme; wenn Europa wieder erwachen wollte; wenn ein Staat der Staaten, eine politiſche Wiſſenſchaftslehre uns bevorſtände? Sollte etwa die Hierarchie, dieſe ſymmetriſche Grundfigur der Staaten, das Prinzip des Staatenvereins, als intellectuale Anſchauung des politiſchen Ichs, ſeyn?

Es iſt unmöglich, daß weltliche Kräfte ſich ſelbſt ins Gleichgewicht ſetzen; ein drittes Element, das weltlich und überirdiſch zugleich iſt, kann allein dieſe Aufgabe löſen. Unter den ſtreitenden Mächten kann kein Friede geſchloſſen werden; aller Friede iſt nur Illuſion, nur Waffenſtillſtand. Auf dem Standpunkt der Cabinetter, des gemeinen Bewußtſeyns, iſt keine Vereinigung denkbar. Beide Theile haben große nothwendige Anſprüche, und müſſen ſie machen, getrieben vom Geiſte der Welt und der Menſchheit. Beide ſind unvertilgbare Mächte der Menſchenbruſt; hier die Andacht zum Alterthum, die Anhänglichkeit an die geſchichtliche Verfaſſung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten, glorreichen Staatsfamilie, und Freude des Gehorſams; dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreiſe, die Luſt am Neuen und Jungen, die zwangloſe Berührung mit allen Staatsgenoſſen, der Stolz auf menſchliche Allgemeingültigkeit, die Freude am perſönlichen Recht und am Eigenthum des Ganzen, und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts ſagen, denn die innerſte Hauptſtadt jedes Reichs liegt nicht hinter Erdwällen und läßt ſich nicht erſtürmen.

Wer weiß, ob des Kriegs genug iſt; aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geiſtliche Macht darreichen kann. Es wird ſo lange Blut über Europa ſtrömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnſinn gewahr werden, der ſie im Kreiſe umher treibt, und von heiliger

Muſik getroffen und beſänftigt zu ehemaligen Altären in bunter Vermiſchung treten, Worte des Friedens vernehmen, und ein großes Liebesmahl als Friedensfeſt auf den rauchenden Wahlſtätten mit heißen Thränen gefeiert wird.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken, und die Völker verſöhnen, und die Chriſtenheit mit neuer Herrlichkeit ſichtbar auf Erden in ihr altes friedenſtiftendes Amt inſtalliren. Haben die Nationen alles vom Menſchen, nur nicht ſein Herz, ſein heiliges Organ? — —

Das Chriſtenthum iſt dreifacher Geſtalt. Eine iſt, als Zeugungs-Element der Religion, Eine, als Mittlerthum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu ſeyn. Eine als Glaube an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es iſt gleichviel, ihr werdet damit Chriſten und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unausſprechlichen Gemeinde. Angewandtes, lebendiggewordenes Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube, die letzte dieſer Geſtalten. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als ächte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung.

Er iſt gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden an-

dern Geſtalten des Chriſtenthums wird er ewig dieſen Erdboden beglücken.

Seine zufällige Form iſt ſo gut wie vernichtet; das alte Papſtthum liegt im Grabe, und Rom iſt zum zweitenmal eine Ruine geworden. Soll der Proteſtantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen? Die andern Welttheile warten auf Europas Verſöhnung und Auferſtehung, um ſich anzuſchließen, und Mitbürger des Himmelreichs zu werden. — —

Bayerische Staatsbibliothek München

Novalis, / Tieck, Ludwig, / Schlegel, Friedrich <<von>>,

Novalis Schriften

Stuttgart 1826

P.o.germ. 2042 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129197-3